Fh.

8.

872a

—9 xs 2t 28/7. 46.

Mercy von: Lauenstein geborne Freyin Ebersteinin

A. L. Z. 1801. Marz. n. 131.

N 237. Leipz.

Versuch
über
den Ehrtrieb,
mit
besonderer Rücksicht auf
das Geschäft der
Menschenerziehung,
für
Freunde der praktischen Philosophie,
für Jugendlehrer und Prediger,
von
Christian Wilhelm Snell,
Professor und Rektor des Gymnasii zu Idstein.

Dr. Haupt

Frankfurt am Mayn
bei Gebhard und Körber 1800.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
NARENBERGENSIS.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorrede und Einleitung.

Die auffallende Verschiedenheit der Urtheile über den Werth der Ehrtriebe, und über den Gebrauch, der sich bei dem Geschäfte der Bildung des menschlichen Gemüthes von derselben machen läßt, ist nur dann begreiflich, wenn man annimmt, daß es den Streitenden theils an der erforderlichen Uebereinstimmung in den Prin-

cipien oder in den Grundbegriffen, welche der ganzen Untersuchung unterliegen müssen, theils überhaupt an der gehörigen Bestimmtheit und Deutlichkeit der Vorstellungen fehle. Ist aber dies der Fall; so kann eine wiederholte Erörterung dieses Gegenstandes an und für sich nicht unter die unnöthigen Arbeiten gezählt werden. — Solche Gedanken haben schon seit geraumer Zeit den Vorsaz bei mir erzeugt und unterhalten, diese Materie aufs neue in Untersuchung zu nehmen; und ich trage nicht länger Bedenken, dem Publikum die Resultate meines fortgesezten Nachdenkens über dieselbe vorzulegen. — Wenn ich glaubte,

daß

daß mein Unternehmen einer noch weitern Rechtfertigung bedürfte; so würde ich vielleicht hoffen können, dieselbe auch in dem Umstande zu finden, daß der Einfluß, den die durch die kritische Philosophie begründete erhabene Lehre, von dem unbedingten Werthe des Menschen als eines moralischen Wesens, auf die vorliegende Materie hat, viel zu bedeutend scheint, um nicht eine wiederholte Bearbeitung derselben gewissermaßen zu einem Bedürfnisse der Zeit zu machen. Man braucht eben nicht zu der Zahl der allzuwarmen Lobredner dieses seinem Ende nun so nahe gekommenen Jahrhunderts zu gehören,

um die Entwickelung, Aufhellung und Verbreitung der großen Ideen von reiner Sittlichkeit und absoluter Menschenwürde für eins der ausgezeichnetsten Verdienste desselben zu halten, wodurch es unter seinen Brüdern herrlich hervorglänzt. Ich wenigstens bin überzeugt, daß hierdurch einer der seltenen, aber großen und entscheidenden Schritte in dem sonst langsamen Gange der Vervollkommnung unsers Geschlechts geschehen, und höhere sittliche Ausbildung der Menschheit auf alle kommenden Zeiten hinaus vorbereitet worden sey. Und sollte es diese Ueberzeugung nicht zur Pflicht machen, jenen erhabenen Ideen als den sicher-

sicherſten Führern in dem ganzen Geſchäfte der Menſchenerziehung zu folgen? —

Darüber iſt wohl nie ein Streit geweſen, daß man unter der Ehre die an den Tag gelegte gute Meinung oder die Achtung Anderer zu verſtehen habe. Aber wenn nun die Frage iſt, was denn eigentlich Achtung ſey, und was Achtung verdiene; desgleichen, warum die Menſchen ſo ſehr wünſchen, geehrt zu werden: dann merkt man bald, daß Manche, die über dieſe Dinge viel zu reden und zu ſchreiben wiſſen, ſich noch nicht einmal die Mühe gegeben haben, ihren Begriffen die erforderliche Beſtimmtheit und Deutlichkeit zu verſchaffen.

Es läßt sich weder über die Natur, noch über die wenigstens mögliche Nüzlichkeit oder Schädlichkeit eines Triebes etwas genugthuendes sagen, wenn man nicht die Beschaffenheit und den Werth der Objekte desselben, nebst dem Verhältnisse der leztern zu den Zwecken der Menschheit, genau kennt. Da nun der Gegenstand des Ehrtriebes die Achtung Anderer ist; so glaubte ich, den Anfang mit einer Untersuchung des Gefühls der Achtung überhaupt, und mit einer Klaßifikation der Gegenstände, welche nach dem Urtheile der Vernunft in höherm oder geringerm Grade Achtung verdienen, machen zu müssen. Dieses habe ich

im

im ersten Abschnitte mit derjenigen Ausführlichkeit zu thun gesucht, welche mir zur gehörigen Bestimmung und Aufhellung der Grundbegriffe, ohne die sich über diese Materie nichts befriedigendes sagen läßt, nothwendig schien. Nun erst hielt ich es für möglich, die Fragen zu beantworten; aus welchen Gründen ist der Ehrtrieb dem Menschen so natürlich? und, inwiefern verdient er den Beifall der Vernunft? — welches ich im zweiten Abschnitte versucht habe. Ich wünsche nichts mehr, als den denkenden Leser dieses Abschnitts zu überzeugen, daß jedes allgemeine Urtheil über den Werth oder den Unwerth

der Ehrliebe und über den bei der Erziehung von derselben zu machenden Gebrauch, ohne gründliche Kenntnis der verschiedenen Quellen und Modifikationen dieses Triebes, gewagt, oder höchstens nur halbwahr ausfallen müsse. Denn es ist gewiß nicht gleichgültig, aus welchen Ursachen, in welcher Absicht und durch welche Arten vermeinter oder wirklicher Vorzüge jemand in einem gegebenen Falle Beifall und Ehre zu erlangen sucht. — Der dritte Abschnitt endlich wendet die Resultate der vorhergehenden Betrachtungen näher auf das Praktische an. Viele specielle Verhaltungsregeln darf man hier nicht erwarten: denn mich

Dar-

darauf einzulassen wäre ohne zu große Weitläuftigkeit nicht möglich gewesen. Meine Absicht bei dieser Schrift geht nur dahin, die Natur und die Wirkungen des Ehrtriebes in der weitesten Bedeutung (vermöge welcher das Wort nicht nur das Verlangen nach fremder, sondern auch nach eigener Achtung anzeigt) deutlich und vollständig zu entwickeln, und die hieraus sich ergebenden allgemeinen Maximen aufzustellen, nach welchen man von dieser mächtigen Triebfeder zur Lenkung der menschlichen Gemüther Gebrauch zu machen und die verkehrten Richtungen derselben zu verhüten hat. Mir scheinen solche allgemeinere

An-

Ansichten praktischer Gegenstände, wofern sie nur die erforderliche Deutlichkeit und Wahrheit haben, für jeden, dem es nicht gänzlich an der Gabe des Selbsturtheilens fehlt, hinreichend, um hieraus die besondern Verhaltungsregeln herzuleiten, welche in vorkommenden Fällen und Situationen mit der Hoffnung des gewünschten Erfolgs gebraucht werden können.

Ob meine Schrift viel oder wenig neues, und — welches noch wichtiger ist — ob sie nüzliche Wahrheiten, zweckmäßig vorgetragen, enthalte, hierüber mögen Andere urtheilen. Nur sey es mir erlaubt, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß es mit dem

Ur-

Urtheile über die Neuheit des Inhalts eines Buchs eine eigene Sache sey.

Gleichwie nicht alles neu ist, was gerade mir neu scheint; so ist auch nicht alles alt, was etwa einem Andern so vorkommt. „Das Buch enthält manches gute, aber nichts neues!“ das ist zwar bald gesagt: aber das Schlimme bei der Sache ist, daß nicht ein jeder, der so sagt oder schreibt, um sich das Ansehen eines gründlichen Kenners zu geben, in dem Fache, von dem die Rede ist, bewandert genug ist, um richtig angeben zu können, was denn eigentlich alt und was neu in demselben sey. Etwas mehr Vorsichtigkeit bei Urtheilen dieser Art wäre

also Manchem doch wohl anzurathen.

Wer meine frühern schriftstellerischen Kleinigkeiten verwandten Inhaltes gesehen hat, der weiß schon, daß ich mit der Verehrung gewisser Modegötzen des Jahrhunderts nichts zu schaffen habe. Wer sich hieran ärgert, der mag immerhin meine Schrift ungelesen lassen, oder nach Belieben allenfalls auch ein wenig darauf schelten und schimpfen (es gilt mir alles gleich!) und übrigens vor seinen Idolen so lange auf den Knien liegen, als er sich in dieser für das vernünftigere Publikum nicht sehr erbaulichen Stellung gefällt. Nur muß er der Welt nicht weis machen wollen, daß zu dem allem sonderlich

lich viel Geist und Herz erforderlich sey. —

Je weniger es mich kümmert, ob meine Schrift Menschen dieser Gattung wohl oder übel gefalle, desto wichtiger wird mir das Urtheil der Kenner und der Wahrheitsfreunde seyn. Wenn auf der einen Seite ihr Beifall, als ein sicherer Beweis, daß ich eine nicht ganz unnüzliche Arbeit gethan habe, alle meine Wünsche, womit ich diese Schrift dem Publikum vorlege, befriedigen würde; so wird auf der andern Seite ihr belehrender Tadel mich, der ich selbst am besten von der Mangelhaftigkeit dieses

ses Versuchs überzeugt bin, nicht weniger, ja ich kann wohl sagen, noch mehr, als ihr Beifall, zur aufrichtigsten Dankbarkeit verbinden.

Geschrieben den 6. Decemb. 1799.

Erster

Erster Abschnitt.

Von dem Gefühle der Achtung überhaupt und einigen damit verwandten Gefühlen.

I.

Unterschied zwischen Achtung und Schätzung.

Das Gefühl, welches die Vorstellung irgend eines Gegenstandes begleitet, insofern derselbe mit unserer Natur, ihren Gesetzen, Zwecken und Trieben übereinstimmend erscheint, heißt Wohlgefallen in der weitesten Bedeutung des Wortes. Die unmittelbare Wirkung dieses Gefühles ist jedesmal eine Hinneigung des Gemüthes zu dem gefallenden Gegenstande, oder ein Bestreben des Begehrungsvermögens, entweder das vorgestellte Objekt wirklich zu machen, es zu besitzen, zu genießen, oder doch wenigstens die gefallende Vorstellung desselben zu unterhal-

ten. Das Gegentheil des Wohlgefallens, das Misfallen, hat auch die entgegengesezte Wirkung auf das Begehrungsvermögen; nemlich ein Bestreben, den Gegenstand zu entfernen, zu vernichten oder wenigstens dessen Vorstellung von uns zu verbannen.

Es giebt Eigenschaften, — Gesinnungen, Entschließungen und Handlungen vernünftiger Wesen, welche nicht wegen ihrer Wirkungen auf unsere sinnliche Natur, nicht wegen ihrer Uebereinstimmung mit den Trieben und Forderungen unserer Selbstliebe, sondern wegen der ihnen wesentlich eigenthümlichen Angemessenheit zu unserer edlern vernünftigen Natur, sobald wir sie uns nur vorstellen, ein unbedingtes, unmittelbares Wohlgefallen in uns hervorbringen. Es giebt andere Gegenstände, welche wegen ihrer Zusammenstimmung mit den Trieben und Forderungen unserer sinnlichen Natur, oder insofern sie als Mittel zur Befriedigung dieser Triebe erscheinen, Wohlgefallen erzeugen. Objekte dieser leztern Art gefallen uns nur insofern wir uns vorstellen, daß sie angenehm auf unser sinnliches Gefühlsvermögen wirken. Sie gefallen nicht an sich, sondern nur vermittelst des hinzukommenden Gedankens, daß wir uns Vergnügen und sinnliche Vortheile davon

von versprechen können. Daher nennen wir diese Art des Wohlgefallens ein sinnlich-bedingtes und mittelbares Wohlgefallen.

Jenes rein-vernünftige, unmittelbare Wohlgefallen heißt Achtung in der weitesten Bedeutung des Wortes. Jedes bedingte oder mittelbare Wohlgefallen aber wollen wir Schätzung nennen. Wir achten jede Eigenschaft eines Menschen, die in der bloßen Vorstellung an und für sich den Beifall der Vernunft erhält, davon abgesehen, ob wir selbst oder auch Andere Vergnügen und Vortheil davon erwarten können oder nicht. Wir schätzen jede Sache, wie auch jede Gesinnungsweise, jede Handlung unserer Mitmenschen, die uns darum gefällt, weil wir urtheilen, daß sie uns oder Andern Annehmlichkeit und Nutzen verschaffen werde, wenigstens verschaffen könne. Da sehr viel darauf anzukommen scheint, daß das Achtungsgefühl von derjenigen Gattung des Wohlgefallens, die ich Schätzung genannt habe, deutlich unterschieden werde; so will ich, ehe ich weiter gehe, noch einige Worte über die Natur dieser leztern Gefühlsart hinzusetzen.

Wir schätzen also, wie gesagt, einen Gegenstand in dem Maaße, in welchem wir ihn für übereinstimmend mit den unserer sinnlichen

Natur wesentlichen Trieben nach Vergnügen und Wohlseyn, oder für ein Mittel zur Erreichung irgend eines Zweckes unserer Selbstliebe erkennen. Schätzengswerth ist demnach jeder Genuß, das heißt, jedes angenehme Gefühl der äußern oder der innern Sinnlichkeit; wie auch jede Bedingung irgend eines Genusses, als Leben, Gesundheit, Anlagen und Empfänglichkeit für Vergnügen u. s. w.; ferner, alles Nüzliche, d. i. alles, vermittelst dessen wir uns angenehme Gefühle verschaffen und erhalten, oder die Zwecke unserer Selbstliebe erreichen können, als Geld, Macht, Einfluß, Ansehen u. s. w.; desgleichen, natürliche Talente, Verstandesbildung, Feinheit des Geschmackes und des Witzes, insofern durch diese Eigenschaften der Lebensgenuß von der edlern Art befördert wird. Und wer schäzt nicht Kenntnisse, Kunst, Geschicklichkeit und Klugheit, als unentbehrliche Mittel zur Befriedigung mannigfaltiger Bedürfnisse, oder als Bedingungen eines bequemen und vergnügten Lebens? wer nicht den Freund, dessen Umgang ihm aufheiternde Unterhaltung und Vergnügen verschafft, und von dessen Dienstfertigkeit er zur Zeit der Noth Erleichterung, Trost und Beistand hofft? wer nicht eine wohlwollende, mitleidige, gefällige Gesinnungsweise Anderer,

derer, von der sich so mancherlei Vortheile erwarten lassen? — Selbst das Wohlgefallen an solchen Dingen, die wir uns als Mittel zu höhern Zwecken, zu geistiger Ausbildung oder zu sittlicher Veredelung, denken, ist, eigentlich zu reden, Schätzung, nicht Achtung: denn es ist im Grunde doch nur ein bedingtes, mittelbares Wohlgefallen, welches erst dann entsteht, wenn zu der Vorstellung von der Sache selbst auch noch die Vorstellung von ihren wünschenswerthen Folgen oder von dem, wozu sie dienen soll, hinzukommt. Daher sagt niemand, daß er eine gute Erziehungsanstalt, oder einen zweckmäßigen sittlichen Unterricht hochachte; denn diese Dinge verdienen nicht sowohl um ihrer selbst willen als in Rücksicht auf die durch sie zu bewirkende moralische Vervollkommnung, die Billigung jedes vernünftigen Wesens. Es kommt ihnen also ein bloß relativer Werth zu; sie werden von jedem Verständigen mit allem Rechte geschäzt. — Wir schätzen sogar die Unannehmlichkeiten und Uebel des Lebens, insofern wir sie für Mittel unserer sittlichen Besserung ansehen. Denn wer seine moralische Veredelung, die Entwöhnung von der Herrschaft der Sinnlichkeit, die Uebung und Ausbildung seiner sittlichen Vermögensarten und stetes Zunehmen in der Fertigkeit seine Pflich-

ten zu erfüllen, für seine höchste und lezte Bestimmung hält, wie sollte der nicht selbst den widrigen Begegnissen und den unglücklichen Zufällen seines Lebens, die ihn zum vorsichtigern, weisern und bessern Menschen gemacht haben, oder machen können, einen großen obgleich nur bedingten Werth beilegen? Wie sollte er nicht die Tage des Leidens, so wenig sie auch seiner sinnlichen Natur gefallen mögen, höher schätzen, als ein Leben voll ungestörten Freudengenusses, bei dem die Tugend so selten gedeiht?

Ich glaube, die vornehmsten Gattungen derjenigen Gegenstände, welche die Menschen zu schätzen pflegen, nahmhaft gemacht zu haben. Daß diese Art des Wohlgefallens, besonders die Grade und Modifikationen desselben, von mancherlei subjektiven Bestimmungen, von der einem Menschen eigenen Denkungs- und Empfindungsweise, von dem Maaße seiner Einsichten, von den verschiedenen Lagen und Verhältnissen des Lebens und von tausend andern individuellen Umständen abhängen, darf wohl nicht erst erinnert werden. Aber dies Eine kann ich nicht unbemerkt lassen. Wir bestimmen den Werth der Dinge, die wir schätzen, nicht bloß in Rücksicht auf uns selbst, sondern auch in Hinsicht auf andere Menschen: und das mit allem Rechte. Denn

nichts

nichts davon zu sagen, daß unser eigenes Wohl von der Glückseligkeit unserer Mitmenschen auf vielerlei Weise abzuhängen pflegt; so ist es auch eine wesentliche Eigenschaft unserer Natur, daß wir das von uns vorgestellte Vergnügen oder Misvergnügen, das Glück oder Unglück Anderer, auf eine unmittelbare Weise mitempfinden. Wir fühlen uns in unsern Mitmenschen glücklich oder unglücklich. Vermöge dieser Sympathie haben wir selbst an der bloßen Vorstellung fremdes Vergnügens und Wohlseyns, ja sogar an der Vorstellung alles dessen, was Mittel des Menschenwohls überhaupt ist oder wenigstens doch seyn kann, ein Wohlgefallen. Wir schätzen demnach alles, was Andere als Bedingung ihres Glückes schätzen, oder doch, unserer Ueberzeugung nach, zu schätzen Ursache hätten. Daher kommt es, daß wir so vielen Dingen einen bedeutenden Werth beilegen, die uns für unsere Person nichts angehen. Wessen Gefühle und Wünsche sind so sehr auf sein eigenes Selbst eingeschränkt, daß er nicht nüzliche Erfindungen und Entdeckungen, oder wohlthätige Anstalten, ob er gleich für seine Person nicht den geringsten Vortheil davon zu erwarten hat, bloß wegen des Nutzens, den sie Andern gewähren, schätzen sollte? Wer ist so gleichgültig gegen das

Wohl und Wehe der Menschheit, daß er nicht an allem, was der Freude mehr und des Leidens weniger auf Erden macht, ein von jeder Rücksicht auf sein Individuum unabhängiges Vergnügen finden sollte? Nur ein sehr rohes oder äußerst verdorbenes Gemüth kann diese enge Verwandtschaft verkennen, welche die Natur selbst, vermittelst der Sympathie, unter allen menschlichen Wesen gestiftet hat.

Eben so unverkennbar ist aber auch der große Unterschied zwischen derjenigen Art des Wohlgefallens, welche die Vorstellung von dem, was uns selbst oder Andern nüzlich seyn kann, zu begleiten pflegt, und zwischen jenem unmittelbaren Wohlgefallen, welches wir mit dem Nahmen der Achtung bezeichnen. Welche Verworrenheit der Begriffe würde der verrathen, welcher sagen wollte: ein ehrliches Auskommen, ein gesunder Körper, ein heiteres Gemüth, als subjektive Bedingungen mannigfaltiger Genußarten, seyen achtungswerthe Güter? Geschäzt werden diese Dinge, so wie alles, was ein vergnügtes und glückliches Leben gewährt, mit vollem Rechte; aber Achtung verdienen sie nicht. Oder wer spricht wohl: der Ackerbau, die Schifffahrt u. dgl. als Mittel des Wohlstandes und des Reichthums vieler Familien oder ganzer

Staa-

Staaten, verdienen Achtung? Selbst solche menschliche Eigenschaften, die in gewisser Hinsicht (insofern sie nemlich als innere Vollkommenheiten vernünftiger Wesen betrachtet werden) einen unbedingten Werth haben und unmittelbares Wohlgefallen erwecken, werden dennoch, insofern sie uns als Bedingungen unserer eigenen und fremder Glückseligkeit erscheinen, nur geschäzt. Daher nennen wir die gerechte und menschenfreundliche Denkungsart eines Großen und Mächtigen, insofern wir sie als etwas an sich gutes betrachten, eine höchst achtungswerthe Vollkommenheit: insofern wir aber bloß auf den Nutzen sehen, den das Publikum oder wir selbst von derselben hoffen können, insofern urtheilen wir, daß sie eine sehr schätzenswerthe Eigenschaft sey. Wir achten den Freund, insofern wir ihn als einen guten, tugendhaften Menschen kennen; wir schätzen ihn aber, insofern er durch Gefälligkeit und durch Dienstleistungen zu unserm Vergnügen beiträgt, oder wenigstens durch seinen angenehmen Umgang uns manche frohe Stunde macht. — Doch ich glaube genug gesagt zu haben, um auf den für die hier zu behandelnde Materie äußerst wichtigen Unterschied zwischen den Gefühlen der Achtung und der Schätzung aufmerksam zu machen. Ich

will nunmehr versuchen, das Wesen des Gefühls der Achtung und des damit sehr nahe verwandten Ehrgefühls genauer genauer zu entwickeln, und dessen verschiedene Modifikationen zu charakterisiren.

II.

Weitere Auseinandersetzung des Begriffs der Achtung.

Ich habe schon zur Genüge erklärt, daß ich unter der Achtung, im weitesten Sinne des Wortes, jenes unbedingt-billigende Wohlgefallen verstehe, welches unmittelbar aus der Vorstellung eines Gegenstandes entspringt. Achtungswürdig erscheinen uns nur diejenigen Eigenschaften, welchen wir an sich einen Werth beilegen, im Gegensatze mit denen, welchen ein bloß relativer Werth, in Rücksicht auf irgend einen Zweck des Glückseligkeitstriebes, eigen ist.

Aber woher kommt es, daß wir gewissen menschlichen Eigenschaften einen ganz absoluten Werth beilegen und unmittelbar an ihrer Vorstellung Wohlgefallen haben? Hierauf läßt sich nur folgende Antwort geben. Es ist tief in dem

Wesen

Wesen unserer vernünftigen Seele gegründet, allen denen Eigenschaften, welche der Mensch besitzen muß, wenn er seine ganze Bestimmung im höchst möglichen Grade erfüllen soll, unsern ganz unbedingten Beifall zu geben, oder sie für an sich gut und vortrefflich zu erkennen. Jedem nicht ganz ungebildeten Gemüthe schwebt die obgleich nicht immer klare Idee von der vollkommenen Menschheit vor, oder von dem, was der Mensch seiner hohen Bestimmung nach seyn, oder vielmehr, was er zu werden sich unablässig bestreben soll. Durch diese Idee werden diejenigen Eigenschaften bestimmt, welche in den Augen jedes vernünftigen Wesens als absolute Vollkommenheiten erscheinen: denn alle die Vorzüge, welche erfordert werden, wenn der Mensch den Zweck seines Daseyns im höchstmöglichen Grade erreichen soll, haben einen ganz unbedingten Werth, der sie zu Gegenständen unserer absoluten Billigung oder unserer Achtung macht.

Es erhellet hieraus, daß bloß vernünftige Wesen des Achtungsgefühles fähig sind. Denn diese Art des Wohlgefallens ist keinesweges in der sinnlichen Natur, sondern lediglich in der Vernunft gegründet: nur die Vernunft kann sich Ideale bilden; nur sie ist des Begriffs der

vollkommenen Menschheit empfänglich, durch welchen die Gegenstände unserer Achtung bestimmt werden.

Wäre die Glückseligkeit das Höchste und Beste, das wir uns vorzustellen, und das lezte Ziel, welches wir zu erstreben vermöchten, und die Tauglichkeit oder Angemessenheit zu derselben der einzige Maaßstab, nach dem wir den Werth der Dinge zu bestimmen hätten; so würden wir keines Gedankens von unbedingter Vortrefflichkeit, mithin auch keines unmittelbaren Wohlgefallens, fähig seyn. Wir würden zwar alles das für gut und wünschenswerth halten, was uns selbst oder unsern Mitmenschen Vortheil und Vergnügen bringt; wir würden uns nicht nur den Besiz der Dinge außer uns, welche Mittel unsers Wohlseyns abgeben können, zu erwerben und zu erhalten suchen, sondern auch alle die Anlagen und Kräfte der menschlichen Natur, welche uns der Glückseligkeit empfänglich machen, nebst allen den Geschicklichkeiten und Fertigkeiten, durch welche die Freuden des Lebens vermehret werden, zu schätzen wissen. Aber von unbedingter Vollkommenheit der Menschennatur würden wir keinen Begriff haben, und keiner unter allen menschlichen Eigenschaften um ihrer selbst willen einen Werth beilegen. Die Achtung würde uns

ein

ein eben so fremdes Gefühl seyn, als unsern bloß sinnlichen Mitgeschöpfen, deren ganzes Streben auf Sinnengenuß eingeschränkt ist. Aber es findet sich etwas in der menschlichen Natur, das ihr ihren Rang weit über allen übrigen Wesen anweist: ich meine jenes erhabene allen Vernünftigen eigene Vermögen, uns die Idee von einem Endzwecke unsers Daseyns zu bilden, gegen den die Glückseligkeit unendlich weit zurücksteht. Dieses Vermögen, nebst der davon abhängigen Gefühlsempfänglichkeit für unbedingtes Wohlgefallen an der menschlichen Vollkommenheit und für Achtung gegen die Menschheit an sich, ist Charakter unserer Gattung und wesentliche Bedingung der Moralität. Diese Anlage läßt sich selbst durch Lasterhaftigkeit äußerst selten, fast nie, ganz vertilgen. Auch der sittenloseste Mensch wird sich schwerlich enthalten können, der Tugend seiner Nebenmenschen, ungeachtet sie ihm vielleicht die Erreichung seiner sträflichen Absichten erschwert oder gar unmöglich macht, seine Achtung zu zollen. Der Wollüstling verwünscht die standhafte Weigerung der Unschuld, die er zu verführen sucht: aber wird er ihr wohl seine Achtung versagen können? Die unparteiische und unbestechliche Gerechtigkeit des Richters kann zwar dem, der dadurch

in

in Erreichung seiner eigennützigen Absichten gehindert wird, sehr unangenehm seyn: allein wie tief fühlt er sich bei ruhigem Nachdenken durch die Vorstellung eines so vortrefflichen Charakters gedemüthigt! Wie sehr muß er die standhafte Rechtschaffenheit achten, die er doch in gewissen Augenblicken von Herzen haßt und verflucht, insofern sein Eigennuz darunter leidet! Er schäzt, er wünscht die niederträchtige Gefälligkeit und die gewissenlose Nachgiebigkeit derer, die ihm zur Ausführung seiner selbstsüchtigen Plane behülflich seyn könnten: aber er vermag doch nicht, seine eigene bessere Natur dermaßen zu unterdrücken, daß er nicht das Gegentheil mit Achtung bemerken sollte. So weit ist dieses Gefühl über alle Rücksichten des sinnlichen Glückseligkeitstriebes erhaben. — Daß übrigens das Sittlich-gute nicht das einzige Achtungswürdige sey (das Wort in dem weitesten Sinne genommen), dies wird sich sogleich deutlich genug zeigen, wenn wir die verschiedenen Objekte, die unsere Achtung verdienen, in Klassen ordnen werden.

* * *

Vielleicht trägt folgende Bemerkung etwas dazu bei, den großen Unterschied zwischen dem unbedingten und bedingten Werthe der Dinge,

oder zwischen dem, was von uns geachtet und dem, was bloß geschäzt zu werden verdient, noch mehr aufzuklären.

Alles, was zur menschlichen Glückseligkeit gehört, jedes Vergnügen, es sey von welcher Art es wolle, insofern es bloß als Genußart betrachtet und geschäzt wird, kann um einen gewissen Preis feil werden. Es läßt sich gar wohl denken, daß man eine Genußart für eine andere, oder für gewisse Mittel des Genusses, hingebe. Die Vernunft hat gegen einen solchen Tausch nichts einzuwenden. Sie urtheilt ganz richtig, daß es jedem Menschen überlassen bleiben müsse, welche Gattungen des Vergnügens er unter mehrern wählen wolle. Auch den edelsten Vergnügungen, um gewisser anderer Vortheile willen entsagen, ist nicht an sich verwerflich. Ein Mensch, der um der Gaumlust willen auf das, was Geist und Herz theils bildet, theils angenehm beschäftigt, Verzicht thäte, würde zwar hierdurch eine rohe Sinnesart verrathen; aber Tadel und Vorwürfe würde er deshalb nicht verdienen, insofern er bloß als ein des Genusses fähiges und nach Genuß strebendes Wesen betrachtet würde. Ja es giebt Fälle, wo nicht nur die Klugheit, sondern auch die Pflicht von uns fordert, daß wir den edelsten

Vergnügungen um anderer Vortheile willen entsagen. Was ist sträfliches daran, wenn sich ein Mensch wissenschaftlichen Beschäftigungen, an denen er Geschmack nud Vergnügen findet, entzieht, um durch trockene oder gar beschwerliche Arbeiten seinen Unterhalt zu erwerben? Mit einem Worte: alles, was als Bestandtheil oder als Mittel der Glückseligkeit geschäzt wird, kann und darf nm irgend einen Preis, sey es Geld, oder sonst etwas, das gleich dem Gelde Vergnügen verschafft, hingegeben werden. Dieser Preis, und was um desselben willen hingegeben oder entbehrt wird, sind insofern gleichartige Dinge, als beider Werth sich auf das Verhältnis gründet, in welchem sie zu dem menschlichen Glückseligkeitstriebe stehen. Es ist eine und ebendieselbe Regel, nach der dieser ihr Werth bestimmt werden muß. Daher findet auch eine Vergleichung zwischen beiden Statt; und man kann wohl sagen, daß das Meiste, wo nicht alles, was wegen seiner Angemessenheit zur Glückseligkeit dem Menschen etwas werth ist, ihm wirklich feil gemacht werden könne. Denn weil es nur einen bedingten Werth hat; so läßt sich mehrentheils etwas auffinden, das in seinen Augen noch wichtiger und bedeutender ist.

Ganz anders verhält es sich mit allem, was einen unbedingten Werth hat und daher Gegenstand der Achtung ist. Objekte, an denen wir um ihrer selbst willen ein unmittelbares, reinvernünftiges Wohlgefallen haben, können mit solchen Gegenständen, die wegen ihres Verhältnisses zur Glückseligkeit unser Wohlgefallen auf sich ziehen, gar nicht in Vergleichung gesezt werden. Diese beiden Gattungen von Objekten sind von ganz heterogener Natur und Beschaffenheit. Es wäre daher völlig unvernünftig, wenn man etwas an sich gutes um irgend einen Preis anschlagen wollte. *) Es läßt sich keine so grosse Summe Geldes, noch sonst etwas dem Gelde gleichartiges denken, wofür es erlaubt seyn sollte, die Anlage zur Sittlichkeit, das freie Willensvermögen, oder das Bewußtseyn der Rechtschaffenheit zu verkaufen; wofern so etwas möglich wäre. Aller Welt Schätze können den Werth einer einzigen tugendhaften Handlung nicht aufwiegen.

---

*) Daher erklärt Kant die Achtung durch „Anerkennung einer Würde an andern Menschen, d. i. eines Werths, der keinen Preis hat, kein Aequivalent, wogegen das Objekt der Werthschätzung ausgetauscht werden könnte.“ S. dessen Tugendlehre §. 37.

wiegen. Daß es so viele Menschen giebt, deren Maximen und Handlungen dem hier Gesagten gerade entgegen sind, dies ist kein Einwurf. Denn insofern jemand um sinnliches Vergnügen oder um Geld, Ehre und Tugend dahingiebt, insofern handelt er nicht als ein Wesen, dessen oberstes Wollens- und Handlungsprincip die Vernunft ist (welches sie bei allen Menschen seyn soll), sondern als ein bloßes Sinnenwesen, das die Vernunft nur gebraucht, um seinen Vortheil zu berechnen.

Doch nicht nur das eigentlich moralisch Gute und Vortreffliche ist über jede Preisbestimmung erhaben: eben dies gilt auch, obgleich in einem geringern Grade, von allen an sich beifalls- und wünschenswerthen Vorzügen. Zu diesen gehört z. B. Ausbildung und Aufklärung des Verstandes in Beziehung auf Moralität betrachtet. Welche nicht etwa bloß rohe, sondern, sogar niederträchtige und nichtswürdige Sinnesart würde der verrathen, welcher einen Theil seiner Verstandeskräfte oder seiner intellektuellen Kultur um irgend einen Preis verkaufen zu können wünschte! Wie sehr würde man den verachten, welcher lieber im Besitze großer Reichthümer und im Genusse aller nur denkbaren, sinnlichen Vergnügungen stumpfsinnig und unwis-

send

send sein Leben verträumen, als, obgleich unter dem Drucke schwerer Leiden und Mühseligkeiten durch stets fortgesezte Ausbildung seines Geistes und durch Vermehrung seiner Kenntnisse, sich immer geschickter zur Erfüllung seiner Pflichten und zur Erreichung seiner Bestimmung machen wollte! Selbst die Anlagen und Kräfte des Körpers, insofern sie einem vernünftigen Geschöpfe wesentlich zugehören, haben einen mehr als bloß eudämonistischen oder sinnlichen Werth. Daher würden wir den, welcher fähig wäre, einen Theil seiner Gesundheit oder ein Glied seines Leibes um eine noch so große Geldsumme zu verkaufen, einen äußerst niederträchtigen Menschen nennen. So ist auch das Leben, als Bedingung, den Zweck unsers Daseyns zu erreichen, weit mehr werth, als daß nur ein kleiner Theil desselben für die Schätze des Krösus dürfte hingegeben werden. Mit einem Worte, nichts von dem, was wesentlich zur menschlichen Natur gehört, darf uns, für einen noch so hohen Kaufpreis feil seyn. Nur um eines höhern gleichartigen Gutes willen, dürfte, wenn dies möglich wäre, ein geringeres hingegeben werden. Ein gebildeter mit mancherlei Kenntnissen ausgerüsteter Verstand, und sittliche Willensgüte, sind beide Vollkommenheiten, wel-

che dem Menschen, insofern er seiner Bestimmung Genüge thun soll, wesentlich zugehören: aber gesezt, man könnte das leztere dieser beiden Güter, als das wichtigere, um das erstere erkaufen; so würde das jede Vernunft gutheißen müssen. Wir können also folgendes Resultat festsetzen: das Wohlgefallen an solchen Objekten, deren Werth sich nach irgend einem Preise an Gelde, oder was dem Gelde gleich gilt, angeben und bestimmen läßt, und welche, ohne daß die sittliche Vernunft etwas dagegen einzuwenden hätte, für einen Preis dürften hingegeben werden, heißt Schätzung; wo aber diese Preisbestimmung nicht Statt findet und unter keiner Bedingung von der Vernunft gebilligt werden kann, da sagen wir, daß wir den Gegenstand achten. — Soviel zur genauen Bestimmung und Verdeutlichung dieser Begriffe. Es ist nun Zeit, die Dinge, welche in höherm oder geringerm Grade von uns geachtet zu werden verdienen, in Klassen geordnet anzugeben.

III.

Gegenstände unserer Achtung. — Sittlichkeit.

Unter denen Objekten, deren bloße Vorstellung, unmittelbar aus sich selbst, ohne alle weitere Beziehung

ziehung oder Rücksicht, Wohlgefallen erzeugt, d. i. welche unsere Achtung im weitesten Sinne des Wortes verdienen, gebührt der Sittlichkeit der oberste Rang; so wie hingegen die Unsittlichkeit das unmittelbare Misfallen, die Verachtung und den Abscheu eines jeden, der für Vernunftwürde Gefühl hat, nothwendig erwecken muß.

Die Sittlichkeit, als Gegenstand unserer Achtung, theilt sich in die objektive und in die subjektive. Unter der objektiven Sittlichkeit versteht man erstlich die reinpraktische Natur der Vernunftwesen, d. i. das Vermögen der Vernunft, ganz aus sich selbst zu bestimmen, was an sich gut und böse, oder was recht und unrecht sey, verbunden mit der Willenskraft, sich frei und selbstthätig zur Ausübung des erkannten Guten zu entschließen. Durch dieses Vermögen schreibt sich der Mensch selbst ganz unbedingte Regeln seines Wollens und Handelns vor, und macht deren Befolgung zu seinem lezten Zwecke und zu seiner höchsten Würde: und auch diese Vernunftgesetze gehören zweitens mit zur objektiven Sittlichkeit, die unsere ganze Achtung verdienet. Wir würden unserer eigenen Vernunft diese gesezgebende Macht und Autorität nicht zugestehen, ihre Vorschriften nicht als verbindend anerkennen, und uns des lauten Wider-

spruchs der Sinnlichkeit ungeachtet nicht für verpflichtet halten, uns denselben zu unterwerfen und alle unsere Triebe durch selbige einzuschränken und zu leiten, wenn es nicht das erste Gesez der menschlichen Natur wäre, daß wir uns selbst und unsere Vernunft schlechthin und unbedingt hochachten müssen. Nehmt dem Menschen dieses erhabene unmittelbare Wohlgefallen an seinen vernünftig-sittlichen Vermögensarten, und dieses unterwürfige, demuthsvolle Anerkennen des Tugendgesetzes in seinem Innersten, und er wird aufhören Mensch zu seyn. Diese Anlage ist der Menschheit so wesentlich, daß die bloße Frage, warum sie in uns vorhanden sey, die auffallendste Ungereimtheit enthalten würde.

Das Moralische in unserer Natur ist es, was der Menschheit einen so hohen, unbedingten Werth giebt, daß wir selbst dem Lasterhaften, so sehr uns auch seine Gesinnungs- und Handlungsweise misfällt, doch, insofern er Mensch oder ein mit sittlichen Kräften begabtes Geschöpf ist, unsere Achtung nicht versagen können. Diese moralische Anlage ist es auch, was den Menschen tauglich und würdig macht, der Endzweck der Schöpfung zu seyn. Wäre er bloß mit Erkenntnißkräften und Genußfähigkeiten ausgerüstet, fehlte es ihm an dem Vermögen,

gen, unabhängig von der Begierde zu genieſ-
ſen, das an ſich Gute zu beurtheilen und frei
zu wählen; ſo wäre nicht einzuſehen, warum
er mehr, als ſeine belebten Mitgeſchöpfe, ver-
diente, daß alle übrige Weltweſen in gewiſſem
Betrachte um ſeinetwillen vorhanden ſind. Nur
ſeine moraliſche Natur weiſt ihm dieſen hohen
Rang an: in ihr liegt der Grund, warum ſein
Daſeyn nebſt ſeiner ſtets fortdaurenden vernünf-
tigen Thätigkeit und Selbſtausbildung als der
einzige lezte und höchſte Endzweck gedacht wer-
den kann, den der allweiſe und allvermögende
Schöpfer bei Hervorbringung dieſes Weltganzen
beabſichtigte. Es iſt der Vernunft nicht möglich,
eine andere Welteinrichtung gutzuheißen und zu
billigen, als die, in welcher die Exiſtenz und die
ſtets fortſchreitende Vervollkommnung ſittlicher
Weſen lezter und höchſter Endzweck iſt.

Alle andern Vorzüge des Menſchen verdie-
nen nur in Hinſicht auf ſeine moraliſche Natur,
oder inſofern ſie zur Erreichung ſeiner morali-
ſchen Beſtimmung dienen können und dienen ſol-
len, unſere Achtung. Das Moraliſche in den
menſchlichen Anlagen und Kräften iſt der eigent-
liche Grund von dem abſoluten Werthe der
Menſchheit. Ohne dieſe erhabenſte aller Voll-
kommenheiten würden alle übrigen Vorzüge der

Menschennatur zwar schäzbar und wünschenswerth, aber nicht unserer Achtung würdig seyn. Wir würden sie bloß mit derjenigen Art des Wohlgefallens betrachten, mit welcher wir die Eigenschaften, durch die ein Thier in seiner Art vollkommen ist, zu bemerken pflegen. — Daß der bloße Gedanke: „auch er ist den Anlagen und seiner Bestimmung nach, was ich bin; auch er hat die zu einem tugendhaften Menschen erforderlichen Vernunft- und Willensfähigkeiten", uns nöthige, auch den Rohesten, selbst den Verdorbensten unserer Mitmenschen weit über alle übrigen Klassen der uns bekannten Weltwesen hinauszusetzen, ist schon bemerkt worden. Hier setze ich noch dies hinzu, daß selbst die Verachtung, mit der wir den Lasterhaften ansehen, zum Beweise diene, wie sehr wir seine erhabene Bestimmung, die er als Mensch mit uns gemein hat, anerkennen und ehren. Die sittliche Verachtung ist das Misfallen, welches wir darum an vernünftigen Wesen haben, weil es seine Würde verläugnet und den Adel seiner Natur schändet. Es liegt demnach in dieser Verachtung ein Anerkennen der erhabenen Anlagen und der hohen Bestimmung des Verachteten. Ein Thier achten wir nicht, weil es ihm an absoluter persönlicher Würde fehlt. Wir verach

ten es aber eben so wenig, es mag uns so lästig oder so sehr zuwider seyn, als es will; weil es sich nicht von ihm denken läßt, daß es wissentlich und aus freiem Willen seiner erkannten Bestimmung entgegen handle und dadurch seine eigene Natur schände. Nicht-achtung ist noch nicht Verachtung. — Aus dem Gesagten erhellet, daß wir uns eben so wohl an der Würde der Menschheit versündigen würden, wenn wir das Laster, ohne es zu verachten, ansehen könnten, als wenn wir der Tugend unsere Achtung versagten, —. Doch ich gehe weiter.

Von der jedem Vernunftwesen natürlichen Achtung gegen die objektive Sittlichkeit (die moralischen Vermögensarten sammt den moralischen Gesetzen) ist die Achtung gegen die subjektive Sittlichkeit d. i. die moralische Güte der Gesinnung, des Wollens und des Handelns, eine unausbleibliche Folge. Denn da das Vermögen der sittlichen Gesezgebung und der mit dieser unzertrennlich zusammenhängenden Willensfreiheit den höchsten Vorzug der Menschheit ausmacht; so hängt der subjektive persönliche Werth jedes Individuums — der Werth, den sich ein jeder selbst giebt — von dem Grade ab, in welchem von jenem Vermögen zur Erreichung der menschlichen Bestimmung Gebrauch

gemacht wird. Nothwendigerweise erzeugt also bei einem jedem, der seine eigene Menschenwürde nicht verkennt, die Vorstellung von einem vernünftigen Wesen, dessen Wollen und Handeln den Forderungen des Sittengesetzes angemessen ist, die Gefühle des unbedingtesten Beifalles und des reinsten Wohlgefallens. Wir achten die moralische Güte der Gesinnungen, des Thuns und des Lassens eines Menschen überhaupt, so wie jede einzelne Aeusserungsart dieser Charaktergüte insbesondere, jede einzelne Tugend, jede dem Gesetze entsprechende Handlung, insofern wir selbige als Erzeugnis einer sittlich-guten Gesinnung betrachten. Bei dieser Werthbestimmung einzelner Tugenden oder guter Handlungen, sehen wir nicht auf die vortheilhaften Folgen, sondern auf die innere Vortrefflichkeit derselben, d. i. auf den Grad der Willensgüte, aus der sie entsprungen sind; eine Beurtheilungsweise, in welcher es die menschliche Vernunft zwar schlechterdings nie aufs Reine bringen, der sie aber gleichwohl nicht entsagen kann. Sey eine That äußerlich auch noch so sehr dem Gesetze angemessen, sey sie überdas dem Weltbesten noch so zuträglich; wenn wir Grund haben zu glauben, daß sie bloß aus Rücksichten der Selbstliebe, aus Eigennuz, Ehr- und Ruhmsuchr geflos-

sen

sen sey; so werden wir uns zwar nicht enthalten können, selbige zu billigen, als etwas nüzliches zu schäzen und Andern zur Nachahmung vorzustellen, aber unserer Achtung werden wir sie nicht würdig finden. Diese bleibt bloß denen Handlungen vorbehalten, von welchen wir uns berechtigt glauben, anzunehmen, daß sie aus Gehorsam gegen das sittliche Gesez seyen ausgeübt worden, sollte auch der Erfolg den dabei zum Grunde liegenden menschenfreundlichen und gemeinnüzigen Absichten keinesweges entsprechen. Wir schäzen, wir lieben die milde Freigebigkeit und die allezeit bereitwillige, nie verdrossene Thätigkeit zur Verminderung des Menschenelendes, welche entweder Ehrliebe, oder eine von Natur zum Mitgefühle gestimmte Gemüthsart, die, wenn sie Andere leiden sieht, selbst empfindlich leidet, zur Quelle hat; aber wir machen nur den zum Gegenstande unserer Achtung, der aus Motiven der Sittlichkeit und aus der Ueberzeugung, daß Wohlthun seine Pflicht sey, Glück und Zufriedenheit unter seinen Mitmenschen zu verbreiten sucht.

Der Saz, daß jede Tugendhandlung in dem Grade achtungswürdig erscheine, in welchem sich die sittlich-gute Gesinnung durch dieselbe offenbaret, ist nun ohne weitern Beweis klar. Je-

mehr

mehr Muth und Stärke des Entschlusses, je= mehr Kraft des guten Willens erfordert würde, um die entgegenstrebenden Neigungen, Gewohn= heiten und Fertigkeiten, die Antriebe des Ei= gennutzes oder der Eitelkeit, und die Hinderniß= se, welche Trägheit oder Leichtsinn in den Weg legten, zu überwinden, kurz, jemehr Mühe es kostete oder doch einem Menschen von der gewöhn= lichen Beschaffenheit gekostet haben würde, den Entschluß der Pflichterfüllung zur Reife und Wirksamkeit zu bringen, auf ein desto größeres Maas der subjektiven Moralität oder der Tugend schließen wir aus dergleichen Handlungen, und eines desto höhern Grades der Achtung pflegen wir solche Handlungen, oder vielmehr die Per= son, welche selbige verrichtete, werth zu halten. Wer bei einer von Natur empfindlichen Gemüths= art, durch die kränkendsten Beleidigungen ge= reizt, dennoch über die in ihm erwachenden Lei= denschaften des Zorns und der Rachbegierde so weit Herr wird, daß er die sich darbietende Ge= legenheit, seinem Feinde wieder wehe zu thun, nicht nur ungenuzt läßt, sondern auch den edlen Entschluß faßt, ihn, wo möglich, durch Groß= muth und Wohlthun zu gewinnen; sollte der nicht gegründetern Anspruch auf meine Vereh= rung haben, als ein Anderer, dem eine gewisse

Kälte

Kälte des Temperamentes, oder eine natürliche Anlage zur Gelassenheit und Sanftmuth, in Verbindung mit gewissen Motiven der Klugheit, den sonst so schweren Sieg über sich selbst erleichtert? Doch bemerke man hierbei noch dieses, daß jene glückliche Gewohnheit und Fertigkeit im Rechthandeln, welcher auch die Tugendübungen, die sonst für die schwersten gehalten werden, nur wenig Mühe kosten, desto größere Achtung verdient, eine je längere und je siegreichere Bekämpfung der Leidenschaften und jemehr Uebung im Guten, bei dem Grade der moralischen Ausbildung, wo es dem Menschen gleichsam zur Natur geworden ist, in jedem vorkommenden Falle recht zu thun, vernünftigerweise vorauszusezen ist.

So wie die sittliche Ausbildung und die Güte des Charakters nnd des Verhaltens dem Menschen seinen subjektiven Werth giebt und ihm die Achtung jedes seiner moralischen Mitwesen erwirbt; so macht ihn sittliche Roheit, Untugend und Lasterhaftigkeit zum Gegenstande des unmittelbaren Misfallens oder einer gerechten V e r a ch t u n g seiner Nebenmenschen. Diese Verachtung ist, wie ich schon bemerkte, nicht bloß Mangel der Achtung: sie ist mehr als gleichgültiges Nicht-achten; denn sie besteht in dem Gefühle der unbedingtesten Misbilligung, welche

che unmitelbar an Abscheu gränzt. Vernunftlose Wesen, denen keine sittlichen Vermögensarten zu Theil wurden, können wir zwar nicht achten; doch verachten wir sie auch nicht. Wenn aber der Mensch, den seine sittlichen Anlagen weit über die Thiere hinaussezten, sich selbst seiner Würde beraubt; wenn er das Gute nicht will, das ihm das Gesez in seinem Innern vorschreibt; wenn er nicht den Muth hat, es den Begierden seiner Sinnlichkeit zum Trotze zu wollen und zu vollbringen, ungeachtet er das Vermögen dazu besizt; wenn er sogar das Böse statt des Guten wählt: so müssen wir ihn nicht bloß bedauren, sondern ihn, als ein Wesen, das selbst die Ursache seiner Verworfenheit ist, vor dem Richterstuhle der Vernunft und des moralischen Gefühles anklagen: wir können uns seine Verkehrtheit nicht vorstellen, ohne eine Art des Unwillens darüber zu fühlen, daß sich der Mensch selbst so weit erniedrigen kann. Doch können wir bei dem allem ihm unser Herz, selbst unsere Achtung nicht ganz entziehen. Denn auch der ruchloseste, verderbteste Mensch bleibt Mensch; er bleibt ein vernünftiges, der Besserung fähiges Geschöpf, an dessen Rettung wir nie verzweiflen dürfen. Wir verachten ihn zwar mit Recht wegen der gegenwärtigen Verderb-

derbtheit und Bosheit seines Willens. Allein wenn wir bedenken, daß der göttliche Funke in ihm, die moralische Vernunft, zwar verdunkelt, aber nicht ausgelöscht ist, und daß er in der Willensfreiheit das Vermögen besizt, so wie er jezt das Böse dem Guten vorzieht, dereinst noch das erkannte Gute zu wählen; so können wir uns nicht enthalten, die Menschheit in ihm zu ehren, und wir fühlen uns zugleich verbunden, alles, was in unserm Vermögen steht, dazu beizutragen, daß er nicht nur die Hoheit seiner Bestimmung erkenne, sondern auch den Muth fasse, zu derselben emporzustreben.

Und sollte auch die Menschengattung im Ganzen, nach ihrer gegenwärtigen sittlichen Beschaffenheit betrachtet, unsere Achtung nicht zu verdienen scheinen, so können wir doch, in Rücksicht auf die unserm Geschlechte zu Theil gewordenen erhabenen Fähigkeiten und auf seine große Bestimmung, demselben eben so wenig als irgend einem vernünftigen Individuum, unsere Achtung versagen. Wir können das Menschengeschlecht, wegen der unzähligen Thorheiten, Untugenden und Laster, wodurch es sich von jeher so tief erniedrigt und so unbeschreiblich elend gemacht hat, mit verachtendem Unwillen ansehen; aber in der Menschheit, nach dem, was sie ursprüng-

lich

lich ist und nach ihren Anlagen seyn und werden soll, müssen wir das Bild der Gottheit verehren und ihre über alles Irdische weit erhabene Vernunft, würde anerkennen.

* * *

Solche Gesinnungen und Handlungen, welche wegen des ausserordentlichen Maaßes der sittlichen Kraft, das dazu erfordert wird, einen hohen Grad nicht nur der Achtung, sondern sogar der Bewunderung erzeugen, heißen erhabene Tugenden. So giebt es eine erhabene Uneigennützigkeit, welche in der Hintansetzung des eigenen Vortheils, da, wo es auf Pflichterfüllung ankommt, sich so weit über die gewöhnliche Denkungsart erhebt, daß der größte Theil der Menschen diesen seltenen Grad der uninteressirten Tugendliebe kaum für möglich, wenigstens sich selbst für ganz unfähig dazu hält. Hieraus ist für sich klar, was man unter erhabener Großmuth, erhabenem Patriotismus, erhabener Gelassenheit und Geduld u. s. w. zu verstehen habe. — Die Gefühle, die sich bei der Vorstellung erhabener Tugenden mit der Achtung zu verbinden pflegen, sind bald bloß Bewunderung und Erstaunen, bald sanfte Rührung. Wir bewundern den hohen Muth, womit der Mann, der nur seiner Pflicht lebt, freiwillig das höchste

Erden-

Erdenglück verschmäht, das er durch eine einzige ungerechte Handlung erlangen könnte, und dafür lebenslängliches Elend bei dem tröstenden Bewußtseyn der Rechtschaffenheit wählt. Aber stilles Dulden unter der Last schwerer Leiden, gelassene Ergebung in harte Schicksale, und diesen ähnliche Tugenden, welche öfter noch in niedrigen Ständen als in der gebildetern und feinern Welt angetroffen werden, erfüllen jedes gute Gemüth nicht nur mit tiefer bewundernder Achtung, sondern auch mit innigster Theilnahme und sanfter Wehmuth.

Denen Tugenden, welche durch die Beinahmen der edlen und erhabenen ausgezeichnet werden, sind die Laster der Niederträchtigkeit entgegen gesezt. Wir legen diese entehrende Benennung denjenigen Aeußerungen der Unsittlichkeit bei, welche, ausserdem, daß sie von einem hohen Grade der Verkehrtheit des Willens zeugen, auch eine schimpfliche Schwäche des Charakters verrathen, welche oft noch mit einer verächtlichen Gleichgültigkeit gegen die Meinung der Verständigen und Guten verbunden ist. Wer für Geld seinen Freund den Feinden in die Hände liefert oder sein Vaterland verräth, wer seinem Wohlthäter mit schnödem Undanke lohnt und seinen Erretter ins Verderben stürzt, — diese und

ihnen ähnliche Bösewichter würden nimmermehr ihren Menschenadel in diesem Grade schänden, wenn sie nicht eines theils durch eine unselige Fertigkeit im Wollen und Thun des Bösen alles Gefühl für Recht und Pflicht beinahe gänzlich in sich ertödet, und nicht andern Theils gegen die Verachtung und den Tadel ihrer Mitmenschen gänzlich abgestumpft wären. Daher nennen wir sie Niederträchtige, die sich selbst allen persönlichen Werth rauben, und wenden uns mit bitterm Schmerze über die von ihnen so sehr geschändete Menschheit und mit dem Gefühle der tiefsten Verachtung von diesen Elenden weg! —

* * *

Aber nicht nur in der Menschenwelt ist die Sittlichkeit, in objektiver und subjektiver Rücksicht, das Vortrefflichste und Verehrungswürdigste: auch in dem ganzen unendlichen Umfange eines wenigstens denkbaren Reiches höherer Vernunftwesen können wir uns nichts vorstellen, das einen erhabenern Werth hätte, als die bisher abgehandelten moralischen Vollkommenheiten. Was anders als sie macht selbst Gott zum Gegenstande unserer ehrfurchtsvollste Anbetung? Seine unbegränzte Macht und Erkenntnis nebst allen seinen übrigen sogenannten physischen Vollkommenheiten würden bloß Staunen

und

und Ehrfurcht bei uns erwecken. Aber daß er nach eben den sittlichen Gesetzen, die uns selbst in die Seele geschrieben sind, den Unterschied des Guten und des Bösen bestimmt, daß er selbst diese Gesetze auf das Vollkommenste beobachtet, daß er unsern persönlichen Werth nach der Angemessenheit unsers Wollens, Thuns und Lassens zu diesen moralischen Vorschriften festsezt, und endlich, als der höchste Exekutor des Sittengesetzes eine moralische Weltordnung schafft und erhält, d. i. eine solche, wo jedem Vernunftwesen das Maaß von Glück oder Unglück zu Theil wird, das ihm nach dem Grade seiner Würdigkeit oder Unwürdigkeit zukommt; — dies macht, daß wir mit Demuth und Ehrfurcht vor ihm in den Staub sinken. Dieses Gefühl der tiefsten Verehrung gegen Gott, als den Allerheiligsten und Gerechtesten, ist das Wesentlichste in der Religion, wo sie anders diesen Nahmen verdienen soll. Jeder sogenannte Gottesdienst, der sich auf die Gefühle des Eigennutzes oder der bloßen Furcht gründet, ist unächt und kann höchstens nur ein entfernteres Vorbereitungsmittel der sittlichen Veredelung abgeben. Aber innige Hochachtung gegen die Gottheit, insofern wir sie als das höchste moralische Ideal denken, ist die wirksamste Triebfeder der Tugend: denn sie ist ja nichts an-

ders, als die Achtung gegen das Sittengesez selbst, dadurch verstärkt, daß das Objekt dieses Gefühls, als Person, als höchstes Ideal der Heiligkeit gedacht, uns zum vollkommensten Muster der sittlichen Güte dient, dem wir uns in allem unserm Wollen und Thun immer mehr zu nähern, stets bemüht seyn sollen. Zudem ist mit der Ehrfurcht gegen die allerheiligste Gottheit auch das Verlangen, ihren Beifall zu erhalten, wesentlich verbunden. Wodurch sollte sich aber dieser anders erlangen lassen, als durch sittlich-gute Gesinnungen und Handlungen? Auch auf diese Art also erwärmt anbetende Verehrung gegen Gott die Seele mit Liebe und Eifer für die Tugend. Dieses Verhältnis der Religion zur Sittlichkeit ertheilt derselben die ihr ganz eigenthümliche Heiligkeit, und macht sie jedem nicht aller moralischen Ausbildung beraubten oder äusserst verdorbenen Menschen zum Gegenstande einer gerechten Verehrung. Man denke sich ein System von übersinnlichen Wahrheiten, das uns in Ansehung unserer zeitlichen und ewigen Glückseligkeit die beruhigendsten Aussichten gewährte, diese unsere Hoffnungen aber von unserer sittlichen Beschaffenheit unabhängig machte, und überhaupt mit der Moralität in keiner Verbindung stünde. Ein solches Religionssystem, wenn

man es so benennen wollte, würde uns zwar sehr schäzbar und unserer Selbstliebe ungemein annehmlich seyn, uns aber gewiß nicht der Achtung werth erscheinen, die wir der einzig ächten und wahren moralischen Religion schuldig sind. — Wenn kalter Indifferentismus gegen alle Religion ein ungebildetes oder sehr leichtsinniges Gemüth verräth; so ist Eingenommenheit gegeu die Lehren von Gott und von einer durch ihn bestehenden moralischen Weltordnung, oder wohl gar Verachtung und Verspottung dieser Lehren, das Zeichen eines äußerst verdorbenen Herzens. Selbst unvollkommene und mit Irrthümern verwebte religiöse Vorstellungen, nebst den sich auf sie gründenden verkehrten Andachtsübungen oder Gottesverehrungen, werden, wofern wir nur nicht allen Zusammenhang zwischen ihnen und der Sittlichkeit vermissen, von jedem, dem Moralität noch etwas gilt, mit einer gewissen Achtung behandelt werden. Es ist dem Freunde und Verehrer der Tugend unmöglich, irgend etwas, das mit der höchsten Bestimmung der Menschheit im Zusammenhange steht, mit Verachtung anzusehen. Wenn daher eines theils überhand nehmende Unsittlichkeit als natürliche Folge von weit verbreiteter Irreligion zu betrachten ist; so läßt sich auch andern theils von der in einem Zeit-

alter zum herrschenden Tone gewordenen Religionsverachtung auf die moralische Verdorbenheit der Generation ganz richtig zurückschließen. Denn lebhaftes Interesse für Sittlichkeit und Achtung für Religion, so wir Unsittlichkeit und Irreligion verhalten sich wechselsweise zu einander wie Ursache und Wirkung.

* * *

Ich habe mich bei der Entwickelung des unbedingten Wohlgefallens an der sowohl objektiven als subjektiven Moralität darum so lange verweilet, weil dieses Gefühl die erhabenste und reinste Art der Achtung ist, deren ein vernünftiges Wesen uur fähig ist. Daher führt dasselbe auch den Nahmen der Achtung in der eigentlichsten und engsten Bedeutung.

Dieses unmittelbare und absolute Wohlgefallen an den der Menschheit eigenthümlichen Vermögen der sittlichen Gesezgebung und Willensfreiheit, oder an ihren Anlagen und Fähigkeiten zur Tugend, ist auch der Grund, warum der Mensch überhaupt ein Gegenstand der Achtung werden kann. Wir würden das menschliche Geschlecht, selbst jedes Individuum desselben, wegen seiner physischen (theils körperlichen und sinnlichen, theils intellektuellen) Fähigkeiten und Kräfte, noch mehr aber wegen seiner

gegen-

gegenwärtigen so hoch gestiegenen Kultur, ungemein schätzen und selbst bewundern können: aber Achtung würden wir nicht für dasselbe fühlen, wenn es der Anlage zur Sittlichkeit und der Fähigkeit einer endlosen Ausbildung derselben entbehrte. *) Wir achten also nicht bloß die sittliche Natur in dem Menschen, sonderu wir achten den ganzen Menschen um seiner sittlichen Natur willen. Der unbedingte Werth, der ihm als einem sittlichen Wesen zukommt, erstreckt sich gewissermassen auch auf das Nichtsittliche in seiner Natur. Ich will sagen: alle Anlagen, Kräfte und Eigenschaften, die dem Menschen wesentlich und zur Erreichung seiner gesammten Bestimmung nothwendig sind, erhalten dadurch, daß sie einem mit Vernunft und Moralität begabten Wesen angehören und zur Erreichung so erhabener Zwecke gebraucht werden können, einen gewissen Adel höherer Art, der ihnen, insofern sie als bloß physische Vollkommenheiten betrachtet werden, an sich nicht zukommt. So ist das Denkvermögen ein auch in nicht-sittlicher Rücksicht sehr schäzbarer Vorzug, insofern wir dadurch fähig sind, uns selbst und die uns umgebenden Dinge zu erkennen

*) Vergl. Kants Tugendlehre §. 11.

und diese mit Willkühr und Absicht zu unserm Vortheile zu gebrauchen. Betrachten wir aber dasselbe als ein moralischen Wesen eigenthümliches und zur Erreichung des hohen Endzwecks ihres Daseyns nothwendig erforderliches Vermögen; so können wir nicht umhin, ihm einen mehr als bloß physischen Werth beizulegen. Daher ist das Wohlgefallen, welches die Vorstellung eines gebildeten Verstandes, als einer zu unserer moralischen Wirksamkeit unentbehrlichen Eigenschaft, in uns erweckt, mehr als Schäzzung; und ob es gleich der eigentlich sittlichen Achtung weit nachsteht, so gehört es doch mit zur Achtung in der weitesten Bedeutung des Wortes. — Eben dieses gilt von allen denen Eigenschaften und Vollkommenheiten, ohne die der Mensch seine gesammte Bestimmung nicht erfüllen kann.

Bei dieser Art der Werthbestimmung, von der hier die Rede ist, kommt es nicht bloß darauf an, ob von den Vorzügen, welche unsere Achtung in der weitesten Bedeutung des Wortes verdienen, ein sittlich-guter Gebrauch gemacht wird; sondern vorzüglich darauf, ob ein solcher Gebrauch von ihnen gemacht werden kann und soll. Gesezt, es wäre möglich, daß wir von zwei Menschen wüßten, sie seyen in gleichem

Grade

Grade sittlich verdorben, wir bemerkten aber, daß der Eine an Naturgaben, Kenntnissen und Ausbildung vieles vor dem Andern voraus habe: wird nicht jenem ein geößerer Menschenwerth zukommen als diesem? Denn er ist insofern ein vollkommnerer Mensch, als er, gesezt sie faßten Beide in einem Augenblicke den Vorsaz, auf den Weg der Pflicht zurückzukehren, vermöge seiner natürlichen Talente und seiner größern Geisteskultur, dem Andern in kurzer Zeit weit zuvorkommen würde.

Indeßen bleibt es eine ausgemachte Wahrheit, daß die physischen Vorzüge einer Person in jedem Falle einen desto höhern Werth haben, je mehr sie zur Ausübung der Pflicht angewendet werden. Wer nimmt nicht die ungewöhnlichen Geistes- oder Körperkräfte an einem Menschen, der einen pflichtmäsigen Gebrauch davon macht, mit viel größerm Wohlgefallen wahr, als an einem Andern, der das Gegentheil thut? Wir können zwar dem Ehrgeizigen oder Eigennüzigen, der seine außerordentlichen Verstandesgaben bloß zur Befriedigung seiner Selbstsucht gebraucht, und überdas in der Ausführung seiner mit großer Klugheit gemachten eigennüzigen Entwürfe einen seltenen Muth und nicht gemeine Seelenstärke beweist, in Rücksicht auf diese Vorzüge

unsere Achtung nicht ganz versagen, so sehr wir ihn auch wegen seiner moralisch-bösen Willensbeschaffenheit verachten mögen. Aber wie viel größer ist in unsern Augen der Werth desjenigen, der ein gleiches Maaß der gedachten Eigenschaften besizt und selbige zur Erfüllnng seiner Pflichten und zur Beförderung des Menschenwohls zu gebrauchen sucht! Der Werth, welchen wir dem Erstern beilegen, gründet sich lediglich auf die Vorstellung von dem, was er nach seinen Anlagen seyn könnte: unser Wohlgefallen an dem Leztern aber beruht auf der Einsicht von dem, was er ist und immer mehr zu werden sucht. An jenem achten wir die zur Erreichung der höchsten Zwecke der Menschheit erforderlichen Vermögensarten, das heißt, die bloße natürliche Tauglichkeit zur Erfüllung seiner Bestimmung: an diesem verehren wir zugleich die Willensbestrebung, die gedachten Vermögensarten den Forderungen der Sittlichkeit gemäß anzuwenden.

IV.

Das menschliche Denkvermögen als Objekt der Achtung in der weitern Bedeutung.

Ich gehe nun weiter in der Betrachtung derjenigen persönlichen Vorzüge, um welcher willen der Mensch ein Gegenstand der Achtung in der weitern Bedeutung des Wortes ist. Diese innern zum vollkommenen Menschen erforderlichen Vorzüge, deren wir nicht entbehren können, wenn wir den vollständigen Endzweck unsers Daseyns erreichen wollen, sind den äussern Vorzügen entgegen gesezt, welche nemlich dem Menschen nicht eigenthümlich zugehören, sondern in gewissen vortheilhaften Verhältnissen zu andern Personen oder Sachen außer ihm bestehen: dergleichen sind z. B. der Besiz irdischer Güter, vornehmer Stand, Macht und Ansehen u. s. w. Diese Vorzüge können zwar zu vielen materiell-guten oder nüzlichen Zwecken gebraucht werden: aber dazu, daß der Mensch an sich gut und achtungswerth sey, werden sie nicht erfordert; ja sie dienen eben so oft, und vielleicht noch öfter, die Erreichung seiner höchsten Bestimmung zu erschweren oder gar zu vereiteln,

eiteln, als sie zu erleichtern. — Doch von diesen äußern Vorzügen wird weiter unten noch etwas gesagt werden.

Zu den innern Vorzügen, die nächst der Sittlichkeit und wegen der sittlichen Bestimmung und Würde des Wesens, dem sie eigen sind, mit Recht geachtet werden, rechne ich wie ich schon sagte, vor allen andern das Denkvermögen oder die Vernunft in der weitesten Bedeutung. Dieses Denkvermögen, diese Fähigkeit Begriffe zu bilden, zu urtheilen, zu schließen, den Zusammenhang, die Causalverknüpfung und die Zweckmäßigkeit der Dinge einzusehen, und endlich, zu jedem Bedingten das lezte Unbedingte zu suchen, dieses an sich bloß physische Vermögen steht dem Vermögen der Moralität an Werth und Vortreflichkeit unendlich weit nach. Denn daß ich einer deutlichen Erkenntniß meiner selbst und der mich umgebenden Objekte fähig bin, giebt mir zwar allerdings eine große Ueberlegenheit über alle Weltwesen, welche der Vernunft entbehren: aber den Hauptvorzug der Menschheit macht dies doch nicht aus. — Einen weit höhern, und, wenn ich so sagen darf, einen über-physischen Werth erhält das Denkvermögen durch seine genaue Verbindung mit den sittlichen Anlagen und Kräften in

der

der Menschennatur. Das Denken und Erkennen ist eine wesentliche Bedingung des Rechtwollens und Rechthandelns: und jemehr das Vermögen, die Wahrheit zu entdecken und einzusehen geübt und gebildet, und je ausgebreiteter der Kreis unserer Kenntnisse ist; desto geschickter sind wir, uns, den ewigen Vorschriften der Moralität gemäß, zu unserer und Anderer Vervollkommnung thätig zu beweisen. Die Gesetze unsers Thuns und Lassens sind nicht in dem Sinne in unsere Vernunft gelegt oder uns ins Herz geschrieben, als ob wir uns derselben ohne alle vorhergegangene durch Erfahrung und Unterricht zu erhaltende Geistesbildung deutlich bewußt wären. Die moralische Urtheilskraft, oder das Vermögen zu bestimmen, was zu einem allgemeinengeltenden Gesetze tauglich, mithin recht und gut, und was im Gegentheil unrecht und böse sey, bedarf, wie das Urtheilsvermögen überhaupt, einer sorgfältigen Kultur und einer fortgesezten Uebung. Die reine Gesezgebung der Vernunft besteht bloß in der ursprünglichen Anlage jedes Vernunftwesens, vermöge welcher dasselbe eine Handlungsmaxime an sich billigen, gutheißen, ein unbedingtes Wohlgefallen daran haben, und sich, ohne alle Rücksicht auf irgend einen Zweck der Selbstliebe, zur Befolgung

folgung derselben verbunden achten muß, sobald es urtheilt, daß es wollen könne, alle vernünftige Wesen möchten sich diese Maxime zum Gesetze machen. Ob es nun aber möglich sey, die allgemeine Befolgung einer gegebenen Maxime vernünftiger Weise zu wollen und gutzuheißen, dies zu beurtheilen vermögen wir nicht, wenn es uns an einem geübten Verstande und an richtigen Einsichten in den Zusammenhang der Dinge fehlt. Dieser Mangel sezt einen Menschen, auch bei ganz guten Gesinnungen, vielen praktischen Irrthümern aus, und er wird, bei dem aufrichtigsten Vorsatze, seine Pflicht zu thun, dennoch öfters verkehrt handeln, weil er nicht im Stande ist, das Wahre und Gute richtig aufzufinden und von dem bloß Scheinbar-guten gehörig zu unterscheiden. So meint es, z. B. Mancher in seinem zu weit gehenden Eifer für das, was er Wahrheit und Rechtglaubigkeit nennt, gewiß gut. Aber das Schlimme ist dies, daß er über die Natur und die Bestimmung der Menschheit und über den Endzweck der Religion, welche bloß dazu dienen soll, die Erreichung dieser Bestimmung zu erleichtern, zu wenig aufgeklärt ist. Sähe er ein, daß der lezte Zweck, zu dem unsere Gattung und jedes Individuum existirt, in stets wachsender Vervollkommnung und beständi-

ständiger Thätigkeit aller Kräfte, vornehmlich der moralischen Vermögensarten, besteht — ein Zweck, welcher ohne freies Denken und ungefesseltes Forschen, ohne ungezwungenes Annehmen oder Verwerfen und ohne freiwilliges Ausüben des erkannten Guten nie erreicht werden kann; so würde er sich ohne Mühe überzeugen, daß die Maxime des Denk- und Glaubenszwanges nicht zu einem allgemeingeltenden und der allgemeinen Billigung würdigen Gesetze tauge: denn wie sollte die Vernunft eine Denk- und Handlungsweise billigen können, welche, wofern sie allgemein eingeführt wäre, die Erreichung des höchsten Zwecks unsers Daseyns unfehlbar vereiteln würde? Sobald er nun einsähe, er könne nicht wollen und billigen, daß es allen Menschen erlaubt sey, Andern mit Gewalt aufzudringen, was jeder von ihnen für wahr hält; so würde er auch eingestehen müssen, daß auch er selbst nicht befugt seyn könne, diejenigen Glaubens- und Religionslehren, von denen er für seine Person überzeugt zu seyn glaubt, seinen Nebenmenschen durch gewaltsame Mittel aufzunöthigen. Er würde ein Gesez, welches geböte, daß gewisse einmal angenommene Glaubenssätze für alle künftigen Zeiten gelten und immer für wahr sollten

gehal-

gehalten werden, als höchst ungerecht und unsinnig verwerfen, wenn er über die menschliche Natur aufgeklärt genug dächte, um sich zu überzeugen, wie sehr alles, was das weitere Fortschreiten in Religionseinsichten verhindert, wider die lezten Zwecke der Menschheit streite. — So unentbehrlich ist ein gewisser Grad der Bildung des Erkenntnisvermögens, wenn wir nicht in Gefahr stehen wollen, in unsern Urtheilen, so wie in unserm Thun und Lassen, von dem, was recht und gut ist, alle Augenblicke abzuweichen. Diese Art der Vernunftkultur wird als unentbehrliche Bedingung vorausgesezt, wenn wir das objektiv Gute richtig bestimmen und hierdurch die Regel festsetzen wollen, nach der sich die subjektive Sittlichkeit oder die Güte der Gesinnungen und des Willens thätig beweisen soll. Daher pflegen in solchen Fällen, wo unser eigenes Urtheil über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit einer gegebenen Handlung nicht ganz fest und gewiß ist, nur die Aussprüche derjenigen Menschen einiges Gewicht bei uns zu haben, denen wir nicht nur Rechtschaffenheit und Güte des Willens genug zutrauen, um sich für die richtige Kenntniß der menschlichen Pflichten lebhaft zu interessiren, sondern bei welchen wir auch den erforderlichen Grad der Vernunftbildung vermuthen,

then, um die in jedes Menschen Seele geschriebenen Moralgesetze gehörig zu verstehen, auszulegen und auf einzelne Fälle anzuwenden.

Doch es entdecken sich noch mehrere Seiten, von welchen ein ausgebildetes Erkenntnißvermögen mit dem höchsten Zwecke der Menschheit zusammenhängt. Denn zu diesem gehört nicht nur das, daß unser Vorsaz, das erkannte Gute zu thun und das Böse zu meiden, immer fester, unser Tugendeifer redlicher und uneigennüziger und nnsere ganze Gesinnungsweise immer lauterer und besser werde; sondern diese gute Gesinnung muß sich auch, soviel nur immer möglich ist, durch Handlungen thätig beweisen. Derjenige Mensch hat in seinen eigenen und in Anderer Augen unstreitig einen höhern Werth, welcher seinen sittlich-guten Willen in mehrern Verhältnissen des Lebens wirksam werden läßt und sich einen größern Thätigkeitskreis zu schaffen weiß, in dem er durch Handlungen an den Tag zu legen sucht, wie sehr es ihm mit der Ausübung seiner Pflichten Ernst sey, als ein Anderer, welcher, wiewohl bei gleich redlicher Gesinnung, nur in einem sehr eingeschränkten Kreise thätig ist. Ein Mann, der in seinen funfzig oder sechzig Lebensjahren seine Pflichten in allerlei Verhältnissen, als

Hausvater, als Bürger, als Lehrer oder als Staatsdiener erfüllte, und in diesen verschiedenen Verhältnissen von seiner Geistesbildung und seinen Kenntnissen, zu seiner eigenen und seiner Mitmenschen Vervollkommnung, einen gewissenhaften Gebrauch machte, hat doch offenbar grössers Verdienst, als der, welcher in einem gleichen Zeitraume und bei übrigens gleichem Eifer für alles Gute, aus Mangel an Talent, Geschicklichkeit und Wissenschaft, seine Thätigkeit bloß auf den engen Zirkel des häuslichen Lebens einschränken mußte. Wie kann aber ein Mensch seinen Wirkungskreis erweitern, wie kann er in demselben mit Erfolg seine Kräfte anwenden, wenn es ihm an Verstandesübung, an Erfahrung, Klugheit und Kenntnissen mancher Art fehlt? Daher pflegen wir diese Vollkommenheiten nicht bloß in Hinsicht auf das Gute, welches durch sie in der Welt bewirkt werden kann, zu schätzen, sondern auch als Eigenschaften, die zur moralischen Thätigkeit vorausgesezt werden, selbst dann noch zu achten, wenn widrige Zufälle oder Gegenbemühungen boshafter Menschen, die bei ihrem Gebrauche beabsichtigten wünschenswerthen Folgen vereiteln.

Einer vorzüglichen Achtung pflegen wir Menschen von ausgebreiteter Erfahrung und

Welt-

Weltkenntnis werth zu halten; theils darum, weil große Erfahrung und Umgang mit vielen Menschen eine nicht gemeine Uebung und Ausbildung der Seelenkräfte zur Folge hat, theils weil wir dadurch geschickt werden, unserer Bestimmung in der Welt durch eine ausgebreitete Wirksamkeit Genüge zu thun. *) Daher betrachten wir einen Mann, von dem wir wissen, daß er durch nicht alltägliche Schicksale ist geprüft worden, und unter diesen Prüfungen sich nicht bloß leidend verhalten, sondern von seinen Kräften den gehörigen Gebrauch gemacht hat, mit geheimer Ehrerbietung. Gesezt, wir wüßten auch noch nicht, ob er rechtschaffen genug denke, seine durch Erfahrung erlangte Geisteskultur und seine Einsichten auf eine pflichtmäßige Art anzuwenden; so müssen wir ihm doch schon insofern einen vorzüglichen Menschenwerth zugestehen, als wir die gedachten Eigenschaften in Rücksicht

*) „Alle Fortschritte in der Kultur, sagt Kant, wodurch der Mensch seine Schule macht, haben das Ziel, diese erworbenen Kenntnisse uud Geschicklichkeiten zum Gebrauche für die Welt anzuwenden; aber der wichtigste Gegenstand in derselben, auf den er jene verwenden kann, ist der Mensch, weil er sein eigener lezter Zweck ist.“ S. Kants Anthropol. Vorr.

sicht auf einen davon zu machenden möglichen sittlich-guten Gebrauch betrachten. Wir verehren in ihm den Mann, der in Ansehung der Tauglichkeit zu einer ausgebreiteten Wirksamkeit für Menschenwohl und Menschenveredelung vor Andern vieles voraus hat. Erst dann wird Gleichgultigkeit, wo nicht gar Verachtung, an die Stelle dieser Achtung treten, wenn wir bemerken, daß er, leer von allem Interesse für moralisch-edle Zwecke, diese seine Vorzüge bloß zu eigennützigen Absichten gebraucht. Das Misfallen an seiner sittlich-verwerflichen Gemüthsbeschaffenheit überwiegt dann das Wohlgefallen an seinen geistigen Vollkommenheiten, durch die er, wenn er nur wollte, sich nicht gemeine Verdienste um die Welt und einen vorzüglichen Rang unter seinen Mitmenschen erwerben könnte. — Die große Achtung gegen das Alter, zumal bei rohen Völkern, wo bei dem Mangel einer den Geist bildenden Erziehung und des Unterrichtes, eine lange Erfahrung das einzige Mittel ist, zu ausgebreiteten Kenntnissen zu gelangen, scheint aus dem hier Gesagten erklärt werden zu müssen.

Ich füge hier noch einige Worte über diejenige Art der Urtheilskraft, welche sich mit dem Schönen und Erhabenen beschäftigt, oder über den Geschmack hinzu. Auch dieses Vermögen

gen ist einer der wesentlichen Vorzüge des Menschen: denn es sezt ja Verstand voraus. Ein Objekt heißt nemlich alsdann schön, und erhält den Beifall des Geschmacks, wenn es in der bloßen Anschauung die Sinnlichkeit in eine mit der Handlungsweise des Verstandes harmonirende Thätigkeit versezt, und hierdurch ein unmittelbares Wohlgefallen erzeugt. Daher findet auch dieses Gefühl bei den Thieren, die bloß Sinnlichkeit, aber kein Denkvermögen besitzen, nicht Statt. Ausserdem ist der Geschmack auch noch in manchen andern Hinsichten mit den edelsten Anlagen der Menschheit nahe verwandt. Denn dadurch, daß wir vermöge desselben fähig sind, ein unmittelbares Wohlgefallen an der Vorstellung gewisser Objekte zu finden, hat er mit dem sittlichen Gefühle eine auffallende Aehnlichkeit: und dies ist nur einer von den Gründen, warum ein gebildeter Geschmack viel beiträgt, das Gemüth für das Edle und Gute zu stimmen und die moralischen Empfindungen zu beleben. Daher ist ein richtiger, geübter und feiner Geschmack einer von denen Vorzügen, die wir nächst der Moralität und einem kultivirten Erkenntnisvermögen am meisten zu achten pflegen. Wir schätzen diese Eigenschaft nicht bloß als ein Mittel mannigfaltiger edler Vergnügun-

gen, sondern es kommt ihr, insofern sie ein wesentlicher Zug im Ideale der vollkommenen Menschheit ist, ein von jeder Rücksicht auf Annehmlichkeit der Gefühle unabhängiger unbedingter Werth zu. Und gehört nicht der Mangel eines feinen Sinnes für das Schöne und Erhabene, das heißt, ein ungebildeter oder gar verdorbener Geschmack, mit unter diejenigen Unvollkommenheiten, welche einem Menschen die Geringschätzung aller Personen von einiger Geistescultur zuziehen? — Vornehmlich wird von Allen, die sich auf Menschenwerth verstehen, Geschmack an den Naturschönheiten für eine sehr achtungswerthe Eigenschaft gehalten. Jene entscheidende Liebe zu der unverkünstelten Natur, jener nicht selten an Schwärmerei gränzende Hang zu ernsten und einsamen Betrachtungen über das Schöne, Große und Erhabene, welches sich auf dem Schauplatze der sichtbaren Schöpfung in so unaussprechlicher Mannigfaltigkeit darstellt, zeugt gewöhnlich von einer sich über das Gemeine erhebenden Gemüthsstimmung und von einer vorzüglichen Anlage für sittliche und religiöse Gefühle.

Weniger als die bisher betrachteten Geistesvollkommenheiten stehet eine reiche, blühende Einbildungskraft, ein lebhafter Wiz, ein erfindungs-

findungsreiches Kunstgenie u. d. gl. mit der höchsten Bestimmung des Menschen in Verbindung; und daher sind auch die Ansprüchr, welche diese Eigenschaften auf Achtung geben, schon um vieles geringer. Es kann jemand ein sehr guter verehrungswerther Mensch seyn, ohne einen von den so eben genannten Vorzügen in hohem Grade zu besitzen: aber ohne einen durch Uebung im Denken und durch einen gewissen Vorrath von Kenntnissen gebildeten Verstand bleibt der Mensch immer auf einer sehr niedrigen Stufe stehen. Wir legen einem Manne, bei welchem wir einen bloß schlichten Menschenverstand bemerken, einen größern persönlichen Werth bei und schenken ihm mehr Liebe und Zutrauen, als dem geschicktesten Künstler, welchem es an einem gebildeten praktischen Verstande fehlt. So sehr man auch die Anlagen und Fertigkeiten dieses Leztern in artistischer Rücksicht und um der angenehmen Unterhaltung willen, die sie gewähren, schätzen, und so theuer man sie allenfalls bezahlen mag; so erhöhen sie doch den absoluten Menschenwerth ihres Besitzers nur in dem Falle, wenn sie durch Vereinigung mit einem lebhaften Enthusiasmus für alles Gute und Edle in nähere Beziehung mit dem höchsten Zwekke der Menschheit kommen. Vornehmlich also

verdienen die genannten Eigenschaften alsdann unsere Achtung, wenn sie zu sittlich-guten Zwecken angewendet werden. Der Dichter, oder jeder andere Künstler, der seine seltenen Talente dazu gebraucht, die Herzen für Tugend und Religion zu erwärmen und sie für alles, was die Menschheit adelt, zu gewinnen, sollte der nicht würdig seyn, daß sein Andenken Jahrhunderte hindurch geehrt bleibe und daß einst noch die späte Nachwelt dankbar seine Asche segne? Ja! mit Recht ist er, so lange seine Werke gekannt werden, der Gegenstand der Liebe und der Bewunderung aller edlen Seelen. Das Wohlgefallen an so seltenen Talenten und Kunstfertigkeiten, und die Achtung gegen das sittlich Vortreffliche und Erhabene, zu dessen Darstellung sie angewendet werden, fließen in ein Gefühl zusammen. Kein Wunder also, daß ein Raphael, rin Young, ein Klopstock und jedes seltene Genie, welches das Interesse an dem, was einem vernünftigen Wesen die erhabenste Würde giebt, durch die Kraft der Kunst noch zu erhöhen weiß, von allen gefühlvollen Menschen mit einer beinahe schwärmerischen Verehrung genannt werden.

V.

Von der Geistesstärke, als einem Gegenstande der Achtung.

Zu den Vorzügen, welche wegen ihrer nahen Beziehung, in der sie zur Moralität, als dem höchsten Zwecke der Menschheit stehen, Achtung erwerben, gehören ferner auch diejenigen Gemüthseigenschaften, welche man unter den Ausdrücken Geistesstärke und Seelengröse zusammen zu fassen pflegt. Hierher gehört jene ruhige Fassung, welche den, der sie besizt, nicht leicht seine Besonnenheit verlieren läßt, und sich theils in mißlichen und gefahrvollen Lagen als kaltblütige Geistesgegenwart, die nie anders als nach Grundsätzen und deutlichen Einsichten handelt, theils da, wo das Schicksal zu unserm Nachtheil entschieden hat und jedes fernere Entgegenstreben vergeblich seyn würde, als geduldige Ergebung in das, was sich nicht mehr ändern läßt, äußert; eine Selbstherrschaft, welche die Freiheit des vernünftigen Willens und der Entschließungen auch gegen die zudringlichsten Neigungen und gegen die ungestümsten Aufwallungen der Leidenschaften zu be-

haupten weiß; ein Muth, der in Gefahren nicht wankt und im Bewußtseyn eigener Kräfte auch vor mächtigen Hindernissen nicht zurückbebt; eine entschlossene Standhaftigkeit und anhaltende Thätigkeit in Verfolgung ihrer Zwecke, und eine Festigkeit des Sinnes, welche nicht nach Gefühlen und Launen, sondern nach geprüften Grundsätzen und Maximen handelt, und den Mann von geübter praktischer Vernunft fähig macht, Konsequenz in allen seinen Maaßregeln und Uebereinstimmung mit sich selbst in seinem gesammten Thun und Lassen zu erhalten. Diese und ähnliche Eigenschaften sind sehr wesentlich in dem Ideale des vollkommenen Menschen. Sie erwecken auch dann eine Art von bewundernder Achtung, wenn sie nicht durch tugendhafte Gesinnungen geadelt sind; gleichwie hingegen Kleinmuth, Feigheit, Mangel an Entschlossenheit und Seelenstärke den Lasterhaften noch verächtlicher machen, als er wegen seiner Unsittlichkeit schon ist. So würde die Geschichte den Unmenschen des achtzehnten Jahrhunderts, Robespierre, mit einem Sylla, Marius, Catilina und andern wenigstens durch ihre Charakterstärke berühmten Frevlern in gleichem Rang stellen, wenn ihn nicht die niederträchtigste Feigheit und der Mangel alles natürlich Großen und

Star-

Starken, das sich sonst mit unerhörter Bosheit zu paaren pflegt, bis zur tiefsten Stufe der Verächtlichkeit hinuntersezte.

So wenig diese Größe des Geistes und diese Stärke des Willens nebst allen dazu erforderlichen Eigenschaften, insofern sie Geschenke der Natur, nicht durch Fleiß und Anstrengung erworben, oder wenigstens durch Uebung verstärkt sind, Tugenden zu heißen verdienen; so nothwendig gehört doch ein gewisses Maaß derselben dazu, wenn der Mensch eine der höhern Stufen sittlicher Würde erreichen und in allen Lagen seines Lebens den Charakter eines edlen Mannes behaupten soll. Dies ist der Grund, warum wir diesen Vorzügen einen so entschiedenen Werth beilegen. Wir betrachten sie als Bedingungen einer unwandelbaren Rechtschaffenheit des Wollens und Handelns. Alles Unsittliche in den Gesinnungen und Handlungen hat eine gewisse Schwäche der Seele zum Grunde. Denn was ist die Ursache, daß der Lasterhafte den Trieben und Reizungen einer ungeordneten Selbstliebe folgt und jede in ihm aufsteigende Begierde zu befriedigen strebt, da er doch die Unrechtmäßigkeit dieses Verhaltens einsieht? Gewiß nichts anders, als weil es ihm an Selbstherrschaft und an fester Entschlossenheit fehlt, seinen Willen

den bessern Einsichten seiner Vernunft gemäß zu bestimmen: Er hat nicht den Muth, seine Leidenschaften standhaft zu bekämpfen und von dem in ihm wohnenden Vermögen der Willensfreiheit zur Behauptung seiner Vernunft- und Menschenwürde den pflichtmäßigen Gebrauch zu machen: oder wenn er auch den Kampf beginnt, so besizt er doch nicht Standhaftigkeit genuz, um in demselben mit fortgesezter Anstrengung auszudauern. Und so geschieht es denn, daß seine Sinnlichkeit einen Sieg nach dem andern über seine bessere Natur davon trägt. Mit jeder Niederlage nimmt das Gefühl seiner moralischen Kräfte ab: und obgleich das in ihm wohnende Bewußtseyn seiner Verbindlichkeit, jede Begierde in den Schranken der Moralität zu erhalten, und ihren ungestümmen Regungen zu widerstehen, auch die Möglichkeit dieses Widerstandes nothwendiger Weise vorausseżt; so hat er doch einmal das Zutrauen zu sich selbst verloren, und er hält seine eingebildete Ohnmacht für zu entschieden, als daß er auch nur einen ernsthaften Versuch wagen möchte, sich dieser schimpflichen Knechtschaft zu entziehen. Mit der Zeit wird denn auch die Stimme seiner Vernunft, die ihm seine Pflichten vorhält, immer schwächer, so wie die Gewissensvorwürfe wegen Uebertretung der-

selben immer seltener: bis zulezt der Unglückliche die tiefe Verworfenheit, zu welcher ihn die durch Mangel des Widerstandes übermächtig gewordene Sinnlichkeit erniedrigt hat, gar nicht mehr zu fühlen scheint, und jedem Antriebe der Habsucht, der Ungerechtigkeit, der Wollust und anderer entehrenden Laster folgt, ohne einmal daran zu denken, daß in seiner vernünftigen Natur so viele edle Kräfte und Triebfedern liegen, von deren pflichtmäßigem Gebrauche seine ganze Würde und seine Empfänglichkeit für höhere Glückseligkeit lediglich abhängt.

Der Mensch, welcher nur den Muth hat, den Ausspruch seiner gesezgebenden Vernunft zur vornehmsten Richtschnur alles seines Wollens und Handelns zu machen, der hat den ersten entscheidenden Schritt auf dem Wege zum großen Ziele gethan: und je länger er auf demselben fortwandelt, desto mehr zeigt sich das Uebergewicht seines nur durch das hohe Interesse der moralischen Vernunft geleiteten freien Willens über die unedlen Motive einer selbstsüchtigen Sinnlichkeit. *) Die Uebung in der Tugend erhöhet die

Kraft,

*) Dies ist der durch Vernunft erweckte Muth oder die Tapferkeit, von der Kant in seiner Anthropol. §. 67.

Kraft, das erkannte Gute nicht nur dem Bösen vorzuziehen, sondern auch alles Widerstandes seiner Neigungen ungeachtet, auszuüben, und das Gefühl dieser wachsenden Stärke vermehrt das sittliche Selbstvertrauen, ohne welches nichts grosses ausgerichtet wird. Und so lernt der Mensch, welchem es mit seiner Vervollkommnung ein wahrer Ernst ist, das in ihm liegende mächtige Princip der sittlichen Vernunft und Willensfreiheit täglich mehr kennen und besser gebrauchen: immer wird es ihm mehr zur Fertigkeit, mit dem heiligen Gesetze in seinem Herzen und mit sich selbst übereinstimmend zu wollen und zu handeln, und jene ewig gerechten Ansprüche seiner bessern Natur auf die Unterwerfung aller sinnlichen Begierden und Neigungen geltend zu machen. — Was erhellet hieraus deutlicher, als daß ein gewisser Grad der Geistesstärke und der Energie des Willens ein wesentliches Erfordernis zum Charakter

---

§. 67. redet. „Sich durch Sticheleien und mit Wiz geschärfte spöttische Verhöhnungen dessen, was ehrwürdig ist, nicht abschrecken zu lassen, sondern seinen Gang standhaft zu verfolgen, ist ein moralischer Muth, den Mancher nicht besizt, welcher in der Feldschlacht oder im Duell sich als einen Braven beweist.“

rakter eines rechtschaffen denkenden und handelnden Mannes ausmache?

So gewiß es indeßen nach obiger Bemerkung ist, daß Unsittlichkeit immer eine Art von Schwäche und einen Mangel an innerer Selbstmacht verräth (eine Schwäche, die insofern verschuldet ist, weil es lediglich an dem ernstlichen Willen gebricht, die vorhandenen Kräfte zu gebrauchen); so wenig fehlt es doch an Beispielen von lasterhaften Menschen, welche in Verfolgung ihrer verwerflichen und schändlichen Absichten eine natürliche Größe und Seelenstärke an den Tag legen, welche in Erstaunen sezt. Wenn ein Cromwell nicht genug Herr über sein eigenes Herz war, um den Anwandlungen einer unbändigen Ehr- und Herrschsucht zu widerstehen, ungeachtet er es gekonnt hätte, woferne es ihm damit nur Ernst gewesen wäre; wenn er unter den lautesten Widersprüchen seiner Vernunft und seines Gewissens den Entschluß faßte, durch Ströme von Blut und über Haufen von Leichen bis zur höchsten Gewalt emporzustreben: so war das gewiß in sittlicher Rücksicht eine Schwäche, welche tiefe Verachtung verdient. Aber indem er diesen Entschluß mit einem unerschütterlichen, über jede Gefahr erhabenen Muthe und mit einer ganz ungewöhnlichen, sich stets

gleich

gleich bleibenden Gegenwart und Stärke des Geistes auszuführen strebt, und aller Schwierigkeiten ungeachtet zulezt wirklich ausführt; so müssen wir in ihm den natürlichgroßen Mann bewundern nnd nur dies bedauren, daß er als moralischer Mensch niedrig genug dachte, um seine seltene Talente zu so fluchwürdigen Zwecken zu gebrauchen. So lehret uns die Geschichte und selbst unsere eigene Erfahrung Menschen genug kennen, welche zur Befriedigung ihrer verabscheuungswerthen Leidenschafteu eine Kühnheit in Entwürfen und eine Erhabenheit des ausdaurendsten Muthes in der Ausführung beweisen, wodnrch diese Personen nicht bloß die Bewunderung ihrer Zeitgenossen sondern auch die Verehrung der Nachwelt verdienen würden, wenn sie sich im Moralischen eben so sehr, wie im Physischen auszeichneten, wenn ihr Herz so edel und ihr Wille so gut wäre, als sie an Stärke der Seele über das Alltägliche hervorragen. Wer das natürlich Große und Bewundernswerthe in der Menschennatur von dem sittlich Achtnngswürdigen nicht gehörig zu unterscheiden weiß, der wird unvermeidlich in den großen Fehler unsers Zeitalters verfallen, da man die der Tugend gebührenden Lobsprüche an das glückliche Laster verschwendet.

Ob sich nun gleich öfters große Geistesstärke und außerordentliche Naturgaben bei unsittlichen Handlungen offenbaren; so ist es doch ausgemacht, daß im Ganzen mehr wahre Seelengröße zur Tugend als zum Laster erfordert wird; und zwar nicht allein darum, weil, wie bereits ist gezeigt worden, schon der bloße Vorsaz, keine andere, als sittlich-gute Maximen zu befolgen, und noch mehr die Ausführung desselben, eine Stärke des Geistes und eine Selbstherrschaft des Willens voraussezt, welche nicht unter die alltäglichen Erscheinungen gehört, sondern auch noch aus andern Gründen. Denn gesezt, die äußern Schwierigkeiten, welche sich dem, der einen tugendhaften Charakter zu behaupten oder auch nur einen einzelnen edlen und sittlich-großen Vorsaz auszuführen sucht, sind denen Hindernissen gleich, welche dem Lasterhaften die Befriedigung seiner Leidenschaften (des Ehrgeizes, der Rachsucht, der Habgierde u. d. gl.) erschweren; so findet doch der Leztere in sich selbst weit mehrere und stärkere Antriebe (nemlich Antriebe der Selbstliebe und der Sinnlichkeit), die ihn in der Verfolgung seines vorgesezten Zwecks unterstützen, als der Erstere. Der Tugendhafte handelt aus Achtung gegen das Gesez: es ist die Idee des an sich Guten und

Vortrefflichen, die seine Entschliessungen bestimmt. Offenbar aber gehört ungleich mehr Geist und Stärke der Vernunft dazu, diese Idee in der lebhaften Klarheit zu denken, daß sie, troz allen Hindernissen von aussen und allen sinnlichen Gegenantrieben von innen, das herrschende Princip des Thuns und Lassens bleibe, als dem Gegenstande irgend einer lasterhaften Neigung mit standhaftem Eifer nachzustreben. Und welche Selbstmacht des Willens wird dazu erfordert, sich durch den bloßen Gedanken an die Pflicht gegen alle Reizungen des Lasters zu waffnen! Wenn auch öfters einige angenehme Gefühle mit der Tugend gleichsam im Bunde stehen und die Befolgung ihrer Vorschriften erleichtern (wie z. B. das Vergnügen des Wohlthuns, die Ehrliebe u. dgl.); so ist doch die Unterstützung, welche wir zur Ausübung schwerer Pflichten von dieser Seite erhalten, nicht zu vergleichen mit den starken Motiven der Sinnlichkeit, welche den Lasterhaften zur ausdaurenden Anstrengung seiner Kräfte in Verfolgung seiner Zwecke antreiben. Es wird also, wie hieraus erhellet, bei weitem nicht so viel Muth und Selbstherrschaft zur Begehung großer Verbrechen als zur Ausübung

übung vorzüglicher Tugenden erfordert.*) Selbst zur standhaften Befolgung jeder einzelnen sittlichen Ein-

*) Kant drückt sich hierüber in seinen metaphysischen Anfangsgründen der Tugendlehre folgendermaßen aus: „Es ist eine nicht bloß unnöthige, sondern auch anstößige Frage: ob zu großen Verbrechen nicht etwa mehr Stärke der Seele als selbst zu großen Tugenden gehöre. Denn unter Stärke der Seele verstehen wir die Stärke des Vorsatzes eines Menschen, als mit Freiheit begabten Wesens, mithin, sofern er seiner selbst mächtig (bei Sinnen) ist, also im gesunden Zustande des Menschen. Große Verbrechen aber sind Paroxysmen, deren Anblick den an der Seele gesunden Menschen schaudern macht. Die Frage würde also etwa dahin auslaufen: ob ein Mensch im Anfall einer Raserei mehr physische Stärke haben könne, als wenn er bei Sinnen ist; welches man einräumen kann, ohne ihm darum mehr Seelenstärke beizulegen, wenn man unter Seele das Lebensprincip des Menschen im freien Gebrauche seiner Kräfte versteht. Denn weil jene bloß in der Macht der die Vernunft schwächenden Neigungen ihren Grund haben, welches keine Seelenstärke beweist; so würde diese Frage mit der ziemlich auf einerlei hinauslaufen: ob ein Mensch im Anfall einer Raserei mehr Stärke, als im gesunden Zustande

de

lichen Maxime bedarf es einer nicht gemeinen Selbststärke. Mancher Mensch von niedrigem Stande beweist in seinem der Tugend geweihten Leben mehr innere Größe des Charakters, als viele von den sogenannten großen Männern, welche auf dem erhabenen Standorte, auf den sie das Schicksal gestellt hat, durch den äußern Glanz ihrer Thaten zwar die Blicke ihrer sie anstaunenden Zeitgenossen, oft sogar der Nachwelt, auf sich ziehen, aber die ächte Seelengröße nicht kennen. Denn oft haben versteckte Leidenschaften und Neigungen der Selbstliebe mehr Antheil an ihren so hoch gerühmten Entwürfen, Unternehmungen und Handlungen, als ein durch Vernunft bestimmter fester Wille: da hingegen der Dürftige, von der Welt gering geachtete oder durch Noth und Leiden geprüfte Bewohner einer niedrigen Hütte, der auch die schwersten Pflichten mit stiller Ergebung verrichtet, eine Erhabenheit der Denkungsart und eine Herrschaft über

---

de beweisen könne, welche geradezu verneinend beantwortet werden kann, weil der Mangel der Gesundheit, die im Gleichgewichte aller körperlichen Kräfte des Menschen besteht, eine Schwächung im System dieser Kräfte ist, nach welchem man allein die absolute Gesundheit beurtheilen kann.“

über sich selbst beweist, die man unter denen, welche die nicht immer gerechte Geschichte in die Zahl der großen, bewundernswerthen Menschen eingeschrieben hat, vielleicht lange vergebens suchen würde.

Die Stärke und Energie des Charakters verhält sich demnach, wie aus den bisherigen Betrachtungen leicht erhellet, zu der subjektiven Sittlichkeit, oder zu einem gewissen Grade der moralischen Kultur, theils wie Ursache, theils wie Wirkung. Ohne alle Geistesstärke wird der Mensch sich nicht einmal zu den ersten Schritten auf dem Wege der Tugend entschließen, geschweige denn, daß er weit auf demselben fortwandeln sollte: und je weiter er es im Guten bringt, jemehr es ihm zur glücklichen Gewohnheit wird, sich in seinen Entschließungen und Handlungen nach den Aussprüchen seiner praktischen Vernunft zu richten, desto mehr wird er an Seelenstärke gewinnen, desto mehr wird sich die von Natur vielleicht nur mittelmäßige Anlage zum Selbstwollen und Selbsthandeln zu einer nicht gemeinen Geisteserhabenheit ausbilden. Der Tugendhafte, welcher es zur Fertigkeit gebracht hat, theils seine natürliche Trägheit, theils seine Leidenschaften durch Vernunft zu beherrschen, wird in allem seinem Thun und Lassen, auch da, wo

nicht von eigentlichen Pflichten die Rede ist, mehr Thätigkeit, mehr Selbstständigkeit und Uebereinstimmung mit sich selbst, mehr Muth und ausdaurende Standhaftigkeit zeigen, als die meisten lasterhaften oder doch sittlich ungebildeten Menschen, welche in tausend Lagen und Verhältnissen ihres Lebens durch wankelmüthige und zaghafte Unentschlossenheit und durch den Mangel einer männlichen Willensfestigkeit nur zu augenscheinlich beweisen, daß sie die Uebung des Vermögens, welches den Adel der menschlichen Natur ausmacht, nemlich des Vermögens der moralischen Selbstherrschaft, unverantwortlich vernachläßigt haben.

VI.

Achtungswürdige Gefühlsanlagen.

Außer dem Gefühle der Achtung gegen das Sittengesez und des unmittelbaren Wohlgefallens an der Tugend, welches unter dem Nahmen des moralischen Gefühls selbst ein Gegenstand der Achtung ist, giebt es noch mancherlei andere Anlagen des Gefühlvermögens, welche wegen ihres Verhältnisses zu der höchsten

Bestimmung des Menschen einen weit größern Werth haben, als die übrigen Vermögensarten unserer sinnlichen Natur. Hierher gehören vorzüglich diejenigen innern Empfindungen, welche wir das gute Herz zu nennen pflegen, als Wohlwollen, Freude am Wohlthun, Theilnahme an dem Vergnügen und an dem Schmerze Anderer, eine Neigung zu schonender Nachsicht, zum Verzeihen; desgleichen, zärtliche Liebe gegen die, welche durch Banden des Blutes mit uns vereinigt sind, Wärme in der Freundschaft, Patriotismus und Ehrgefühl u. s. w.

Diese und ähnliche Empfindungen sind an sich nicht Tugend; der Mensch von gutem Herzen ist noch kein sittlich-guter Mensch: denn alle diese Gefühle können, wenn sie nicht von der Vernunft, nach Maaßgabe der sittlichen Gesetze, in Schranken gehalten und regiert werden, zu sehr verwerflichen Handlungen verleiten. Wie leicht artet die Empfindsamkeit eines gefühlvollen Herzens in verächtliche Weichlichkeit, wie leicht die Ehrliebe in unersättlichen Ehrgeiz aus! Und welche schreckliche Verbrechen haben diese so ausgearteten, an sich ursprünglich guten Gefühle nicht oft schon erzeugt!

Bei dem allem ist nichts gewisser, als daß ein Mensch, dem die eben gedachten Gefühlsan-

lagen in einem vorzüglichen Grade zu Theil geworden sind, viel mehr Empfänglichkeit für sittliche Kultur hat, als ein Anderer, dessen Herz zu den entgegengesezten Empfindungen gestimmt ist. Wer ein natürliches Vergnügen am Wohlthun hat, wird es in denen Tugenden, welche uns den ehrenvollen Nahmen der Menschenfreunde verdienen, viel weiter bringen, als der von Natur Unempfindliche und Hartherzige. Zwar müssen wir über alle Gefühle unsers Herzens und selbst über die vorhin gedachten an sich so liebenswürdigen Empfindungen unablässig wachen, damit wir nicht durch sie zu Handlungen verleitet werden, die wir bei kaltblütiger Beurtheilung unserer Vernunft misbilligen müssen. Aber es wird doch viel leichter seyn, Gefühle dieser Art in den Schranken der Pflicht zu halten, als über die entgegengesezten Empfindungen des Menschenhasses, des Neides, der Rachsucht Meister zu werden.

Aus diesen Betrachtungen erhellet, daß es unsere Pflicht sey, jedes Gefühl, welches guten Grundsätzen den Eingang in die Seele erleichtert, und die Vernunft in Befolgung sittlichvortrefflicher Maximen unterstüzt, mit möglichster Sorgfalt zu pflegen, zu stärken und zu kultiviren. Und wenn schon dem, bei welchem jene

guten

guten Gefühle noch bloß Naturanlagen sind, ein größerer persönlicher Werth zukommt, als Andern, welche derselben entbehren, oder bei welchen sich wohl gar die entgegengesezten Empfindungen finden; wie viel mehr Achtung verdient nicht der, welcher durch unabläßigen auf die Bildung seines Herzens verwendeten Fleiß, die guten Anlagen der Natur gleichsam in sein Eigenthum verwandelt hat!

* * *

So viel von den Vollkommenheiten der Seele, welche Achtung in dem weitesten Sinne des Wortes verdienen. Aber wo finden wir das menschliche Wesen, welches sie a l l e in einem nicht gemeinen Grade in sich vereinigt? Auf dieser Erde wohl nirgends, wenigstens äußerst selten. Jedem gebührt ein desto größeres Maaß der Achtung, je mehrere von den genannten Vorzügen sich in seiner Person zusammeu finden.

VII.

Körperliche Vorzüge.

Der Mensch ist nicht bloß Geist: auch der K ö r p e r ist ein wesentlicher Bestandtheil desselben; und insofern erhöhen auch die Vorzüge

dieses leztern seinen persönlichen Werth. Da aber die Seele den vornehmern Theil des Menschen ausmacht, und dem Körper nur aus dem Grunde eine gewisse höhere Würde als dem Körper der Thiere zukommt, weil er die Wohnung einer vernünftigen Seele ist; so muß auch der eigentliche Menschenwerth in den Vollkommenheiten des Geistes, nicht des Körpers, gesucht werden. Nur in den frühern Kulturperioden eines Volkes, wo man für die geistigen Vorzüge noch wenig Sinn hat, pflegt man den Hauptwerth einzelner Menschen und ganzer Nationen in gewisse äussere Vollkommenheiten zu setzen, die entweder dem Körper allein zukommen, oder sich doch vorzüglich duech den Körper äußern: dergleichen sind Stärke, Größe der Statur, Tapferkeit, List, Gewandtheit und allerhand Geschicklichkeiten, insofern sie auf der Jagd, im Kriege oder bei andern wichtigen Geschäften von ausgezeichnetem Nutzen sind.

Ein gesunder, starker und dauerhafter Körper wird mit Recht als das kostbarste aller irdischen Güter gerühmt. Was ist alles übrige Erdenglück ohne dieses? Aber es verdient nicht bloß als eine Bedingung der Glückseligkeit geschäzt zu werden, sondern es erhöhet auch den eigenthümlichen Werth des Menschen und macht

ihn

ihn an sich vollkommener. Ein gesunder, kraftvoller Mensch, der überdas seine körperlichen Anlagen wohl geübt hat und recht zu gebrauchen weiß, ist viel tauglicher, seiner Bestimmung gemäß, zu seiner und Anderer Vervollkommnung mit Erfolg thätig zu seyn, als der Schwache oder Kränkliche. Vorzüglich erhöhen Gesundheit und körperliche Kräfte in dem Falle den persönlichen Werth eines Menschen und machen ihn zum Gegenstande einer größern Achtung, wenn er selbige durch Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und zweckmäßige Thätigkeit erlangt hat und zu erhalten sucht. In diesem Falle sind die genannten körperlichen Vorzüge in ganz besonderm Verstande sein Eigenthum: denn er selbst ist es, der sich durch einen pflichtmäßigen Gebrauch seiner Freiheit den Besiz und den Genuß derselben sichert. So wenig im Gegentheil Mängel, Gebrechen und Schwachheiten des Körpers einem Menschen zur Schande gereichen, wenn er ohne seine Schuld damit behaftet ist; so natürlich ziehen sie ihm doch eine gewisse Verachtung zu, wenn wir wissen, daß er durch Laster und Ausschweifungen, oder durch Trägheit und andere moralische Fehler selbst die Ursache davon ist. Man legt nicht nur jedem Schwächlinge aus dem Grunde einen geringern

Men-

Menschenwerth bei als dem Gesunden und Kraftvollen, weil er weniger als dieser taugt, seine Bestimmung zu erfüllen; sondern man verachtet ihn auch, wenn man ihn selbst für den Urheber seiner Schwächlichkeit ansieht.

* * *

In der äußerlichen Bildung eines Menschen kann sich manches finden, das ihm Achtung erwirbt. Es ist eine schon sehr alte Bemerkung, daß selbst die aufgerichtete Stellung des menschlichen Körpers auf den Adel unserer Natur, dem nichts in der sichtbaren Schöpfung zu vergleichen ist, hindeutet. Daß wir unser Angesicht und unsere Blicke nicht wie die vernunftlosen lebenden Wesen, zur Erde niedersenken, sondern gegen den Himmel empor heben, dies könnte, dies sollte uns jeden Augenblick unsers Lebens an die hohe Würde der Menschennatur und an unsere weit über dieses Erdenleben hinaus reichende Bestimmung erinnern; schon dies sollte uns mit Achtung gegen uns selbst und gegen alles, was Mensch heißt, erfüllen. — Außerdem pflegen sich auch manche Vollkommenheiten des Geistes und des Herzens in den Gesichtszügen, den Augen, den Minen und in dem ganzen Aeußern eines Menschen so unverkennbar auszudrücken, daß niemand diese sinnlich-wahrnehm-

nehmbaren Zeichen einer gebildeten Seele ohne Wohlgefallen und Achtung bemerken kann. Selbst die eigentliche Schönheit oder Wohlgestalt des menschlichen Körpers erweckt ein mit der Achtung nahe verwandtes Gefühl, nemlich die Geschmackslust. Daß die Geschmackslust mit der Achtung verwandt sey, behaupte ich aus dem Grunde, weil sie, wie diese, ein unmittelbares (d. h. aus der bloßen Vorstellung eines Objekts entstehendes) und uninteressirtes Wohlgefallen ist. Sie fließt mit der Achtung in eine Empfindung zusammen, wenn die Schönheit durch die in der Physiognomie, selbst in Stellungen und Bewegungen sichtbaren Merkmahle eines denkenden Geistes, eines wohlwollenden Herzens, eines muntern Witzes oder eines lebhaften, thätigen, entschlossenen und muthvollen Charakters gehoben wird; und noch mehr, wenn ein mit der körperlichen Wohlgestalt vereinigter sinnlicher Ausdruck von innerer Würde, Seelengröße und Geistesadel, den, welchen seine Schönheit uns zur Liebe empfiehlt, zugleich zum Gegenstande unserer Verehrung oder Bewunderung macht. — Jemehr das Geschmacksvermögen bei einzelnen Menschen oder bei ganzen Völkern gebildet ist, desto mehr gilt körperliche Schönheit in ihren Augen: oft wird sie sogar bis zur offenbarsten

Uebertreibung geschäzt, so wie z. B. die Griechen in den Perioden ihrer höchsten Verfeinerung die Schönheit mit einer Art von vergötternder Schwärmerei verehrten.

VIII.

In wiefern nicht-persönliche Vorzüge einiger Achtung werth seyen.

Den bisher betrachteten persönlichen Vorzügen sind die entgegengesezt, welche nicht in persönlichen Eigenschaften, sondern in gewissen äußern Verhältnissen zu andern Dingen bestehen. Man versteht hierunter vornehmlich die sogenannten Glücksgüter. Diese haben keinen unmittelbaren Werth, wie das, was den Menschen an sich vollkommener macht: sie verdienen daher keine unbedingte Achtung. Nur insofern sie mit persönlichen achtungswürdigen Eigenschaften in Causalverbindung gedacht werden, scheinen sie einigermaßen den Werth ihrer Besitzer zu erhöhen. Nicht der ererbte oder durch glückliche Zufälle erlangte, sondern nur der durch Fleiß und durch Klugheit, welche sich stets in den Schranken der Pflicht hielt, erworbene Reich-

thum gereicht einem Menschen zur Ehre. — Aemter und Ehrenstellen verschaffen dem, der sie bekleidet, nur in dem Falle Achtung, wenn man voraussetzen kann, daß er sie wegen seiner anerkannten Fähigkeiten, Kenntnisse und Rechtschaffenheit erhalten habe, und die ihm dadurch auferlegten Pflichten treu und gewissenhaft erfülle. Und weil es vernünftig und billig ist, Andern alles Gute zuzutrauen, so lange man nicht vom Gegentheil überzeugt ist; so pflegen wir von einem jeden, den wir auch sonst noch nicht kennen, vorauszusetzen, daß er des ihm angewiesenen Postens nicht unwerth sey. Daher die gute Meinung, welche wir von einem Manne, den wir im Besitze eines wichtigen Amtes sehen, so lange hegen, bis wir etwa überzeugt werden, daß er dasselbe nicht verdiene, oder ihm nicht Genüge leisten könne, oder gar durch schlechte und verächtliche Mittel dazu gelanget sey. — Und wenn sich endlich nicht bezweifeln läßt, daß nicht nur manche körperliche Vollkommenheiten, sondern auch vorzügliche Anlagen des Geistes und des Herzens, so wie auch gewisse körperliche und geistige Mängel und Gebrechen, sich von den Eltern auf die Kinder oftmals eine lange Reihe von Generationen hindurch fortpflanzen; so ist es gar nicht unvernünftig,

künftig, für die, von welchen wir wissen, daß sie von verdienten und durch seltene Vorzüge und edle Thaten ausgezeichneten Vorfahren abstammen, ein günstiges Vorurtheil zu hegen. Denn wir können, unter der Voraussetzung, daß wir einen Menschen noch zur Zeit weder von der guten noch von der bösen Seite kennen, nicht wohl ohne Ungerechtigkeit von ihm denken, daß er den Geistes- und Herzensadel, welcher seinen Voreltern die Achtung ihrer Zeitgenossen und ihrer Nachkommen erwarb, gänzlich verläugnen und durch niederträchtige Gesinnungen und Handlungen sich seines Geschlechtes völlig unwürdig zeigen werde; zumal, wenn zu vermuthen ist, daß er eine seiner nicht gemeinen Abkunft angemessene Erziehung genossen habe. *)

Nur

*) „So wenig dem Adel — sagt Herr Eberhard in seiner Schrift: über Staatsverfassungen und ihre Verbesserung I. Heft S. 94. sein angeborner Nahme zu dieser Absicht (die Achtung und Huldigung der Weisen und wahren Edlen zu erhalten) verhelfen kann; so würde es doch eben so ungerecht als vergeblich seyn, ihm dieses Geschenk des Zufalls nehmen zu wollen. Es ist in keines Menschen Macht, das Andenken an seine Vorfahren zu vertilgen,

Nur Blödsinn oder unvernünftige Parteiwuth könnte mir wegen des hier Gesagten den verhaß-

ten

tilgen, und es ist grausam die Spuren davon vernichten zu wollen. In den rohen Jahrhunderten der Vorzeit hat unläugbar der Adel und die Geistlichkeit den Despotismus gehindert, fest zu wurzeln, bis daß ihn die Aufklärung, die sie vorbereitet haben, auf immer aus dem gesitteten Europa verbannt hat. Es ist unmöglich, den Nachkommen der Einen die Erinnerung zu verbieten, daß ihre Vorfahren zuerst frei gewesen, und der Andern, daß sie von verdienten Vätern abstammen. Die menschliche Natur führt unwiderstehlich auf die Fortpflanzung der Ehre in einem moralischen Körper. Ein Regiment, das bei einer berühmten Gelegenheit auszeichnende Proben der Tapferkeit gegeben hat, heißt noch nach Jahrhunderten das brave Regiment, wenn längst kein Einziger mehr übrig ist, der sich bei diesem glänzenden Vorfalle ausgezeichnet hat. — — Das, was dem menschlichen Herzen zu entreißen am unmöglichsten ist (sagt daher Mirabeau über die Abschaffung der adlichen Titel mit Recht) das ist die Macht der Erinnerungen. Der Adel ist in diesem Sinne ein eben so unzerstörbares als heiliges Eigenthum. Die Formen können sich

ändern,

fen Vorwurf machen, als billige ich die blinde Achtung gegen einen leeren Geschlechtsrang, welcher weder durch wahre Verdienste erworben noch durch ächte persönliche Vorzüge erhalten und behauptet wird. Diese blinde Verehrung, welche doppelt thörigt und tadelnswerth ist, wenn der, welchen sie zum Gegenstande hat, durch persönliche Verdienstlosigkeit und Nichtswürdigkeit sein edles Geschlecht schändet, entsteht aus einem gewöhnlichen Spiele der Einbildungskraft, welche, vermöge der Ideenverknüpfung, das Achtungswürdige von einer Person auf alle die überträgt, welche mit ihr in Verbindung gedacht werden. — Eine gleiche Bewandtnis hat es mit der Achtung, die man darum gegen eine Person hegt, weil sie zu einer durch gewisse besondere Vorzüge ausgezeichneten Nation gehört. Es erweckt zwar allerdings mit Recht ein günstiges Vorurtheil für einen Menschen, wenn er von einem Volke ist, das andere an Geist, Aufklärung, Kultur und Edelmuth übertrifft. Aber wel-

---

ändern, aber die Achtung wird bleiben. Wenn nur alle Menschen vor dem Gesetze gleich sind, wenn nur alle Monopolien, insonderheit die moralischen, verschwinden: alles Uebrige ist bloß Ortswechsel der Eitelkeit."

welche Thorheit, wenn man einen schlechten Menschen darum, weil er ein Mitglied einer geachteten Nation ist, mit geheimer Ehrerbietung betrachtet, und wohl gar das Schändliche an ihm des Lobes und der Nachahmung, wenigstens der Entschuldigung, werther findet, als an andern Menschen! Und welche Ungerechtigkeit, wenn man einen achtungswürdigen Mann aus dem Grunde geringschätzen wollte, weil er zu einem Volke gehört, welches entweder in Ansehung seines Genie's und Geschmacks, oder seines Charakters nicht in dem besten Rufe steht!

IX.

Von großen und achtungswürdigen Thaten.

Obgleich im Vorhergehenden an verschiedenen Stellen von dem, was in den menschlichen Handlungen achtungswürdig zu nennen ist, gehandelt worden; so will ich doch hierüber, zum Beschlusse der bisherigen Betrachtungen über die Gegenstände unserer Achtung, noch folgende Bemerkungen hinzufügen.

Eine That verdient und erwirbt insofern Achtung, als sie einen Beweis von den persön-

lichen Vollkommenheiten dessen, der sie verrichtet, abgiebt. Es kann eine Unternehmung oder eine Handlung sehr fruchtbar an großen Folgen, sehr nüzlich, sehr wichtig für ganze Nationen auf viele Jahrhunderte hinaus seyn, ohne deswegen dem, der sie verrichtet hat, nach dem Urtheile einer ruhig prüfenden Vernunft, wahre Achtung zu erwerben. Wenn nicht Pflichtgefühl, nicht Patriotismus, nicht Liebe zum Guten und Edeln um sein selbst willen, sondern Eigennuz, Ehrgeiz oder sonst eine selbstsüchtige Neigung die Triebfeder einer noch so glänzenden Unternehmung war; oder wenn das Gelingen derselben mehr dem Zusammenwirken einer Menge von günstigen Umständen als persönlichen Verdiensten zuzuschreiben ist: so gebühren dem, welcher sie ausgeführt hat, die lauten Lobpreisungen nicht, welche der große, kurzsichtige Haufe, der bloß nach dem äußern Anscheine urtheilt, an ihn zu verschwenden pflegt. Bei der Beurtheilung des innern Werthes einer entweder wirklich ausgeführten oder auch nur unternommenen That kommt es gar nicht darauf an, ob sie ganz, oder nur zum Theil, oder gar nicht gelungen sey, und ob sie den erwünschten Erfolg gehabt habe oder nicht. Der Mann, der in Entwerfung eines großen und wohlthätigen Planes

eine seltene Weisheit zeigte, und in der Bemühung ihn auszuführen, eine uneigennützige Rechtschaffenheit, verbunden mit nicht gemeiner Geistesstärke, eine nie ermüdende Thätigkeit, einen gegen alle Hinderniße andringenden Muth und andere Eigenschaften eines großen und edlen Charakters an den Tag legte; sollte der nicht die Hochachtung seiner Zeitgenossen und die Verehrung der Nachwelt verdienen, wenn gleich alle seine vortrefflichen Entwürfe ohne seine Schuld gescheitert sind? Wie sollte das Entgegenstreben boshafter Menschen, welche endlich über alle seine lobenswerthen Bemühungen siegten, und wie sollten widrige Zufälle und das Uebergewicht physischer Hinderniße, unter welchen alle seine Anstrengungen zulezt erlagen, dem unbedingten innern Werthe seiner erhabenen Gesinnungen, seines edlen Enthusiasmus für alles Gute, und seines redlichen Eifers für dessen Wirklichmachung den geringsten Abbruch thun können? Man müßte alles Sinnes für innere Würde und Größe der Menschennatur völlig beraubt seyn, wenn man dies behaupten wollte. Würden wohl die Spartanischen Helden von Thermopylä gerechtern Anspruch auf die Verehrung aller Zeiten haben, wenn sie das Unmögliche möglich gemacht und den tausendmal tausend Persern das

Thor von Griechenland versperrt hätten, als so, da sie zwar dem Körper nach unterlagen, dem Geiste nach aber unbesiegt blieben? *) Aber es scheint, daß die Vorwelt sich besser darauf verstand, das wahrhaftig Große und Erhabene im Menschen und in den menschlichen Thaten zu würdigen, als unser durch Entnervung und Weichlichkeit gesunkenes Zeitalter, wo die immer mehr überhand nehmende Selbstsucht, diese geschworne Feindin jedes uneigennützigen Gefühls für das an sich Edle und Achtungswerthe, alles, was nicht sinnliche Vortheile bringt, zu leerer Einbildung herabzuvernünfteln sucht. Man stimmt zwar noch immer in das Lob und in die laute Bewunderung der großen obgleich unglücklichen Männer der Vorzeit mit ein, weil es nun schon Jahrtausende lang so Mode ist, ihre Nahmen nie anders als mit Ehrerbietung zu nennen. Aber den Werth der vor unsern Augen geschehenden Begebenheiten beurtheilt man nach einem ganz andern Maaßstabe. Und es ist freilich leichter, es ist der jezt herrschenden

Denk-

*) ταις ψυχαις νικωντες, ταις σωμασιν ἀπειπον· ὰ γαρ δη τουτο γε δεμις εἰπειν, ὡς ἡττηθησαν, ὰδεις γαρ αὐτων φυγειν ἠξιωσεν. Isocrat. Paneg. 26.

Denkart, die so gern kurz und entscheidend aburtheilt, angemessener, den Werth oder Unwerth eines Unternehmens nach seinem Gelingen oder Mislingen zu messen, als aus einem höhern Gesichtspunkte über dessen innere Güte oder Verwerflichkeit zu urtheilen. Es ist überdas viel sicherer und zuträglicher, sich an die siegende Partei anzuschliessen und ihre Sache als gut und gerecht zu preisen, der unterliegenden aber mit Verachtung und Spott den Rücken zu kehren, als das erniedrigte und gedrückte Verdienst auch dann noch, wenn es gegen den Triumph der Ungerechtigkeit im tiefen Schatten steht, anzuerkennen und mit edlem Muthe zu vertheidigen. Wenn ein Bösewicht in seinen schändlichen Unternehmungen endlich scheitert, dann erhebt sich plözlich die Stimme des Publikums (und besonders derer, die sich anmaßen im Nahmen des Publikums reden zu dürfen) um über den Frevler das Verdammungsurtheil auszusprechen. Dann will Mancher, der, so lange dem Bösewichte alles zu gelingen schien, mit Achtung, wenigstens mit vorsichtiger Zurückhaltung von ihm sprach, das Ansehen haben, als verabscheue er ihn bloß wegen der Schändlichkit seines moralischen Charakters; da er doch erst von dem Zeitpunkte an, als das Glück dem Verbrecher den Rücken kehrte,

seine Meinung von demselben und seine Sprache so auffallend zu ändern anfing. Hätte Robespierre seine abscheulichen Plane durchgesezt; so würden gewiß viel tausend Federn und viel tausend Stimmen in Europa ihn als einen großen, unvergleichlichen Mann rühmen, welche gegenwärtig, (zumal nachdem die jetzigen Franzosen diesen Ton zuerst angestimmt und hierdurch den übrigen Nationen gleichsam die Erlaubnis gegeben haben, das Ungeheuer, vor dem sie selbst so lange zitterten, mit seinem wahren Nahmen zu benennen), ihn nicht verabscheuungswürdig genug zu schildern wissen. Und wie ganz anders würden Viele von denen, welche den Nahmen eines Tell, Franklin, Washington und anderer berühmten Urheber gelungener Staatsrevolutionen nie ohne eine Art von Begeisterung nennen, über diese Männer urtheilen, wenn ihre Unternehmungen gescheitert wären! *) — Was ich hier sage ist nicht so gemeint,

*) „Es ist kaum zu bezweifeln (sagt Kant in einer Abhandlung in der Berl. Monatsschr. 1793. Sept.), daß, wenn jene Empörungen, wodurch die Schweiz, die vereinigten Niederlande oder auch Großbrittannien ihre jetzige für so glücklich gepriesene Verfassung errungen haben, mislungen wären, die Leser der Geschichte

meint, als wolle ich diesen Männern ihre Ansprüche auf Achtung streitig machen. Diese können an sich sehr gültig seyn, obgleich vielleicht die Gründe der ihnen von der Menge erwiesenen Verehrung an Richtigkeit kaum ihres gleichen haben. Und welcher in sich große und ausserordentliche Mann sollte sich nicht durch den Gedanken, daß er seinen Ruhm mehr dem Gelingen seiner Unternehmungen, als einem nüchternen Urtheile über seine persönlichen Verdienste zu danken habe, tief gedemüthigt fühlen? — Aus eigennütziger Weltklugheit der siegenden Partei, sey ihre Sache auch noch so ungerecht, schmeicheln *), dies ist allerdings eine

schichte derselben in der Hinrichtung ihrer izt so erhobenen Urheber nichts als verdiente Strafe großer Staatsverbrecher sehen würden. Denn der Ausgang mischt sich gewöhnlich in unsere Beurtheilung der Rechtsgründe, ob zwar jener ungewiß war, diese aber gewiß sind."

*) Eine Niederträchtigkeit, von welcher nicht leicht jemand ein auffallenderes Beispiel gab, als der Kardinal Mazarin, welcher dem abscheulichen Cromwell versichern ließ: es schmerze ihn, daß er ihm nicht in Person diejenige Hochachtung bezeugen könne, die dem größten Manne der Welt gebühre.

verächtliche uud leider nur zu gemeine Niederträchtigkeit. Aber vielleicht gereicht es der menschlichen Natur zu einer noch größern Schande, daß so Viele aus Stumpfheit der moralischen Urtheilskraft und des moralischen Gefühls, überhaupt keinen andern Maaßstab des Werthes der menschlichen Unternehmungen, als den glücklichen oder unglücklichen Erfolg derselben, anzuerkennen scheinen.

X.

Großer Unterschied zwischen der eudämonistischen und absoluten Werthbestimmung.

Der Unterschied zwischen dem Urtheile über den persönlichen Werth eines Menschen, und dem Urtheile über den eudämonistischen Werth seines Zustandes, oder dessen, wovon sein Zustand abhängt, fällt nach diesen Betrachtungen von selbst in die Augen. Er ist eben so einleuchtend, als der Unterschied zwischen Moralität und Glückseligkeit selbst. Wäre die Idee von der absoluten Vortrefflichkeit menschlicher Eigenschaften, Gesinnungen und Handlungen eine leere Einbildung; so hätte eigentliche Achtung gar

nicht

nicht Statt. Alle Werthbestimmung des Menschen und dessen, was ihm zugehört, wäre dann bloße Schätzung. Wir würden in diesem Falle lediglich an dem für uns und Andere Nüzlichen ein mittelbares Wohlgefallen haben: und ein Mensch würde bloß insofern in unsern Augen etwas werth seyn, als wir an ihm Eigenschaften entdecken, von welchen wir Gewinn für unsere eigene oder auch für fremde Glückseligkeit, an der wir durch Sympathie Antheil nehmen, erwarteten. Und da diese unmittelbare sympathetische Theilnahme auch in Ansehung desjenigen Subjektes, dessen Werth beurtheilt werden soll, Statt findet; so wird auch dessen eigene Glückseligkeit bei dieser Werthbestimmung mit in Rechnung kommen. Ich will sagen: wir werden an dem von uns für glücklich Geachteten nicht nur insofern Wohlgefallen haben, als wir ihn für tüchtig und geschickt halten, fremdes Wohl zu befördern, sondern auch insofern, als wir an der Vorstellung von seinem eigenen Wohl ein unmittelbares sympathetisches Vergnügen finden, oder uns wenigstens mit einem gewissen angenehmen Gefühle in Gedanken an seine Stelle sezzen. Dieses Wohlgefallen wird um so größer seyn, je mehrere von denen Eigenschaften wir an dem Menschen entdecken, die wir, bei richtigen,

geläu-

geläuterten Begriffen von der Glückseligkeit, für Bedingungen eines daurenden geistigen Wohlseyns halten; jemehr Bildung des Verstandes, des Geschmacks, der geselligen Triebe u. s. w. — das heißt, jemehr Empfänglichkeit für die edlern und reinern Freuden wir an ihm wahrnehmen. Eine höhere Art der Achtung findet nach dem Systeme des Eudämonismus nicht Statt. Nur unter der Voraussetzung eines über die Glückseligkeit erhabenen Zwecks jedes Vernunftwesens hat die Idee von einem absoluten Werthe oder von der unbedingten Achtungswürdigkeit der Menschennatur Bedeutung und Realität.

Gleichwie alle Menschenschätzung überhaupt, oder die Urtheile über den eudämonistischen Werth der menschlichen Eigenschaften, Gesinnungen, Handlungen und alles dessen, was den Menschen angeht, sehr von subjektiven Gründen abhängen und nothwendig insofern verschieden ausfallen müssen, als die Urtheilenden in ihren Gefühlen und Begriffen von Glück und Unglück von einander abweichen; so nehmen wir insbesondere die größte Verschiedenheit der Meinungen wahr, wenn es darauf ankommt, zu bestimmen, ob ein gegebenes einzelnes Subjekt glücklich oder unglücklich zu nennen, und welcher Grad des

Glücks

Glücks oder Unglücks ihm zuzuschreiben sey. Ich halte einen Menschen für glücklich oder unglücklich, wenn ich urtheile, daß ich, mit meiner individuellen Empfindungs- und Denkungsart, an seiner Stelle und unter seinen Umständen, glücklich oder unglücklich seyn würde: ein Urtheil, welches in dem Grade unrichtig seyn muß, in welchem derjenige, den es zum Gegenstande hat, in seinen Gefühlen und Begriffen über das, was glücklich oder unglücklich macht, von mir abweicht. Nichts ist daher auch natürlicher, als daß in meinem Urtheile über die Glückseligkeit oder Unglückseligkeit eines gegebenen Subjekts alle die, welche andere Vorstellungen von dem haben, was Vergnügen und Misvergnügen, Wohl und Wehe eines menschlichen Wesens ausmacht oder begründet, mir nicht beistimmen können. Wer die Glückseligkeit des Menschen in dem Besitze großer Reichthümer zu finden glaubt; muß der nicht alle die für unglücklich halten, welche in einer eingeschränkten Mittelmäßigkeit leben, wenn gleich Gesundheit, froher Muth und Zufriedenheit mit dem Wenigen, was ihnen durch das Glück oder durch den Gebrauch ihrer Kräfte zu Theil ward, nach dem Urtheile aller gründlich Denkenden, ihr Loos vor dem Zustande der meisten Reichen

in hohem Grade beneidenswerth macht? Wirklich ist dies bei gewissen Menschenklassen herrschender Sprachgebrauch. Ein „unglücklicher Mann" heißt ihnen ein Mann, der keine Goldhaufen zu bewachen hat, obgleich vielleicht diesem in seinem so benannten Unglücke so wohl ist, daß er mit keinem von den Glücklichen, welche ihn stolz bemitleiden oder gar verachten, um alles in der Welt tauschen möchte.

Nicht so groß ist die Verschiedenheit, welche bei den Urtheilen über das, was dem Menschen absoluten Werth giebt oder was ihn der Achtung würdig macht, Statt findet. Ich sage damit nicht, daß Alle in der Rangbestimmung der zu einem vollkommenen Menschen erforderlichen Eigenschaften übereinstimmen. Nein! die Erfahrung lehrt das Gegentheil: und ich habe schon bemerkt, daß in den frühern Perioden einer Nation körperliche Stärke und wilder Heroismus viel höher geachtet werden, als geistige Vorzüge; da hingegen der Werth dieser leztern in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem die Aufklärung und Kultur eines Volkes zunimmt. Selbst bei einzelnen Menschen hängt es, außer andern subjektiven Gründen, auch vornehmlich von dem Grade ihrer Ausbildung ab, welche Arten von Vorzügen in ihren Augen am

meisten

meisten gelten sollen. Oft ist die Eigenliebe die Ursache, warum man diejenigen Vorzüge, in deren wirklichem oder auch nur bloß eingebildetem Besitze man sich selbst so wohl gefällt, auch an Andern höher achtet, als alle übrigen menschlichen Vollkommenheiten. Viele verachten jeden Vorzug, dessen sie selbst entbehren, entweder weil sie über den Werth und die Wichtigkeit desselben, bloß mit ihren eigenen Vollkommenheiten beschäftigt, noch nicht gehörig nachgedacht haben, vielleicht auch zu wenig Kenntnisse besitzen, um fremde Verdienste nach der Wahrheit zu würdigen; oder weil die Anerkennung solcher Vorzüge, die ihnen selbst fehlen, ihrer Eigenliebe hart ankommen würde. Aus dem hier Gesagten läßt sich leicht erklären, warum z. B. manchem Künstler, Krieger oder Gelehrten die, welche sich durch eben das auszeichnen, worinn sie selbst ihre Ehre setzen, viel mehr werth sind, als alle andere Menschenkinder. — Häufig liegen auch in dem großen Einflusse, welchen, außer der Erziehung, der Gewöhnung, dem Umgange u. d. gl. vornehmlich theils die innere, theils die äußere Sinnlichkeit auf die Beurtheilung der oft benannten Objekte zu haben pflegt, sehr viel wirkende Ursachen, warum wir in gewissen Ständen, Altern, Verhältnissen so geneigt sind, den

Werth mancher Vorzüge viel zu hoch anzusetzen. Was in die Augen fällt, was glänzt, wird von unzähligen Menschen, selbst aus den gebildeten Klassen, weit höher geachtet, als die reellsten Verdienste, denen es an diesem äußern Glanze fehlt. Gilt nicht Feinheit der Sitten, gute Lebensart, ein gebildeter Geschmack, ein lebhafter Wiz — gelten diese und ähnliche zwar wirkliche aber doch bei weitem nicht in die Klasse der höhern menschlichen Vollkommenheiten gehörende Vorzüge in den Augen vieler Personen nicht ungleich mehr, als gründliche Kenntnisse, Aufklärung des Geistes, ein gebildetes Herz und lobenswürdige Thaten? Diese unrichtige Art der Werthbestimmung pflanzt sich in gewissen Ständen von einer Generation zur andern fort: und mancher Mann, manche Frau nach der Welt erhebt sich bei aller eingebildeten Geisteskultur doch nie so weit über die herrschende Denkungsart ihres Zeitalters und ihres Standes, daß sie das, was den Menschen ziert und äußerlich empfiehlt, nicht auf Unkosten seiner innern wahren Vollkommenheiten achten und rühmen sollten. — Ich habe unter den Gründen dieser zu einseitigen Werthbestimmung auch die Macht der innern Sinnlichkeit genannt. Viele Personen von gutem Herzen, die von Natur zum Wohlwollen

und

und zur Menschenliebe gestimmt sind und von fremden Leiden leicht und tief gerührt werden, achten auch an Andern eine natürliche Anlage zur Empfindsamkeit, zur gutmüthigen Theilnahme und zum Wohlthun viel höher, als andere weit wichtigere Vollkommenheiten des Geistes und des Herzens. — Doch dies sey hier nur vorläufig und im Allgemeinen bemerkt, um die subjektiven Verschiedenheiten in den Urtheilen über die menschlichen Vollkommenheiten, besonders über Vollkommenheiten vom niedern Range, begreiflich zu machen.

Was indessen die eigentlich sittlichen oder mit der Sittlichkeit zunächst zusammenhängenden Vollkommenheiten betrifft; so ist über die ihnen gebührende Achtung viel weniger Streit. Der Mann, welcher seine natürlichen Geistesanlagen und Kräfte durch freien, pflichtmäßigen Gebrauch derselben gehörig ausgebildet hat, der mit einem Vorrathe von Kenntnissen und einer aufgeklärten Denkart ungeheuchelte Willensgüte und Rechtschaffenheit verbindet, — wer wird dem seinen persönlichen Werth abstreiten? wer wird nicht zugeben, daß dieser Werth ihm auch dann noch ungeschmälert bleibe, wenn sein Zustand durch widrige Schicksale oder durch menschliche Bosheit auch noch so traurig seyn sollte?

wer wird im Herzen den dummen und lasterhaften Günstling des Glückes höher achten als ihn? Das kann kein vernünftiges Wesen, so lange es nicht dem Adel seiner Natur völlig entsagt und sich nicht selbst tief unter den erhabenen Charakter seiner Gattung erniedrigt hat! So weit kann es zwar leicht mit dem Menschen kommen, daß er, von Eigennutze getrieben, oder durch den äußern Schimmer des Glückes geblendet, sich vor denen, welche außer ihrem Reichthum oder ihrer vornehmen Geburt weiter keine Gründe vorzubringen haben, die sie zu Ansprüchen auf die Aufmerksamkeit ihrer Nebenmenschen berechtigen könnten, mehr als seiner würdig ist, äusserlich demüthigt. Aber daß es viele Personen geben sollte, welche dem Manne ohne Geist, Herz und Sittlichkeit, wenn er auch seine Schätze nach Millionen und den Adel seines Geschlechtes nach Jahrtausenden berechnet, im Ernste einen größern innern Werth beizulegen fähig wären, als dem Weisen und Tugendhaften, der unter einem niedrigen Strohdache wohnt; — so tief ist unsere Gattung noch nicht gesunken. Und wie viele unter den so sehr beneideten Kindern des Glücks möchten sich wohl finden, die sich nicht durch die erprobte, unwandelbare Rechtschaffenheit des geringsten Menschen

gerührt, sogar gedemüthigt fühlen, und ihm die innere Achtung ihres Herzens versagen sollten, wenn sie es auch gleich ihrem hohen Stande und den übrigen Vorzügen ihrer äußern Lage schuldig zu seyn glauben, sich so gegen ihn anzulassen, als bemerkten sie ihn nicht, und als schlösse die große Kluft, welche das Glück zwischen ihnen und dem geringen, dürftigen Manne befestigt hat, die Möglichkeit jeder Vergleichung mit ihm — eben sowohl im Sittlichen wie im Physischen — völlig aus? Wenn der glücklich gepriesene Sterbliche, von dem sich Millionen in den Staub bücken, einen Menschen im Kittel findet, der ihn an Geistesgröße, an Edelmuth, an Festigkeit und sittlicher Lauterkeit des Charakters übertrifft; so wird er, wenigstens in solchen Augenblicken, wo sein Gemüth zu stillem Nachdenken gesammelt ist, sich nicht enthalten können, bei sich selbst zu sagen: „Mann, den das Schicksal so tief unter mich gestellt hat, du stehst an Menschenwerth weit über mir!“ Mag dieses Bekenntnis seiner Eigenliebe auch noch so viel kosten: es wird nicht von seiner Willkühr abhängen, ob er es vor seinem innern Richter ablegen wolle oder nicht. Denn die Vernunft läßt sich, aller Einwendungen der Sinnlichkeit, des Egoismus und der Eitelkeit

Staats-
Bibliothek
Bamberg

telkeit ungeachtet, das Recht nicht nehmen, die Achtungswürdigkeit moralisch-freier Wesen bloß nach den in ihrer Person haftenden Vollkommenheiten zu bestimmen. — Der Grad der Stärke, der Innigkeit und Reinheit des Gefühls der Achtung gegen tugendhafte Menschen hängt zwar von dem Grade der eigenen moralischen Aufklärung und Willensgüte ab: denn ein jeder sezt einen desto höhern Werth auf die sittliche Vortrefflichkeit Anderer, jemehr er selbst von Achtung gegen seine eigene Vernunft- und Menschenwürde und gegen das Gesez in seinem Innern belebt ist. Aber im Wesentlichen stimmen doch alle nicht ganz rohe Menschen in dieser Rücksicht weit mehr überein, als in der Würdigung irgend eines andern Vorzugs, welcher entweder in eudämonistischer Hinsicht geschäzt, oder ein Gegenstand der Achtung in der weitern Bedeutung des Wortes genannt zu werden verdient.

So viel hier im Allgemeinen von dem Unterschiede zwischen der eudämonistischen und absoluten Werthbestimmung! Es ist nun Zeit, daß ich auch von demjenigen Unterschiede, der sich zwischen der wahren und der falschen Achtung findet, kürzlich handle.

XI.

Von der wahren und der falschen oder unverdienten Achtung.

Alle Ausartungen oder verkehrten Richtungen des Gefühls der Achtung bestehen theils darin, daß man Gegenstände achtet, die keine Achtung verdienen, und hingegen verehrungswerthen Eigenschaften die ihnen gebührende Huldigung versagt; theils darin, daß man wirklich achtungswürdige Vorzüge übermäßig und auf Unkosten solcher Vollkommenheiten achtet, denen in der That ein höherer Werth zukommt.

Die wahre, gegründete und verdiente Achtung ist die, welche auf richtigen Vorstellungen von dem absoluten Werthe der Personen und ihrer Eigenschaften beruht: insofern aber dieses oder ein ihm ähnliches Gefühl aus falschen, irrigen und einseitigen Begriffen von dem Werthe der Dinge entspringt, insofern nennt man es mit Recht eine ungegründete, unverdiente oder falsche Achtung. —

Unbedingter Werth kommt, wie oben ist gezeigt worden, in der engern Bedeutung, theils

der sittlichen Natur des Menschen selbst zu, theils der subjektiven Sittlichkeit oder der moralischen Güte des Wollens und Handelns; in der weitern Bedeutung aber allen Anlagen und Eigenschaften, und insofern sie mit der sittlichen Bestimmung des Menschen in nothwendiger Verbindung stehen. Hieraus geht denn deutlich hervor, daß die Achtung eine wahre und gegründete genannt zu werden verdiene, welche aus dem richtigen Urtheile entsteht, daß eine Person solche Eigenschaften besitze, die zur Erreichung der erhabenen Bestimmung der Menschheit erforderlich sind oder mit derselben in wesentlicher Verbindung stehen. Unverdient und ungegründet aber ist jede Art der Achtung, welcher die unrichtige Vorstellung zum Grunde liegt, daß irgend etwas, außer der Sittlichkeit, oder dem, was mit der Sittlichkeit in wesentlicher Verbindung steht, dem Menschen einen innern Werth geben könne; oder welche wenigstens auf dem unrichtig beurtheilten Verhältnisse eines entweder wahren oder vermeinten Vorzugs zur sittlichen Bestimmung eines Vernunftwesens beruht. Unverdient achtet z. B. der große Haufe die Menschen bloß nach dem, was sie thun (z. B. Regenten und Staatsmänner nach den lobenswürdigen Staats-

verbes-

verbesserungen, oder nach den nüzlichen Anstalten, welche sie zu Stande bringen): würde man aber wohl so urtheilen, wenn man sich nicht irriger Weise überredete, daß der Werth eines Menschen bestimmt werden müsse nach dem, was er in der Welt außer sich zur Wirklichkeit bringt, nicht nach den Gesinnungen und Absichten, aus welchen er handelt? Und gleichwohl gehören bloß diese dem Menschen selbst zu: sie sind es, von deren größerer oder geringerer Angemessenheit zur Bestimmung des Menschen die größere oder geringere Achtungswürdigkeit des Subjekts, dem sie zugehören, abhängt. — Dies ist nun nicht so gemeint, als dürfe sich der Mensch anmaßen, über den eigentlich sittlichen Gehalt der Gesinnungen, der Entschließungen, der Handlungen und des ganzen Charakters eines seiner Mitmenschen ein entscheidendes Urtheil zu fällen. So lange wir nicht Allwissenheit besitzen, sind wir hierzu ganz untüchtig. Wir vermögen nicht einmal die Tiefen unserer eigenen Seele so zu durchschauen, daß wir den Grad unserer rein-sittlichen Willensgüte genau sollten bestimmen können: geschweige denn, daß wir im Stande seyn sollten, den innern moralischen Werth fremder Entschließungen und Handlungen zuverläßig festzusetzen. Demungeachtet ist es uns

von unserer sittlichen Vernunft gleichsam aufgegeben, über den moralischen Werth der ganzen Gesinnungs- und Denkungsart Anderer, aus ihren Handlungen und der Art und Weise, wie sie solche verrichten, aus ihren Reden, kurz aus allem, was bei ihrem Thun und Lassen Gegenstand unserer Wahrnehmung ist, so weit dies geschehen kann, mit Bescheidenheit zu urtheilen. Denn jedes sittliche Wesen hat für den Menschen einen solchen Grad der Wichtigkeit, daß es uns gar nicht gleichgültig seyn darf, (so weit uns dies zu erforschen möglich ist), zu wissen, auf welches Maaß unserer Achtung dasselbe gerechten Anspruch zu machen habe. Eine Gleichgültigkeit dieser Art würde Mangel an Interesse für sittliche Würdigkeit überhaupt verrathen. Die Achtung ist ein Tribut, den wir moralischen Wesen schuldig sind. Diese Schuld können wir aber anders nicht abtragen, als indem wir theils in jedem Menschen die vernünftig-sittliche Natur überhaupt ehren, theils einem jeden insbesondere das Maaß der Achtung beweisen, dessen er vermöge des Grades seiner moralischen Veredelung würdig ist. Wenn es demnach ein Gesez unserer sittlichen Natur ist, unsere Achtung nach persönlicher Würdigkeit zu vertheilen; so sind wir auch berechtigt, ja ver-

bun-

bunden, den Grad des innern Werthes derer, die wir zu kennen Gelegenheit haben, so weit wir dazu im Stande sind, auszuforschen und zu dem Ende auf ihre Denk- und Handlungsweise stets aufmerksam zu seyn. Ob uns gleich der Umstand, daß wir in dieser Beurtheilung gar zu leicht irren können, eine bescheidene Vorsichtigkeit zur Pflicht macht und die Neigung in uns erhalten soll, den Werth unserer Nebenmenschen eher zu hoch als zu niedrig anzusetzen; so wird hierdurch doch die Befugnis dieser Beurtheilung selbst so wenig aufgehoben, daß vielmehr derjenige, welcher es völlig dahin gestellt seyn lassen wollte, wie viel oder wie wenig jeder seiner Mitmenschen an sich werth sey, sich einer der tadelnswürdigsten Gattungen des moralischen Indifferentismus schuldig machen würde.

Es erhellet aus diesen Bemerkungen, daß die Achtung, welche wir gegen jemand hegen, theils in objektiver theils| in subjektiver Hinsicht wahr oder falsch seyn könne. Meine Achtung gegen die Vorzüge meines Mitmenschen ist insofern subjektiv ächt und wahr, als dabei eine richtige Idee von dem, was die absolute Würde der Menschheit überhaupt ausmacht, in meinem Gemüthe zum Grunde liegt, wenn auch gleich das Urtheil über den persönlichen Werth

dieses einzelnen Subjekts unrichtig beschaffen seyn sollte. Gesezt also, ich glaube einen Menschen genug zu kennen, um ihm wahre Vernunftaufklärung und eine uneigennützige Denkungsart zutrauen zu dürfen, ich irre mich aber in dieser guten Meinung; so ist die Achtung, welche ich gegen ihn hege, zwar insofern unverdient und objektiv falsch, als er die guten Eigenschaften nicht besizt, die ich ihm beilege: nichtsdestoweniger aber ist meine Achtung insofern subjektiv wahr und wohl gegründet, als sie ein richtiges und lebhaftes Gefühl für das, was den unbedingten Werth der Menschennatur ausmacht, in mir zur Quelle hat. Ich lege durch sie einen Beweis von meiner eigenen sittlich-guten Gesinnung ab, obgleich meine Beurtheilungskraft in der Würdigung des gegebenen Gegenstandes sich von einem Irrthume hat beschleichen lassen. Eben so verdient auch der allen Beifall, welcher Niederträchtigkeit und Laster, wo er sie zu finden glaubt, mit Verachtung ansieht, ob er sich gleich dadurch gerechten Tadel zuzieht, daß er oftmals etwas zu übereilt Andern einen Grad der Unsittlichkeit Schuld giebt, der sich nicht bei ihnen findet. Endlich ergiebt sich auch hieraus von selbst, was von derjenigen Art der Achtung zu halten sey, welche einem wirklich achtungswürdigen

digen Menschen zwar mit allem Rechte, obgleich nicht aus richtigen Gründen, erwiesen wird. Wer z. B. einem Peter I. bloß wegen seiner glücklichen Kriege und seiner ansehnlichen Eroberungen den Nahmen des Großen beilegt, und ihn nicht vorzüglich wegen seines erhabenen Patriotismus, seines auch in den größten Gefahren nicht wankenden Muthes und seines unter allen Schwierigkeiten nie ermattenden Eifers für Nationalveredelung und Nationalglückseligkeit hochachtet, der giebt hierdurch zu erkennen, daß er von dem, was das Größte und Verehrungswürdigste im Menschen ist, noch keine geläuterten Begriffe habe.

So viel zur Bestimmung der Begriffe von der wahren und falschen Achtung überhaupt. Ich will jezt noch etwas von den vorzüglichsten Gattungen der leztern und deren Quellen hinzufügen.

XII.

Von einigen besondern Gattungen der falschen Achtung und ihren Quellen.

Nicht selten geht das Gefühl der Schätzung in eine Art von Achtung über. Dies geschieht, so

oft

oft wir einem Dinge, welchem nur ein bedingter und mittelbarer Werth eigen ist, irriger Weise einen unbedingten Werth beilegen, und Vorzüge, welchen bloß in Rücksicht auf einen dadurch zu erreichenden wünschenswürdigen Zweck unser Beifall gebührt, so ansehen, als ob sie eine absolute Vortrefflichkeit hätten. Woher kommt diese seltsame Verirrung der Urtheile und Gefühle, welche in sittlicher Rücksicht nicht geringen Schaden stiftet?

Es ist eine gar nicht ungewöhnliche psychologische Erscheinung, daß die Menschen das Mittel zum Zwecke machen, das heißt, daß sie Dinge, welche sie Anfangs bloß als nüzlich und beförderlich zur Erreichung irgend einer ihrer Absichten oder zur Befriedigung eines Bedürfnisses schäzten und begehrten, mit der Zeit so betrachten, als seyen selbige an und für sich wichtig und begehrenswerth. Das Wohlgefallen, welches wir z. B. an der Vorstellung des Geldes haben, nebst dem Wunsche, dasselbe zu besitzen, rührt ursprünglich daher, weil wir es uns als ein Mittel zur Befriedigung unzähliger Bedürfnisse denken. Aber was geschieht mit der Zeit? Wenn wir uns nicht Mühe geben, den Gedanken an den bloß bedingten Werth des Geldes und an die Zwecke, um deren willen wir den Besiz desselben

wün-

wünschen, uns stets gegenwärtig zu erhalten; so vergessen wir endlich, daß es nur zu andern Dingen, nicht an und für sich, oder schlechthin gut ist. Die drei Vorstellungen, 1) des Geldes, 2) des mannigfaltigen Nutzens, den dasselbe gewährt, 3) des Werthes, welcher dem Gelde um dieses Nutzens willen zukommt, gehen so oft durch das Gemüth und werden uns hierdurch endlich so geläufig, daß wir in dieser Gedankenreihe uns nur des ersten und des dritten Gliedes klar bewußt bleiben, das mittlere aber gleichsam überspringen. Die Vorstellung von dem Werthe des Geldes knüpft sich endlich unmittelbar an die Vorstellung des Geldes, ohne der vermittelnden Vorstellung des Nutzens, als der Bedingung jenes Werthes, ferner zu bedürfen. Daher kommt es denn, daß man bei dem Anblicke des Geldes oder auch schon bei dem bloßen Gedanken an dasselbe ein unmittelbares Vergnügen zu empfinden scheint, daß man es um seiner selbst willen zu besitzen wünscht und sich in dem bloßen Besitze desselben schon glücklich schäzt, gesezt auch, man könnte oder wollte es nicht genießen. — Eben so geht es mit hundert andern Dingen. Ein Geschäft, welches wir Anfangs bloß um der davon zu hoffenden Vortheile willen mit Vergnügen verrichteten, gewährt uns, nachdem wir es oft und lan-

ge mit dieser Ideenverknüpfung getrieben haben, endlich an sich eine angenehme Unterhaltung, ohne daß wir an jene Vortheile weiter denken dürfen. Wir interessiren uns noch immer lebhaft für dessen glücklichen Fortgang, gesezt auch, wir wären in dem Falle, daß wir weder von dem Gelingen desselben weitern Nutzen, noch von dessen Mislingen Schaden zu erwarten hätten. Hierzu kommt denn noch, daß die lange Gewohnheit uns die Arbeit an und für sich zum Bedürfnisse gemacht hat: und jedes befriedigte Bedürfnis führt ein unmittelbares Vergnügen mit sich.

So geschieht es denn auch, daß wir Manches bloß schäzbare, das wir an andern Menschen wahrnehmen, irriger Weise für achtungswürdig halten: und es wird nach dem bisher Gesagten keiner weitern Erklärung bedürfen, wie dieses zugehe. Wenn es, auf die vorher beschriebene Weise, einmal dahin gekommen ist, daß uns das Wohlgefallen an irgend einem äußern oder bloß bedingten Vorzuge anderer Menschen (z. B. an dem Reichthum) unmittelbar aus dessen Vorstellung zu entspringen scheint; so bilden wir uns ein, dieser bedingte Vorzug sey etwas an sich gutes und habe einen unbedingten Werth. Kein Wunder also, daß alle die, welche sich auf

eine

eine solche Weise täuschen, den reichen Mann bloß um seines Geldes willen hochachten, er mag es sich selbst, und zwar auf eine für ihn ehrenvolle Art, erworben, oder ohne sein Zuthun und Verdienst geerbt haben, oder wohl gar auf eine schändliche Weise zum Besitze desselben gelangt seyn. Auf gleiche Art geschieht es, daß viele Menschen eine vornehme Geburt, hohen Rang, Stand, Macht und Ansehen und ähnliche Vorzüge, welche man anfänglich wegen ihrer Nüzlichkeit schäzbar fand, endlich als Vollkommenheiten betrachten, welche den persönlichen Werth derer, bei denen sie angetroffen werden, zu erhöhen scheinen. Daher die beinah abgöttische Verehrung, welche der große Haufe aus allen Ständen den Glücksgünstlingen zu beweisen pflegt, sollten sie auch in intellektueller und moralischer Hinsicht die schlechtesten Menschen seyn. Nicht immer ist dies Verstellung: nicht immer bloß Eigennuß die Quelle dieser Niederträchtigkeit. Oft liegt dabei wirklich die Einbildung zum Grunde, als seyen die vorhin genannten äußern Vorzüge unbedingte Güter: und dieser Wahn rührt daher, weil man sich unmittelbar mit der Vorstellung jener Vorzüge (ohne an die Bedingungen, um welcher willen sie wünschenswerth sind, zu denken), eines Wohlgefallens bewußt wird, und

dabei

dabei zu gedankenlos und zu leichtsinnig ist, um dem eigentlichen Grunde dieses Gefühles nachzuforschen. — Nichts trägt mehr dazu bei, einen Menschen an diese für Geistes- und Herzensveredelung äußerst schädliche Ansicht der Dinge zu gewöhnen, als eine verwahrloste Erziehung und der frühe Umgang mit Personen, die mit dergleichen Vorurtheilen behaftet sind. Es ist daher nichts natürlicher, als daß viele Menschen aus hohen und niedrigen Ständen mit einer Art von abergläubischer Verehrung gegen Reichthum, Rang und Hoheit aufwachsen, ja alt und grau werden, ohne auch nur ein einzigesmal in ihrem Leben mit Ernst darüber nachzudenken, worauf sich denn ihre übergroße Achtung für diese Dinge gründe. Bei der allgemein herrschenden und von ihnen seit ihrer frühesten Kindheit bemerkten Sitte, sich vor einem Menschen, der einen glänzenden Aufzug zur Schau trägt, oder als Besitzer eines großen Vermögens bekannt ist, wie vor einem Wesen höherer Art zu demüthigen, fällt es ihnen gar nicht ein, jene Frage bei sich aufzuwerfen.

Wissenschaft, Kunst und Geschicklichkeit verdienen zwar, wie oben ist bemerkt worden, insofern allerdings Achtung in der weitern Bedeutung des Worts, als sie eines Theils durch

freien,

freien, pflichtmäßigen Gebrauch der Kräfte sind erworben worden, und andern Theils den Menschen in den Stand setzen, seine Bestimmung als ein moralisch thätiges Wesen zu erfüllen. Aber bis zu diesem Standpunkte der Beurtheilung erhebt sich der große Haufe nicht. Er bestimmt den Werth einer Kunst oder einer Geschicklichkeit lediglich nach ihrem materiellen Nuzzen: er schäzt sie bloß nach der Menge und Wichtigkeit der Vortheile, welche sie theils dem, der sie ausübt, theils Andern gewährt. Hiergegen wäre auch nicht viel einzuwenden, wenn dieser relative und bedingte Werth nur nicht häufig für eine Art von absoluten, unbedingtem Werthe angesehen würde. Aber es pflegt hier eben so, wie in den vorher erwähnten ähnlichen Fällen zu gehen. Das Wohlgefallen, welches man bei der Vorstellung einer Kunst oder eines Gewerbes, wegen des daraus entspringenden Nutzens, empfindet, knüpft sich endlich unmittelbar an diese Vorstellung, ohne daß man sich des vermittelnden Gedankens an den Nutzen bewußt ist: und so tritt an die Stelle der bedingten Werthschäzzung eine Art von unbedingter Achtung. Man überredet sich, daß einem Menschen eine desto größere persönliche Würde zukomme, je größer der bedingte Werth oder die Nüzlichkeit des Ge-

schäftes ist, dem er sich gewidmet hat, und mit je größerer Fertigkeit er dasselbe zu verrichten versteht. Dies ist die Quelle gewisser eben so paradoxer als falscher Urtheile, z. B. daß die Erfinder der Nähnadel, des Spinnrades, des Braunschweiger Mums, u. dgl. achtungswürdigere Menschen seyen, als Homer und Virgil, weil — diese Erfinduugen für das physische Leben von größerer Wichtigkeit zu seyn scheinen, als die herrlichsten Werke des Kunstgenie's. Allein ist denn der Mensch mit seinen Wünschen und Bestrebungen bloß auf Nahrung und Kleidung eingeschränkt? Und wenn in unserm genußgierigen Zeitalter denn doch alles nach Genuß beurtheilt und gewürdigt werden soll; wer wagt es denn zu entscheiden, ob die Summe der Genüsse und der Vortheile, welche das Menschengeschlecht der Nähnadel, dem Spinnrade und dem Bierbrauer verdankt, die Summe der edlen, geistigen Vergnügungen, welche Homers und Virgils unsterbliche Werke nun schon seit so vielen Jahrhunderten dem gebildetern Theile des menschlichen Geschlechtes verschaffen, überwiege? Doch, hiervon abgesehen, ist es wenigstens sehr irrig, daß jene Erfinder, wegen ihrer mechanischen Geschicklichkeit und deren nüzlichen Folgen, als achtungswürdige Menschen zu preisen seyen.

Geschäzt werden sie mit allem Rechte: aber auf Hochachtung dürfen sie, bloß wegen der Nüzlichkeit ihrer Erfindungen, wobei sie in Rücksicht auf Geistesaufklärung und Moralität sehr alltägliche Menschen gewesen seyn können, keinen Anspruch machen. Eine ganz andere Bewandtnis hat es mit dem Manne von seltenen Geistesvorzügen. Dieser ist, entweder wegen seiner nicht gemeinen Anlagen und Talente, oder wegen des hohen Grades ihrer Ausbildung und wegen seiner großen Fertigkeit im Gebrauche derselben, ein Mensch, der sich an innerer Vollkommenheit vor Andern sehr auszeichnet, und dieses durch seine herrlichen Geistesprodukte an den Tag legt. Ihm kommt also, bloß in diesem Betrachte, ein vorzüglicher Menschenwerth zu: er verdient, auch ohne Rücksicht auf den Umstand, daß seine Werke zur geistigen Kultur der Menschheit so viel beitragen, wegen seines innern persönlichen Gehalts und Werthes, nicht gemeine Hochachtung. Gesezt also, der Erfinder der Nähnadel und V i r g i l wären in moralischer Rücksicht einander völlig gleich gewesen, gesezt auch, es wäre ausgemacht, daß das menschliche Geschlecht der Nadel weit mehr zu verdanken habe als der Aeneis (wenn es anders nicht ungereimt ist, zwischen zwei so heterogenen Gegenständen eine

Parallele zu ziehen); so muß doch dem Verfasser der leztern, als solchem, ein innerer persönlicher Werth, dem Erfinder der erstern aber ein bloß relativer Werth der Nüzlichkeit zugestanden werden. Denn der Mann von hoher geistiger Ausbildung ist, alles übrige gleich angenommen, wenigstens in intelektueller Hinsicht, dem Ideale der vollkommenen Menschheit merklich näher, als der bloß nüzliche, in Rücksicht auf geistige Kultur ganz alltägliche Mensch.

Hieraus läßt sich auch beurtheilen, was davon zu halten sey, wenn gewisse Stände und Lebensarten, wegen ihrer in die Augen fallenden Nüzlichkeit, auf Unkosten anderer erhoben werden. Es ist zu einer Zeit, wo die Vervielfältigung des Genusses, folglich auch der Erwerbarten, welche die Mittel des Genusses darbieten, von Vielen für den eigentlichen Zweck des irdischen Lebens ausgegeben wird, nichts gewöhnlicher, als daß man die Stände, in welchen viel zu erwerben ist, (z. B. den Kaufmannsstand) oder welche zur Existenz der Menschengattung die unentbehrlichsten zu seyn scheinen, (z. B. den Bauernstand) über alle andern Stände hinaussezt. Hier finden wir also eben die Einseitigkeit in der Werthbestimmung ganzer Menschenklassen wieder, die wir so eben bei

der

der Würdigung einzelner Subjekte getadelt haben. Sehr schäzbar sind die eben genannten und andere Stände ihres Nuzens wegen allerdings: aber diese ihre Nüzlichkeit giebt ihnen allein noch keinen gerechten Anspruch auf Achtung. Eigentlich ertheilt der Stand und die Art der Beschäftigung, welche ein Mensch treibt, ihm keinen persönlichen Werth: diesen muß ein jeder dadurch, daß er die ihm obliegenden Pflichten seines Berufs mit Klugheit, Treue und Gewissenhaftigkeit verrichtet, sich selbst erwerben. „Der wahrhaft große Mann, sagt Garve, ist eben so sehr über seinen eigenen Stand, und wenn er der höchste wäre, als über die übrigen Stände erhaben. Er erkennt in dieser Höhe die Tugenden von allen; deswegen verachtet er keinen. Er bemerkt die Fehler von allen; darum schäzt er seinen eigenen nicht übermäßig. Er aber, für sein Theil, strebt nach den Vollkommenheiten des Menschen und nach den Verdiensten eines Weltbürgers.“ — Will man aber dennoch gewissen Ständen in der menschlichen Gesellschaft einen vorzüglichen Werth beilegen; so darf dieser nicht in bloß physische Vortheile, welche eine Lebens- oder Beschäftigungsart vor andern gewährt, gesezt werden. Man muß bei dieser Beurtheilung vielmehr darauf sehen, in wel-

chem nähern Verhältnisse das, was einem Stande wesentlich und eigenthümlich ist, zur höchsten Würde und Bestimmung der Menschheit stehe. Dieses nähere Verhältnis eines Standes zur hohen Bestimmung der Menschheit besteht theils darin, daß sich in demselben mehr Gelegenheiten nebst häufigen und stärkern Antrieben zur Uebung und Ausbildung der edelsten Kräfte finden, als in andern Ständen; theils darin, daß die einem Stande wesentlichen Beschäftigungen die Beförderung der höhern Zwecke der Menschheit, z. B. die Verbreitung wahrer Aufklärung und Kultur, zum Gegenstande und zur Absicht haben; theils endlich darin, daß derselbe es uns zur Pflicht macht, uns um die Menschen ganz ungewöhnliche Verdienste und zwar durch ungewöhnliche Aufopferungen zu erwerben. So verdient z. B. der Gelehrtenstand, wegen des ausgezeichneten Grades der Geistesbildung, die ein wesentliches Merkmal desselben ist, eine vorzügliche Achtung, ohne daß jedoch diejenigen sich so nennenden Mitglieder desselben, die für ihre Person jenes wesentlichen und charakteristischen Vorzugs dieses Standes entbehren, — bloß darum, weil sie den Nahmen der Gelehrten führen, oder Aemter bekleiden, zu welchen eigentlich Gelehrsamkeit erfor-

erfordert wird, — den geringsten Anspruch auf ausgezeichnete Achtung zu machen hätten. Die Fächer des Erziehers, des Religions- und Sittenlehrers u. dgl. sind aus dem Grunde vor andern ehrwürdig, weil man sich in denselben mit intellektueller und sittlicher Bildung der Menschen beschäftigt. Der Stand des Kriegers endlich hat von jeher einer besondern Achtung genossen, weil er nicht nur häufigere Gelegenheiten, als andere Berufsarten, darbietet, die edelsten Kräfte zu entwickeln, Muth, Standhaftigkeit, Geistesgröße und Herzensadel zu zeigen, sondern weil er auch Pflichten auferlegt, welche eines theils mit großen Aufopferungen verbunden, und andern theils so beschaffen sind, daß man sich durch ihre Erfüllung auf eine nicht gewöhnliche Art um die Menschheit verdient macht. Ein gleiches gilt gewissermassen von dem Stande des Arztes, obrigkeitlicher Personen, u. dgl. zwar hat der Bauer oder der Taglöhner, welcher aus Gewissenhaftigkeit treu und redlich thut, wozu ihn sein Beruf verbindet, weil mehr innern persönlichen Werth, als der lasterhafte Gelehrte, der untaugliche und gewissenlose Volkslehrer oder der mit seinen Pflichten unbekannte oder doch um dieselben unbekümmerte Regent. Aber wenn man annimmt, daß

der Gelehrte und der Bauer mit gleichem Grade sittlicher Willensgüte die Pflichten ihres Standes zu erfüllen suchen; so kann doch nicht geläugnet werden, daß dem Erstern, wegen der höhern Stufe der geistigen Ausbildung, auf welcher er steht, ein größerer persönlicher Werth zukommt. Und sollte nicht der Krieger, der aus wahrer Gewissenhaftigkeit den schweren Pflichten seines Standes nachzukommen strebt, mehr Achtung verdienen, als der friedliche Bürger, welcher übrigens die viel leichtern Pflichten seines Berufs mit gleicher Rechtschaffenheit auszuüben sucht? Sollte nicht dem Erstern seine muthvolle Entschlossenheit, seine kaltblütige Herrschaft über sich selbst, seine Vernunft- und Willensstärke, da, wo es auf Verachtung der Gefahren ja des Todes selbst ankommt, sich über jede Anwandelung einer unedlen oder feigen Selbstsucht zu erheben, — sollten nicht diese und ähnliche Eigenschaften, zu deren Entwickelung der Stand des Kriegers ganz vorzüglich geschickt ist, einen höhern persönlichen Werth ertheilen? — Es ist also daß ich das Resultat dieser Betrachtungen ins Kurze zusammen fasse, zwar eigentlich nicht der Stand, welcher dem Menschen (in concreto) einen vorzüglichen Werth giebt, sondern dieser wird durch die Vollkommenheiten

und

und Verdienste bestimmt, die sich ein jeder in seinem Stande und Berufe erwirbt. Aber dennoch scheinen diejenigen Stände (in abstracto), welche in einer nähern Beziehung zu den höchsten Zwecken der Menschheit stehen, auch eine größere Achtung, als andere, zu verdienen. Gesezt also, man wüßte von den persönlichen Eigenschaften und dem Charakter eines Menschen vor der Hand weder gutes noch böses; so ist es doch ganz vernünftig, ihn an der seinem Stande gebührenden Achtung theil nehmen zu lassen, weil man der Billigkeit nach voraussetzen muß, daß er der seinem Stande eigenthümlichen, wenigstens gewöhnlichen Vorzüge nicht gänzlich entbehren werde.

XIII.

Fortsetzung. — Vorliebe; Vorurtheile des Ansehens; Beispiele, u. s. w.

Zu den unrichtigen und einseitigen Arten der Werthbestimmung gehört ferner auch dieses, wenn wir alle die, welche die nehmliche Kunst oder Wissenschaft mit Ruhm und Beifall treiben, auf die wir uns selbst gelegt haben, oder für die wir auch nur eine besondere Vorliebe hegen, ei-

ner vorzüglichen Achtung würdig halten. Eitle Eigenliebe, welche Viele so geneigt macht, die wirklichen oder auch nur eingebildeten Vorzüge, die sie selbst zu besitzen glauben, auch bei Andern hoch anzuschlagen, ist nicht immer der Grund hiervon. Oft liegt derselbe in dem besondern Wohlgefallen, das wir an solchen Beschäftigungen endlich zu finden pflegen, welche wir nicht handwerksmäßig oder um des bloßen Lohnes willen, sondern mit uneigennützigem Interesse und mit wahrer Liebe treiben. Welche Wichtigkeit erhalten in den Augen des Meßkünstlers, des Geschichtforschers, des Philosophen, oder des Malers, des Tonkünstlers u. s. w. die Beschäftigungen mit Dingen, die in eines jeden Fach einschlagen, von dem unmittelbaren Vergnügen, welches diese Beschäftigungen mit sich zu führen pflegen! Wie mancher zieht ein Geschäft, dem er einmal Geschmack abgewonnen hat, jedem andern vor, bei welchem er sein Glück weit besser machen könnte! Dieses unmittelbare Wohlgefallen, das wir an einer gewissen Beschäftigung finden, bewirkt ganz natürlich, daß wir derselben einen unbedingten Werth beilegen: und hieraus entspringt denn die oft irrige Meinung von einer absoluten Achtungswürdigkeit, welche allen in diesem Fache sich auszeichnenden

Perso-

Personen zukomme. Daher jene entschiedene Vorliebe und oft enthusiastische Hochachtung, welche wir, wofern wir uns der Wissenschaft oder Kunst, mit der wir uns beschäftigen, nur mit wahrer Anhänglichkeit gewidmet haben, für alle die zu fühlen pflegen, welche wir als Entdekker oder Verbesserer in unserm Fache kennen. Wie viele Nahmen von großen oder doch für groß geachteten Geschicht- und Naturforschern, Mathematikern, Philosophen, Philologen, Kritikern, kurz, von Gelehrten und Künstlern jeder Klasse, ließen sich hier anführen, welchen, so groß ihre Verdienste auch seyn mögen, dennoch die außerordentliche, oft sehr übertriebene Verehrung von Seiten Vieler, die gleiche Geschäfte mit ihnen treiben, gewiß nicht zu Theil werden würde, wenn nicht die eben erwähnte Ursache vorzüglich dabei wirksam wäre! — Sehr auffallend zeigt sich besonders diese Art der Vorliebe bei Vielen, welche das Studium des klassischen Alterthums mit wahrer Neigung treiben. Eine lange fortgesezte Beschäftigung mit den vortrefflichen Werken der Vorzeit, die eine so angenehme Unterhaltung gewährt, und eine vertraute Bekanntschaft mit den merkwürdigen Menschen, deren Andenken durch jene Kunstwerke auf uns gekommen ist, erzeugt endlich eine über-

wiegende Neigung, nicht nur den alten Genieprodukten überhaupt und dem Studium derselben einen ganz vorzüglichen Werth beizulegen, sondern auch für das Lobenswerthe, Edle und Große in den Sitten, Charaktern, Handlungen, Gesinnungen und Denkarten aus der kultivirten Vorwelt, sich mit einer Verehrung zu begeistern, die fast nicht ihres gleichen hat. Man müßte wenig Sinn für das wahrhaft Schöne und Vortreffliche besitzen, wenn man diese enthusiastische Eingenommenheit für die herrlichen Kunstdenkmäler, welche uns aus den frühern Weltaltern übrig geblieben sind, nicht liebenswürdig finden wollte. Daß sie aber wofern sie sich der Zucht der unbefangenen Vernunft entzieht (denn was ist so liebenswürdig, daß es dieses Zügels entbehren könnte)? nicht nur leicht zur Ungerechtigkeit gegen das Neuere und zur unbilligen Geringschätzung aller andern wissenschaftlichen Fächer verleiten, sondern auch der ästetischen und moralischen Urtheilskraft eine fehlerhafte Richtung geben könne, leuchtet wohl von selbst ein und wird durch manche Erfahrungen bestätigt.

Aus den bisherigen Betrachtungen wird sich auch die fast allgemeine große Hochachtung gegen Menschen, die sich in irgend einer schönen Kunst auszeichnen, ohne Mühe erklären lassen.

lassen. Da der eigentliche Zweck und die nächste Wirkung jeder schönen Kunst uninteressirtes, unmittelbares Wohlgefallen ist, dieses aber mit derjenigen ebenfalls unmittelbaren Art des Wohlgefallens, welche wir Achtung nennen, in naher Verwandtschaft steht (s. §. IV.); so erzeugt dasselbe sehr leicht die Vorstellung eines unbedingten Werthes. Hieraus läßt sich begreifen, warum z. B. dem großen Tonkünstler oder Dichter, nicht etwa bloß von ihren Kunstgenossen, sondern von einem jeden, der ihre vortrefflichen Werke zu geniessen und ihre seltenen Talente zu würdigen weiß, ein weit höherer Rang, als den größten bloß mechanischen Künstlern angewiesen wird. So billig es an sich ist, daß man die, welche für die Ausbildung der edlern Kräfte (des Geschmacks, des Witzes, der innern Gefühle) mit ausgezeichnetem Erfolge arbeiten, höher achte, als die berühmtesten Künstler, welche bloß die Befriedigung physischer Bedürfnisse zum Zwecke haben; so nöthig scheint die Warnung, bei dieser Werthbestimmung menschlicher Talente und Geschicklichkeiten nie dem Gefühle einer blinden Vorliebe, statt der nach den Grundsätzen der Wahrheit und Gerechtigkeit entscheidenden Vernunft, zu folgen.

* * *

Eine der vornehmsten Ursachen falscher Beurtheilung des persönlichen Werthes Anderer Menschen und der daher rührenden unverdienten Achtung oder Verachtung ist die der menschlichen Natur eigene Schwachheit, uns theils in unsern Meinungen und Handlungen durch das Beispiel der Menge, oder solcher Personen, denen wir nicht gemeine Einsichten zutrauen, theils selbst in unsern Gefühlen durch die geäußerten Gefühle Anderer bestimmen zu lassen. Zu großer Ehre gereicht es zwar der Vernunft nicht, daß — nicht etwa bloß Menschen von dem ganz gemeinen Haufen, sondern — auch sogar Viele aus den gebildetern Klassen, das, was ein zahlreiches Heer von Verehrern und Bewunderern hat, für edel, groß und ruhmwürdig halten: aber es ist darum, nach dem Zeugnisse der Erfahrung aller Zeiten, nicht weniger wahr. Der Grund dieser Schwachheit liegt theils in der Untüchtigkeit vieler Menschen zum Selbstdenken und Selbsturtheilen, und in dem mit dem Gefühle dieses Unvermögens verbundenen Mistrauen in sich selbst, wobei man es denn für das Sicherste hält, fremden Meinungen zu folgen; theils in träger Gemächlichkeit, die sich vor jeder zum eigenen Prüfen erforderlichen Geistesanstrengung scheuet;

scheuet; theils endlich in einer tadelnswerthen Gleichgültigkeit gegen das, was einem Menschen Vorzug und Würde giebt, wobei man es ganz ruhig dahin gestellt seyn läßt, ob die Urtheile Anderer über den Werth oder Unwerth einer gewissen Person, eines Standes oder einer Menschenklasse wahr oder falsch seyen, es aber gleichwohl für das Kürzeste und Bequemste hält, selbige einstweilen anzunehmen, wenigstens sich so zu stellen, als nähme man sie für richtig und ausgemacht an. Mit dieser Schwachheit, welche die Quelle einer schimpflichen Nachbeterei ist, pflegt eine andere verbunden zu seyn, nemlich die, aus Eigenliebe und Rechthaberei auf einem einmal gefällten, obgleich nur nachgesprochenen Urtheile, hartnäckigt zu beharren. Wie viele stimmen nicht in das sowohl verdiente Lob eines Heinrichs IV. und Friedrichs II. mit ein, ohne eigentlich zu wissen, warum sie diese großen Männer mit solcher Begeisterung rühmen! Sie haben es so oft gehört und gelesen, daß diese Könige ihres gleichen nicht haben sollen; und das ist ihnen genug: ja sie gehen wohl gar so weit, daß sie an solchen merkwürdigen und allgemein gepriesenen

Menschen alles für ausserordentlich, unvergleichlich und vortrefflich halten. *)

Einen vorzüglich großen Einfluß beweisen dergleichen Vorurtheile des Ansehens und des Beispiels wenn es auf die Würdigung gewisser Charaktere oder auch einzelner Handlungen aus der alten Welt ankommt. Tausende, die von den erhabenen Verdiensten jener berühmten Staatsmänner, Patrioten und Helden des Griechischen und Römischen Alterthums nie anders, als mit einer Art von Entzückung sprechen, besitzen doch viel zu wenig Kenntnisse von den Thaten dieser großen Männer, von den Umständen und Verhältnissen, unter welchen sie in der Welt auftraten und wirkten, und von ihren Schicksalen, vielleicht auch nicht hin-

---

*) „Die nachsprechende, staunende Menge, sagt ein geistreicher Schriftsteller, wirft sich so gern zum Adoriren nieder: eine Lage, die zum Beobachten nicht sonderlich bequem ist! Da so viel großes von ihm (Friedrich II.) zu erzählen ist; so bedarf es des häufigen Parenthyrsus seiner Lobspreiser nicht. Ihre merkliche Anstrengung, im anscheinenden Affekte von ihm zu schreiben, schadet seinem Ruhme. Eine einfache Erzählung und Darlegung seiner Verdienste würde diesem weit dienlicher seyn."

hinlängliche eigene Geistesbildung, um über die seltenen Verdienste derselben ein selbstgedachtes gründliches Urtheil zu fällen. Aber sie haben das Lob dieser merkwürdigen Personen von Jugend auf in den Werken so vieler alten und neuen Redner, Geschichtschreiber und Dichter gelesen; sie haben sich vielleicht durch die reizende Schreibart dieser Schriftsteller in dem Grade bezaubern lassen, daß sie zu Untersuchungen einer kaltblütig prüfenden Vernunft nicht sonderlich geschickt sind; kurz, sie haben sich so sehr daran gewöhnt, jene gepriesenen Helden und Staatsmänner als nie erreichte und nie zu erreichende Muster zu betrachten, daß es kein Wunder ist, wenn bei ihrem Unvermögen, selbst zu urtheilen, ihre Hochachtung gegen solche übrigens mit allem Rechte verehrte Menschen beinah in Abgötterei ausartet. Doch Irrthümer dieser Art, so wenig sie der Vernunftkultur eines Zeitalters, unter dessen Vorzügen man keinen lauter rühmen hört, als weit verbreitete Aufklärung und erhöhetes Selbstdenken, zu sonderlicher Ehre gereichen, sind doch wenigstens ziemlich unschädlich. Aber wenn man sich durch die hinreißenden Lobsprüche, womit viele alten Schriftsteller offenbare Verbrechen — z. B. den Meuchelmord eines Mucius Scävola und

Marcus Brutus, Cato's Selbstmord, oder die entsezliche That des Virginius — erheben, verleiten läßt, diese und ähnliche gräßliche Ausbrüche eines unaufgeklärten Patriotismus, einer unbändigen Rach- oder Ehrsucht und anderer zügellosen Leidenschaften als die herrlichsten und ruhmwürdigsten Handlungen zu bewundern; heißt das nicht das Vorurtheil für das Alte oder für alles Griechische und Römische, zum großen Schaden der Moralität, weit über die Gränzen treiben? — Man sollte dies besonders bei der Bildung und dem Unterrichte der Jugend nie außer Acht lassen. Immerhin mag sich der Jüngling das alte Griechenland und Rom im Ganzen als ein ästhetisch-moralisches, allenfalls auch als ein politisches Eldorado träumen, und die großen Männer der Vorwelt durch das Ehrfurcht erregende Helldunkel, welches so weit entfernte Jahrhunderte umschleiert, für Halbgötter ansehen. Solche etwas überspannte Vorstellungen einer regen Einbildungskraft sind diesem Alter so natürlich, daß der gänzliche Mangel derselben oder eine gar zu große Nüchternheit des jugendlichen Gemüthes gewöhnlich nicht viel großes und auszeichnendes von dem künftigen Manne hoffen läßt. Aber das sollte man mit allem Ernste zu verhüten suchen, daß

dem

dem jungen Menschen gewisse glänzende und zur Ungebühr gerühmte Verbrechen, deren die alte und neue Geschichte eine Menge enthält, nicht in dem Lichte erhabener Tugenden erschienen. Jugendliche Seelen sind ohnehin geneigt, an dem physisch Großen und Starken ein lebhafteres Wohlgefallen zu finden, als an der stillen Größe einer Gesinnungs- oder Handlungsweise, welche durch ihre Zusammenstimmung mit den Gesetzen der Sittlichkeit den Beifall der Vernunft erhält. Leidenschaftliche Energie des Willens, unwandelbare Festigkeit des Entschlusses bei den größten Schwierigkeiten, kühne Verachtung der Gefahren und unempfindliches Dulden des Schmerzens, — diese und ähnliche Eigenschaften, die sich öfters eben so auffallend bei großen Verbrechen als bei vorzüglichen Tugenden offenbaren, rühren das reizbare Gemüth des Jünglings viel eher zur Hochachtung und Bewunderung; als die bescheidenen Tugenden der Gerechtigkeit, des Wohlwollens und der Enthaltsamkeit. Um so weniger darf man das jugendliche Herz ganz unverwahrt den Eindrücken überlassen, welche gewisse glänzende obgleich äußerst unsittliche Handlungen berühmter Personen nur gar zu leicht in ihm hervorbringen; zumal wenn dergleichen Thaten den

Beifall vieler Jahrhunderte und das Lob mit Recht geschäzter Schriftsteller für sich haben. Man kann den Jüngling ungewöhnliche Seelenstärke, Standhaftigkeit und ähnliche bewundernswerthe Eigenschaften mit Wohlgefallen bemerken lehren, ohne ihn deswegen das Unsittliche, welches etwa damit verbunden ist, übersehen zu lassen. Ein kluger und gewissenhafter Lehrer wird nicht versäumen, das Vermögen des Selbsturtheilens über die Güte oder die Verwerflichkeit menschlicher Gesinnungen und Handlungen, sonderlich bei Gelegenheit solcher Stellen in den Werken der Alten zu entwickeln, welche in dieser Rücksicht einer Berichtigung bedürfen. Denn soll die moralische-praktische Vernunft zu der erhabenen Selbstmacht gelangen, welche erfordert wird, wenn sie sich in ihren Urtheilen über das, was Billigung und Achtung, und was das Gegentheil verdient, von den Vorurtheilen für das Alte oder für das Ansehen gewisser Personen u. s. w. unabhängig erhalten soll; so muß man frühe den Anfang machen, sie zu dieser Selbstständigkeit zu bilden. Versäumt man, sich dieses bei der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zum Augenmerke zu machen; so ist sehr zu fürchten, daß gewisse einseitige oder ganz falsche Arten über

sittli-

sittliche Gegenstände zu urtheilen, sich dem Gemüthe des Jünglings so tief eindrücken, daß seine ganze Weise über Menschenwerth zu denken, dadurch für immer eine schiefe Richtung erhalten werde.

XIV.

Von dem Einflusse der Sympathie auf das Gefühl der Achtung.

Nicht nur die bisher berührten und ähnliche Vorurtheile sind sehr oft Quellen falscher oder doch nur halbwahrer Begriffe von dem Werthe oder Unwerthe der Menschen und menschlicher Eigenschaften oder Handlungen; sondern die Gefühle der Achtung und Verachtung gehen oft auch durch eine Art der Sympathie unmittelbarer Weise von einer Person auf die andere über, ohne daß immer klare Vorstellungen von Verdienst und persönlicher Würdigkeit oder Unwürdigkeit dabei zum Grunde liegen. Denn es sind nicht bloß die Empfindungen der Freude und der Traurigkeit, des Vergnügens und des Schmerzes, welche sich durch das Mitgefühl von einem Menschen auf andere fortpflanzen

(psychologische Erscheinungen, welche unter den Nahmen der Mitfreude und des Mitleidens bekannt sind); sondern die Wirkungen der Sympathie erstrecken sich viel weiter. Denn wir werden vermöge derselben in jeden Gemüthszustand versezt, welchen wir bei Andern, vermittelst äusserer Merkmale, wahrnehmen. Wenn wir daher z. B. bei einem Menschen einen hohen Grad der Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, was er sagt, bemerken; so ist die gewöhnliche Folge hiervon die, daß wir zum Beifalle mit hingerissen oder doch wenigstens geneigt werden, ihm beizustimmen, indem die Gründe, welche er für seine Meinung anführt, unter der vorerwähnten Bedingung, weit mehr Eindruck auf uns machen, als sie an und für sich selbst würden gemacht haben. Es giebt eine Art des Selbstvertrauens, eine Zuversicht zu sich selbst, die sich auf die Ueberzeugung eigener Kräfte und Vorzüge gründet. Dieses Bewußtseyn eigener Vollkommenheiten und das daraus entspringende Selbstvertrauen pflegt sich bei manchen Personen durch ganz eigene Wendungen ihrer Sprech- oder Schreibart, durch den Ton der Rede, durch Stellung und Bewegung des Körpers, kurz, durch das ganze Aeußere, an den Tag zu legen: und durch nichts kann sich wohl ein Mensch in

den Augen der Menge wichtiger machen, durch nichts zuverläßiger bei ihr die Meinung erwekken, er besitze nicht gemeine Verdienste und Vorzüge, als durch diesen natürlichen Ausdruck eines zuversichtlichen Selbstgefühles. Denn vermittelst dieses Ausdrucks verbreitet sich die Ueberzeugung, die er von seinen Vollkommenheiten besizt oder auch nur zu besitzen scheint, auf alle die, welche ihn sehen oder hören. Nur müssen diese äußern Merkmale des Selbstvertrauens einen hohen Grad der kunst- und zwanglosen Natürlichkeit an sich haben, wenn sie nicht ihren Zweck gänzlich verfehlen oder wohl gar eine äußerst widrige Wirkung hervorbringen sollen. Denn sobald uns in dem Betragen eines Menschen etwas aufstößt, was uns auf den Gedanken bringt, die Ueberzeugungen und Gefühle, wovon er den Schein anzunehmen sucht, seyen nicht wirklich in ihm vorhanden; so können diese Ueberzeugungen und Gefühle unmöglich in uns entstehen. Wenn sich daher jemand bemüht, uns theils durch Worte, theils durch andere äußere Zeichen seiner Gedanken und Empfindungen zu überreden, er fühle sich von dem Besitze gewisser Vorzüge überzeugt und mit Vertrauen zu sich selbst erfüllt, aber dabei etwas durchblikken läßt, wodurch in uns der Verdacht entsteht,

die ganze Sache sey nichts als Verstellung; so wird es ihm nimmermehr gelingen, uns für sich einzunehmen. Noch weniger wird er seine Absicht erreichen, wenn wir sonst schon wissen, daß es ihm an den Eigenschaften fehle, deren er sich bewußt zu seyn gern scheinen möchte, oder die er zu besitzen sich wirklich, obgleich irrig, überredet. Wer z. B. als ein eingeschränkter Kopf, oder als ein Unwissender, bekannt ist, der wird auch durch die auffallendsten Merkmale einer großen Eingenommenheit für sich selbst und des festen Zutrauens zu seinen Kenntnissen und Einsichten uns die gute Meinung, welche er in vollem Ernste von sich selbst hat, nicht einflößen können: und der, welchen wir als einen Feigen kennen, mag sich noch so viel Mühe geben, herzhaft und muthig zu erscheinen; er wird dadurch weiter nichts ausrichten, als daß er uns durch den Kontrast zwischen dem, was er ist, und dem, was er zu seyn das Ansehen haben möchte, nur lächerlich, wo nicht gar verächtlich wird. Doch ich kehre wieder zu meiner Materie zurück.

Wenn der Mann von Verdiensten kein wirksameres Mittel wählen kann, sich bei der Menge in Achtung zu setzen, als wenn er bei allem, was er sagt und thut, ein festes Selbstvertrauen, welchen aber immer eine liebenswürdige Bescheiden-

heit

heit zur Seite gehen muß, zu zeigen versteht; so ist leicht einzusehen, daß eine entweder bloß scheinbare oder wirklich vorhandene Zuversicht zu sich selbst, die aber keine wahren Vorzüge zum Grunde hat, bei Menschen, die nicht zu prüfen gewohnt oder im Stande sind, eine entweder ganz unverdiente oder doch sehr übertriebene Achtung erwecken könne. So geschieht es oft, daß der verschlagene Heuchler den blossen Schein der aus einem guten Gewissen entspringenden Seelenruhe und einer edlen Selbstachtung so geschickt anzunehmen weiß, daß wir hierdurch, vermittelst jener oft erwähnten natürlichen Stimmung zur Sympathie, mit einer ihm nicht gebührenden Achtung gegen ihn erfüllet werden. Denn da schon der bloße Schein der Freude der Traurigkeit oder jedes andern Gefühles durch Mitempfindung diese Gefühle in uns erweckt; so ist nichts begreiflicher, als daß auch das von einer Person bloß geheuchelte Gefühl ihres Werthes und ihrer sittlichen Güte wirkliche Achtung bei Andern hervorbringt. Daß wir uns auf eine ähnliche Weise täuschen können, wenn wir einen Menschen bloß darum, weil es ihm an Zuversicht zu sich selbst und an dem Bewußtseyn seines persönlichen Werthes zu feh-

len scheint, gering achten, dies darf kaum erinnert werden.

Ich habe bisher von derjenigen Aeußerung der Sympathie geredet, vermöge welcher wir durch den Ausdruck der Selbstachtung und des Selbstvertrauens Andern unmittelbarer Weise eine vortheilhafte Meinung von unsern Talenten und Vorzügen, oder Achtung gegen unsern Charakter beibringen. Aber dies ist noch nicht alles. Auch die Achtung und Ehrfurcht, so wie die Verachtung, welche wir in Reden und Handlungen, oder auf jede andere Weise gegen gewisse Personen an den Tag legen, pflegt sich durch Mitempfindung denen, mit welchen wir umgehen, mitzutheilen, oder doch ein in ihnen schon vorhandenes Gefühl dieser Art gar sehr zu verstärken. Es ist eine allgemein bekannte Erfahrung, daß die Affekten des Mitleidens, der Bewunderung, der Furcht u. d. gl. von dem einen Menschen auf Andere, gleichsam durch Ansteckung, dergestalt übergehen, daß diesen die Gegenstände der genannten Gefühle desto mehr des Mitleidens, der Bewunderung oder der Furcht werth zu seyn scheinen, je natürlicher jener den leidenschaftlichen Zustand seines Gemüthes an den Tag zu legen weiß. Daher die großen Wirkungen der Deklamir- und Gebär-

den-

denkunst, insofern selbige durch den natürlichen Ausdruck der Gemüthsgefühle zu rühren und zu belustigen suchen. Daher insbesondere die außerordentliche Kraft der redenden Künste, welche vermittelst einer ungesuchten und ungezwungenen Herzenssprache dergestalt auf Andere zu wirken vermögen, daß ebendieselben Empfindungen, von welchen der Redende selbst voll ist, durch Sympathie auch in ihnen entstehen. Daher kommt es endlich, daß bei dem Lesen geistreicher Schriften das Gemüth nicht nur durch die Vorstellung der beschriebenen Gegenstände, Auftritte und Begebenheiten, sondern auch durch des Schriftstellers eigene Gefühle, welche sich durch die Art seiner Gedankeneinkleidung und durch den Ton seiner Erzählungen und Schilderungen an den Tag legen, gerührt wird. Und warum thut ein Schauspiel oder eine Rede, welche gut vorgetragen wird, ungleich mehr Wirkung auf mich, wenn ich mich in einer zahlreichen Gesellschaft von Mitzuschauern oder Mitzuhörern befinde, als im entgegengesezten Falle? Ohne Zweifel darum, weil die Empfindungen, welche sich in den Gesichtszügen und Minen derer, die der Künstler zu rühren weiß, offenbaren, sich mir sympathetisch mittheilen; weil selbst in der aufmerksamen Stille, mit der so Viele ei-

nem einzigen zuhören, sich das allgemeine Interesse an dem Vortrage ankündigt, und durch Mitempfindung auf mich übergeht, wodurch denn mein Gemüth noch mehr zur Aufmerksamkeit gestimmt und für die durch das Kunstwerk beabsichtigten Eindrücke empfänglicher gemacht wird. So fühlen wir uns bei der Aufführung eines Trauerspieles nicht weniger durch die fliessenden Thränen unserer Mitzuschauer und durch andere Merkmale ihrer tiefen Rührung erschüttert, als durch die Kunst des Tragikers: und ein komischer Auftritt im Lustspiele ergötzt uns noch einmal so sehr, wenn die ganze Gesellschaft darüber in Lachen ausbricht, als wenn wir allein oder nur Wenige nebst uns Zeugen davon wären. — Doch wir haben nicht nöthig, aus dem Gebiete der Künste Beweise für die große Kraft der Sympathie zur Erweckung und Verstärkung unserer Gefühle herzuholen. Wir dürfen, um uns davon zu überzeugen, nur auf das achten, was im täglichen Leben geschieht. Furcht und Schrecken, Zorn, Verzweiflung, schwärmerische Begeisterung und andere Affekten bemeistern sich vermöge dieser Mitempfindung oft in einem Augenblicke einer ganzen Menge: und sie reißen, gleich einem wilden Strome, jedes Gemüth desto unwiderstehlicher mit sich fort,

je größer die Anzahl der Personen ist, welche wir bereits der Gewalt derselben Preis gegeben sehen. Um eine furchtsame Menge mit neuem Muthe zu erfüllen, oder ihrer zaghaften Unentschlossenheit ein Ende zu machen und ihr gemeinschaftliches Streben auf einen Punkt hinzurichten, bedarf es oft weiter nichts, als des aufmunternden Zuspruchs oder des Beispiels eines einzigen muthvollen Mannes. Als Heinrich IV. vor der Schlacht bei Ivry den Seinigen zurief: „Kinder! wenn euch eure Standarten fehlen; so sammlet euch nur nach meinem weißen Federbusche; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Ruhms finden!“ oder als Wilhelm III. in dem gefährlichsten Zeitpunkte des Krieges gegen Ludwig XIV, welcher die vereinigten Niederlande an den Rand des Verderbens brachte, jene unvergeßlichen Worte sagte: „Ich weiß ein untrügliches Mittel, den Untergang meines Vaterlandes nicht zu sehen; ich werde in der lezten Schanze sterben“! so war die Ursache, daß diese wenigen Worte bei allen, die sie hörten, den gesunkenen Muth wieder belebten, hauptsächlich in jener wunderbaren Anlage des menschlichen Gemüthes zur Mitempfindung zu suchen. Und wie mancher Furchtsame fühlt sich im Getümmel der Schlacht durch

die

die Wahrnehmung der wenigstens scheinbaren kaltblütigen Entschlossenheit, womit seine Streitgenossen den Gefahren entgegen gehen, von einem ihm vorher ganz unbekannten Muthe belebt; so wie auch im Gegentheile selbst der unter den Waffen grau gewordene Krieger dem sympathetischen Andrange, womit eine unter seinen Mitkämpfern allgemein verbreitete Muthlosigkeit auf ihn wirkt, nicht immer widerstehen kann! — Gehen also Zorn, Furcht, Herzhaftigkeit, Verwunderung und so viele andere Affekten, vermöge jener natürlichen Gemüthsanlage zur unmittelbaren Theilnahme an dem Zustande uns verwandter Wesen, von dem einen Menschen auf andere über; warum nicht auch Achtung und Verachtung? Zwar ist die sympathetische Wirkung dieser zulezt genannten Gefühle, welche ihrer Natur nach zu den gemäßigtern gehören, nicht immer so auffallend bemerkbar, als die Gewalt, mit welcher jene heftigern Affekten aus dem einen Gemüthe in das andere mehr überströmen als übergehen: aber sie ist darum nicht weniger keinem Zweifel unterworfen, und durch die Erfahrung hinlänglich erwiesen.

Wer hat nicht schon an sich selbst die Bemerkung gemacht, daß er sich zur Achtung gegen einen Menschen geneigt fühlt, den er von An-

dern

dern geehrt sieht, gesezt auch, er wüßte noch nicht, warum diese ihn verehren; oder daß die Hochachtung gegen einen Mann, dessen persönlichen Werth man schon kennt und nach Verdienst zu würdigen weiß, durch die Wahrnehmung, daß er der Gegenstand der allgemeinen Verehrung sey, einen großen Zuwachs erhält? Die Ursache hiervon liegt nicht bloß in dem Zutrauen zu den Einsichten Anderer, sondern gewiß auch in der Sympathie, vermöge welcher fremde Achtung auf uns übergeht: und dieser Uebergang geschieht um so leichter, jemehr wir die Personen, an deren Gefühlen wir durch diese Mitempfindung Theil nehmen, selbst lieben und achten. Wir hören z. B. einen Redner die Verdienste und die Thaten eines großen Mannes rühmen; nicht nur die Worte, sondern auch Aktion und Deklamation geben die innige Achtung zu erkennen, wovon der Redende selbst gerührt ist: hier wird der in seinem ganzen Aeußern wahrnehmbare Ausdruck seines eigenen Gefühles gewiß nicht weniger dazu beitragen, uns mit Achtung gegen die gerühmte Person zu erfüllen, als der Inhalt der Rede selbst. Oder der Redner unterhält uns von religiösen Gegenständen, von den erhabenen Vollkommenheiten der Gottheit, von der Würde der Tugend, und

von der Unsterblichkeit, zu welcher unser Geist geschaffen ist. Wenn er durch unverkennbare Merkmale an den Tag legt, daß er selbst in eben dem Grade mit Ehrerbietung gegen Gott und Tugend erfüllt ist, in welchem er uns diese Gegenstände als achtungswürdig schildert; so wird er dieses erhabene Gefühl allen denen, die dafür nur einige Empfänglichkeit haben, unfehlbar mittheilen, und auf diese Weise mehr wahre Erbauung wirken, als durch den kunstmäßigen Vortrag, welcher nicht durch des Redenden eigene Rührung unterstützt würde. Wenn er aber seine eigene Leerheit an religiösen und sittlichen Gefühlen zu eben der Zeit nicht verbergen kann, da er selbige von Amts und Berufs wegen seinen Zuhörern zu empfehlen bemüht ist, wenigstens bemüht zu seyn scheint; so wird er hierdurch der Religion und der Moralität einen viel größern Schaden zufügen, als daß derselbe durch die ausgefeiltesten Lehrvorträge wieder gut gemacht werden könnte. Die in seiner Stimme, in seinen Minen, in seinem ganzen Aeußern wahrnehmbare Kälte, und seine an Geringschätzung gränzende Gleichgültigkeit gegen alles, was dem Menschen ehrwürdig und heilig seyn soll, wird, so gewiß sie ihm den Unwillen und die Verachtung aller edlen Gemüther

zuzie-

zuziehen muß, doch eine sehr schädliche Wirkung auf den großen Haufen thun. — Und wer fühlt sich nicht endlich über seinen alltäglichen Ideen- und Empfindungskreis erhoben, wenn er in einer zahlreichen Versammlung, es sey während eines öffentlichen Vortrags, eines gemeinschaftlich angestimmten Gesangs, oder bei andern Gelegenheiten, Zeichen einer allgemeinen religiösen Rührung wahrnimmt? Auch hier reißt fremde Empfindung unsere Herzen mit sympathetischer Gewalt unaufhaltsam dahin. Selbst der sich so nennende starke Geist, welcher in seinem gewöhnlichen Zustande (so stark er sich dünkt) viel zu stumpf und zu schwach ist, um sich zu Ideen und Gefühlen höherer Art hinaufzustimmen, wird in solchen Zeitpunkten der allgemeinen Rührung zuweilen von fremden Empfindungen ergriffen und gleichsam über sich selbst emporgehoben. Er lernt — auf Augenblicke wenigstens — an Gott und Tugend glauben und Achtung für Gegenstände empfinden, in deren Verachtung und frecher Verspottung er sonst seine Ehre sucht.

* * *

Auch gegen gewisse Arten von Tugenden und Verdiensten oder von Fehlern und Untugenden lernen wir durch Sympathie entweder

Achtung oder Verachtung empfinden, je nachdem die Gesinnungs- und Handlungsweise derer, mit welchen wir umgehen, in dieser Rücksicht beschaffen ist. Es giebt Tugenden und lobenswürdige Thaten, welchen man zu gewissen Zeiten, bei gewissen Völkern oder in gewissen Ständen einen vorzüglich hohen Werth beilegt, und von welchen jedermann mit Zeichen inniger Achtung und Bewunderung spricht. Was ist natürlicher, als daß diese Gefühle durch gegenseitige Mitempfindung immer tiefer in den Gemüthern wurzeln und sich immer weiter verbreiten? was natürlicher, als daß die Kinder ihren Eltern, der Jüngling dem Manne, der Mann dem Greise, das gemeine Publikum den Vornehmsten und Angesehensten im Volke, und selbst die künftigen Generationen den vorhergehenden diese Verehrung oder Verachtung nachempfinden? was endlich natürlicher, als daß von diesen sympathetischen Wechselwirkungen der Charakter einer Nation, oder einer Menschenklasse und die herrschende Gesinnung eines Zeitalters gar sehr abhängt? Die Geschichte erzählt uns, der König der Hunnen Attila habe bei Gastmälern und andern feierlichen Gelegenheiten Loblieder auf seine und seiner Vorfahren Heldenthaten absingen lassen. Die Greise, welche Alters halben

ben den Feldzügen nicht mehr beiwohnen konnten, wurden hierdurch so gerührt, daß sie Thränen vergossen. Welche Wirkung mögen diese Thränen auf die heranwachsende Jugend gethan, und wie viel mag dieser einzige Umstand zur Erhaltung des kriegerischen Geistes bei diesem rohen Volke beigetragen haben!

Gleichwie nun diese unmittelbare Theilnehmung an fremden Gefühlen viel dazu beiwirken kann, Menschen, die sonst gleichgültig gegen den Werth des Edlen und Guten waren, mit Achtung gegen dasselbe zu erfüllen; so ist auch nicht zu läugnen, daß durch Mitempfindung die menschlichen Gefühle oftmals auch sehr schief geleitet werden und insbesondere mancherlei Arten unverdienter, wenigstens übertriebener Achtung oder Verachtung aus dieser Quelle entspringen. Der beste und gründlichste Unterricht über den wahren Werth und Unwerth der Dinge ist oft nicht im Stande, das Gemüth gegen diesen nachtheiligen Einfluß der Sympathie zu schützen. Nur wenige Personen sind in dem Grade Herren ihrer Empfindungen, daß sie nicht gegen ihre bessern Vernunfteinsichten für manche Dinge bloß aus dem Grunde Achtung oder Verachtung fühlen sollten, weil sie selbige von Andern geachtet oder verachtet sehen. Schwerlich

würden sich gewisse Arten des Aberglaubens auch bei vielen sonst heller denkenden Personen so lange erhalten, wenn nicht die Aeußerungen einer tiefen Ehrfurcht, wovon der große Haufe aus allen Ständen, und mit unter auch viele sonst achtungswerthe Menschen, gegen Geschöpfe einer superstitiösen Einbildungskraft durchdrungen erscheinen, dem Verstande zum Trotze, auf das Gefühl wirkten. Denn so wie die wahre Andacht, vermittelst ihres rührenderhabenen Ausdrucks im Aeußern einer oder mehrerer Personen, sich denen, welche Zeugen davon sind, unmittelbar mitzutheilrn pflegt; so wirkt auch die aberglaubische Andacht, vornemlich bei feierlichen Aufzügen, Proceßionen u. dgl. wo der äußere Pomp die Seele für tiefe Rührungen empfänglicher macht, mit übermächtiger Gewalt auf alle die, welche dabei zugegen sind. In vorzüglichem Grade ist die Jugend für Eindrücke dieser Art offen; theils wegen der diesem Alter ganz eigenen Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und der Wärme des Gefühls, theils wegen des dem jungen Menschen, bei dem Bewußtseyn seiner noch schwachen Beurtheilungskraft, natürlichen Zutrauens zu den Einsichten älterer und geachteter Personen, welche dergleichen Feierlichkeiten mit tiefer Rührung beiwohnen. Ist es

also wohl zu bewundern, daß die Gemüther in diesen frühen Jahren der Bildsamkeit, durch oft wiederholte Rührungen dieser Art auf lebenslang eine Stimmung für ähnliche Gefühle erhalten, und daß gleichartige Eindrücke in den folgenden Zeiten desto tiefer dringen, jemehr ihre Wirkung durch die obgleich nur dunkle Erinnerung an jene früheren Rührungen unterstüzt wird? — Hierher scheint mir die Bemerkung zu gehören, daß, gleichwie das Urtheil der Vernunft von dem Werthe und der Wichtigkeit eines Gegenstandes das Gefühl der Achtung gegen denselben erzeugt, eben so auch umgekehrt dieses Gefühl, wenn es etwa auf einem andern Wege, als vermittelst der Ueberzeugung der Vernunft (nemlich durch Sympathie) in die Seele gekommen ist, die Vorstellung von der Würde und Erhabenheit des verehrten Objekts hervorbringt oder ihr doch den Eingang in das Gemüth ungemein erleichtert. Dies ist besonders häufig der Fall bei superstitiösen Empfindungen. Wenn das Herz einmal von abergläubischer Verehrung für einen Gegenstand eingenommen ist; so wird der Verstand nicht leicht dahin zu bringen seyn, daß er diesen Gegenstand für ein bloßes Geschöpf einer schwärmerischen Phantasie, oder doch für ein ganz gemeines Ding halten sollte.

Was hat aber größere Gewalt über das menschliche Herz, als die Sympathie, zumal wenn wir ihren Einwirkungen lange und häufig ausgesezt gewesen; oder die Personen, welchen wir nachempfinden, uns vorzüglich lieb und werth sind? Es thut uns wohl, wenn unsere Gefühle mit den Gefühlen derer, welche wir lieben, zusammen fließen: daher die Neigung und das Bestreben, wo möglich, diejenige Harmonie zwischen unsern und ihren Vorstellungen, Einsichten und Ueberzeugungen zu bewirken, ohne welche diese Zusammenstimmung der Gefühle nicht Statt finden, wenigstens nicht von Dauer seyn kann. Kein Wunder also, wenn in Fällen von der so eben erwähnten Art das Herz dem Verstande, der durch freiere Untersuchungen den süßen Zauber der Einbildungskraft und des Gefühls zu zerstören droht, Stillschweigen auferlegt: kein Wunder, wenn sogar der Verstand dem Herzen dienstbar wird, und sich von diesem das Geschäft auftragen läßt, für die Realität der Objekte, für welche sich Phantasie und Empfindung so lebhaft interessiren, daß man sich auf keine Weise entschließen kann, sie aufzugeben, neue Gründe hervorzusuchen. — Ich glaube, daß aus dem hier Gesagten sich zum Theil erklären lasse, warum gerade diejenigen Personen, welchen die Natur

sehr

sehr gefühlvolle Herzen gab, ihres sonst guten Verstandes ungeachtet, die meiste Mühe haben, sich von gewissen Arten des Aberglaubens, wenn er einmal bei ihnen Wurzel geschlagen hat, los zumachen. Denn indem sie andere, wohl gar ihrem Herzen theure Menschen mit superstitiöser Ehrerbietung gegen gewisse bloß eingebildete Wesen erfüllt sehen; so ist der Antheil, den ihr empfindsames Gemüth an diesen fremden Gefühlen nimmt, viel zu stark und zu innig, als daß sie nicht ebenfalls von Achtung gegen die gedachten Objekte einer abergläubischen Andacht durchdrungen werden sollten: sie überreden sich, selbst mit Widerspruch ihrer Vernunft, von der Wahrheit gewisser Vorstellungen, welchen sie ohne diesen Einfluß des Mitgefühles ihren Glauben würden versagt haben. Desto leichter fällt es denen, die wegen einer gewissen natürlichen Kälte ihres Gemüths für dergleichen Einwirkungen der Sympathie weniger Empfänglichkeit besitzen, die Regungen einer durch Erziehung und Gewohnheit vielleicht schon tief gewurzelten superstitiösen Ehrfurcht durch die Einsichten der sich nach und nach aufhellenden Vernunft zu unterdrücken.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß auch Kälte und Verachtung ansteckend sind. Daher

theilt sich der dem Aberglauben entgegengesezte Fehler, der Unglaube, ebenfalls durch Sympathie mit. Gleichgültigkeit gegen die Religion, Geringschätzung oder gar Verspottung ihrer Gebräuche und alles dessen, worauf der große Haufe in religiöser Rücksicht einen so hohen Werth zu setzen pflegt, misfällt zwar Anfangs den meisten Menschen, und erfüllt sie gegen diejenigen Personen, an welchen sie so etwas bemerken, eine Zeit lang mit Widerwillen und Abscheu. Nach und nach aber, zumal, wenn sich die Zahl solcher starken Geister allmählich mehrt, gewöhnt man sich daran, das verachtet und wohl gar verspottet zu sehen, wogegen man sonst die größte Achtung hegte. Zeichnet sich der, welcher durch seine Religionsverachtung Aufsehen macht, durch Stand und Rang aus, oder hat er das Vorurtheil nicht gemeiner Einsichten und Kenntnisse oder einer vorzüglichen Geistesskultur für sich; so wird es ihm noch weniger an Nachfolgern und Nachbetern fehlen. Denn die Menge derer, welchen alle Selbstständigkeit des Urtheils und des Charakters mangelt, ist, ja leider, groß genug! Dieser vornehmlich in dem Mitgefühle gegründete Hang zum Nachahmen und Nachsprechen wird oft durch mancherlei sich hinzugesellende Vorstellungen noch sehr verstärkt.

So

So pflegen viele schwache Menschen alle die mit einer Art von Bewunderung zu betrachten, welche dadurch einen ungewöhnlichen Muth zu verrathen scheinen, daß sie nicht nur jede Anwandlung religiöser Gefühle bei sich unterdrücken, sondern auch sich über die ungünstigen Urtheile des Publikums, die sie sich durch ihre Freigeisterei zuziehen, hinaussetzen. Wie mancher Religionsstürmer, wie mancher politische Reformator, der zu dieser Art von Geschäften weiter keinen Beruf hatte, als eine nicht gemeine Dose frechen Selbstdünkels und die durch Vernunft nicht gezügelte Begierde Aufsehen zu machen und sich emporzuschwingen, ist schon von dem großen kindischen Haufen aus allen Ständen als ein verehrungswürdiger Zeuge, wohl gar als ein Märtyrer der Wahrheit beinah heilig gesprochen worden! — Man wird diese Bemerkung um so eher verzeihen, da es zu den Zeichen unserer Zeit zu gehören scheint, daß jeder Neuerungslustige, wenn er es nur in dem Gebrauche gewisser mit Recht für ehrwürdig geachteter Wörter (dergleichen sind Vernunft, Aufklärung, Freiheit, Menschenrechte u. s. w.) zu einer modischen Fertigkeit gebracht hat, ziemlich zuversläßig darauf rechnen kann, daß ein zahlreiches Publikum seine Partei nehmen werde, so groß

auch seine Untauglichkeit zum Reformiren und so verwerflich seine Absichten seyn mögen.

* * *

Auch die Achtung und die anhängliche Eingenommenheit für viele Dinge, von welchen man sagt, daß sie durch Herkommen und Nationalsitte gleichsam geheiligt und durch Convention und Mode eingeführt seyen, hat großen Theils ihren Grund in dem natürlichen Hange, an den Gefühlen und dem ganzen Seelenzustande Anderer unmittelbar Antheil zu nehmen. Woher wäre es sonst zu erklären, daß oft ganze Völker oder zahlreiche Volksklassen über den willkührlich bestimmten Werth an sich ziemlich gleichgültiger Dinge bald einig sind, und es gewöhnlich auf eine lange Zeit bleiben? Oft ist es eine Kleinigkeit oder ein Zusammenfluß von Zufälligkeiten, der einer Sache in den Augen einer Anzahl bedeutender Personen eine gewisse Wichtigkeit giebt. Anfangs ist es das Ansehen dieser Personen, welches die Urtheile und die Gefühle einer größern oder geringern Menge den ihrigen gleichförmig macht. In der Folge wird diese Denk- und Empfindungsweise, vermittelst der mannigfaltigsten Wirkungen der Sympathie und des vornehmlich aus der Sympathie entsprungenen Nachahmungstriebes, immer allgemeiner

meiner unter Menschen, die durch mancherlei gesellschaftliche Verhältnisse sich gegenseitig berühren; und im Fortgange der Zeit vervielfältigen sich diese Einflüsse des Mitgefühles zur Befestigung und weitern Verbreitung der einmal herrschend gewordenen Meinungen oder Sitten je länger jemehr. Vermöge dieser Einflüsse geschieht es insbesondere, daß sich die jüngern Generationen nach dem bei den Erwachsenen herrschenden Tone stimmen: denn daß das, was man unter den Ausdrücken Erziehung, Jugendbildung, Angewöhnung durch Umgang und Beispiel, zusammenzufassen pflegt, so große Gewalt über den Menschen hat, hiervon ist der Grund vorzüglich in dem über alle Vorstellung viel vermögenden Mitgefühle zu suchen.

Doch außerdem, daß die Sympathie als eine der Hauptsachen von dem sich oft schnell und weit verbreitenden Beifalle, welchen die Urtheile über den bloß conventionellen Werth gewisser Dinge zu finden pflegen, betrachtet werden muß, liegt auch in ihr der vornehmste Grund von der fast allgemeinen übermäßigen Achtung, die man gewöhnlich gegen Personen hegt, welche den Forderungen der Mode und der Convenienz Genüge thun. Wenn vermöge dieser unmittelbaren Theilnehmung an fremden Empfin-

dungen

dungen und Urtheilen manche Dinge, welche, von gewissen Seiten betrachtet, allerdings einigen Werth haben, Gegenstände einer übertriebenen, enthusiastischen Verehrung eines ganzen Volkes werden (wie z. B. ein Turnierpreis bei unsern Vorfahren, ein Siegeskranz in den Griechischen Spielen, ein Triumph zu Rom); so geschieht es auch öfters durch den mächtigen Einfluß eben dieses Mitgefühls daß entweder an sich gleichgültige Dinge von Vielen als Vorzüge, oder gar schändliche Laster als Tugenden gerühmt, und die, bei welchen sie sich finden, als Menschen von Welt und gutem Tone geachtet werden. So sind gewisse Völker der Vorzeit bekannt, bei welchen Völlerei und andere Ausschweifungen für eine Ehre gehalten wurden. Wie wäre eine solche Verkehrtheit des moralischen Urtheils und Gefühls, welche den Charakter schon ziemlich kultivirter Nationen oft auf lange Zeit entstellet, begreiflich, wenn man nicht wüßte, wie sehr die Denk- und Empfindungsart der meisten Menschen durch Eindrücke der Sympathie bestimmt werde? Doch wir haben nicht nöthig, in die alte Welt zurückzugehen, um Beispiele von Nationalthorheiten zu finden, welche vornehmlich aus der genannten Quelle entspringen: auch keines der neuern Völkern ist ganz frei davon.

von. Es ließe sich leicht zeigen, daß ungemäßigter Nationalstolz, kindischer, oft wüthender Parteigeist und ähnliche Erscheinungen gewiß nicht weniger in jener wechselseitigen Mittheilung der Empfindungen, als in einer ungezügelten Eigenliebe ihren Grund haben. Um aber nicht zu weitläufig zu werden, will ich mich nur bei einem Vorurtheile dieser Art noch ein wenig aufhalten. Es ist bekanntlich bei einigen Ständen herrschender Ton, alle die nicht bloß heimlich zu verachten, sondern ihnen auch mit sehr merklicher Geringschätzung zu begegnen, ja sie sogar alles Umgangs unwürdig zu achten, welche ein anzügliches Wort oder sonst eine sogenannte Ehrenbeleidigung nicht durch eine Ausforderung zu einem oft lebensgefährlichen Zweikampfe ahndeten. Ob sie übrigens dies aus Feigheit oder aus Grundsätzen unterließen, das gilt gleich: genug, wer nicht mit Pistolen oder Degen Genugthuung für seine gekränkte Ehre fordert, der ist, nach der sonderbaren Sprache unserer verfeinerten Welt, ein schlechter Mensch, und der Schimpf, den er nicht zu rächen getraute, bleibt auf ihm sitzen sein Leben lang. — Wie ist es doch möglich, daß ein so seltsames Vorurtheil in einem sonst aufgeklärten Zeitalter, und zwar gerade bei dem

kultivirtern Ständen, sich noch immer erhält? Wie geht es zu, daß ungeachtet des klärsten Ausspruchs der gemeinen Menschenvernunft, „daß durch Vergießung meines Blutes oder des Blutes eines Andern ein mir etwa von diesem gemachter mich entehrender Vorwurf (z. B. der Treulosigkeit, der Verrätherei) noch lange nicht widerlegt sey" — wie geht es zu, frage ich, daß dessen ungeachtet viele sonst verständige Personen für jeden allezeit fertigen Zweikämpfer eine unwillkührliche Achtung fühlen, und im Gegentheil sich nicht enthalten können, den zu verachten, der nicht Lust zu haben scheint (und wohl gar schon in seinem Verhalten Beweise davon gegeben hat,) alles, was nur die entfernteste Aehnlichkeit mit einer Beschimpfung hat, mit tödtlichen Waffen zu rächen? *) Ich müßte

*) Ich weiß wohl, was man, zur Entschuldigung dieses Vorurtheils, von den zufälligen guten Folgen desselben zu rühmen pflegt. Es ist hier der Ort nicht, in eine Untersuchung über diesen Punkt einzugehen. Nur sage man nicht, es sey nicht einmal ein Vorurtheil; denn Muth verdiene Achtung und Feigheit Verachtung. Damit ist die Sache wahrlich noch nicht ausgemacht. Sollte denn Herzhaftigkeit und

kühner

müßte sehr irren, wenn nicht auch die Auflösung dieses Räthsels in der großen Macht des Mit-

---

kühner Muth etwas an sich so ehrwürdiges seyn, daß gar nichts darauf ankäme, ob den Gesetzen der Vernunft und der Sittlichkeit gemäß, oder ihnen zuwider, Gebrauch davon gemacht werde? Eben als wenn der eigentliche, ja der einzige Werth des Menschen in Muth und Kühnheit bestünde, und Gerechtigkeit, Billigkeit und Menschlichkeit dagegen lauter Kleinigkeiten wären! Oder verlieren etwa Falschheit, Lügenhaftigkeit, Verführung der Unschuld, niedriger Eigennuz und andere Laster ihr Entehrendes, dadurch, daß der, welcher damit behaftet ist, einem jeden, der ihm deswegen gerechte Vorwürfe macht, oder ihn nur mit einer Sylbe daran erinnern zu wollen scheint, daß er an diesen Lastern krank liegt, eine Ausforderung zuzuschicken die Verwegenheit hat? Entschlossene Herzhaftigkeit ist zwar, wie ich selbst oben bemerkt habe, allerdings eine Eigenschaft, welche einige Achtung verdient: aber sie kann sich auf eine so gesezwidrige und unsittliche Weise an den Tag legen, daß der ihr an sich eigenthümliche Werth gegen die Abscheu erregende Verwerflichkeit ihrer Aeusserungsart gar nicht in Betracht kommt. Zudem ist es nicht einmal immer wahrer, sondern gar oft nur scheinbarer und erkünstelter Muth,

was

Mitgefühls zu suchen wäre. Der Knabe bemerkt von Kindheit auf, daß man Leute, die

etwa

---

was aus dergleichen Handlungen hervorleuchtet. Denn welcher von beiden beweist wohl mehr Geistesstärke; der, welcher sich durch vernünftige Grundsätze über die Vorurtheile des Zeitalters hinaussezt und den unverdienten Vorwurf der Zaghaftigkeit lieber auf sich laden, als unvernünftig handeln will; oder der, welcher aus feiger Nachgiebigkeit gegen jene Vorurtheile seiner Natur Gewalt anthut, um herzhaft zu scheinen? Aber an das alles scheinen die nicht zu denken, welche diese Thorheit nicht etwa bloß zu entschuldigen, sondern sie sogar als etwas beifallswerthes und edles vorzustellen bemüht sind. Der, welcher die Einrichtung und den Zweck der stehenden Heere genau erwäge, sagt man, werde sich über die Nachsicht der Fürsten gegen die Duelle nicht verwundern; das Vorurtheil der Ehre, welches gleichsam die Religion der besoldeten Armeen sey, erspare den Staaten unermeßliche Summen, und bleibe doch immer, auch von Seiten der Moralität betrachtet, dem bloßen Sporn der Bezahlung vorzuziehen. Ich antworte hierauf nur dieses Wenige: Gesezt, der Gebrauch des Duells müßte, aus den genannten Ursachen, bei dem Militär geduldet werden; so fallen

doch

etwa einmal eine Herausforderung zu einem Zweikampfe nicht angenommen haben, als Nichtswürdige betrachtet, wenigstens als Menschen, denen, bei allen ihren übrigen guten Eigenschaften, doch ihr ganzes Leben hindurch ein Schandfleck anhänge, der durch keine Art von Verdiensten jemals völlig könne ausgetilgt werden; er sieht, daß man ihnen überall mit auffallender Kälte oder gar mit Verachtung begegnet, daß man ihre Gesellschaft fliehet und sichs sogar zur Schande rechnet, mit ihnen Dienste zu thun: das alles bemerkt der Knabe von den frühesten Jahren seines Lebens an, und sein zahrtes, bildsames Herz sollte nicht durch Mitgefühl zu gleicher Empfindung gestimmt, nicht mit Abscheu und tiefer Verachtung gegen alles, was nur den entferntesten Schein einer Feigherzigkeit dieser Art haben könnte, erfüllet werden? Auf der andern Seite nimmt er wahr, daß man einem Manne, der sich tapfer herumzuschlagen oder zu schies-

---

doch diese Entschuldigungsgründe bei andern Ständen, und nahmentlich bei Studirenden, ganz weg. Hier ist der Zweikampf eine Thorheit, welche an Lächerlichkeit nicht ihres gleichen haben würde, wenn ihre Folgen nicht zu verderblich wären, um das Gefühl des Lachens aufkommen zu lassen.

schiessen weiß, es mag übrigens um seinen Charakter oder um seine Verdienste aussehen, wie es will, überall mit Ehrerbietung begegnet, ihn vorzugsweise einen braven Mann nennt; daß man sich den Umgang mit ihm zur Ehre schäzt, ihn in glänzenden Zirkeln gern sieht, sollte er auch sonst als ein noch so lasterhafter Mensch bekannt seyn; daß besonders das weibliche Geschlecht ihn durch seine Gunst auszeichnet; daß sogar der Geld- und der Geburtsstolz sich vor Helden dieses Schlags demüthigen und ihnen mit einer Gefälligkeit entgegen kommen, zu der sich diese Arten des Stolzes sonst nicht so leicht herablassen. Dies alles sieht und hört der junge Mensch von der frühesten Kindheit an, und er sollte von dem so weit verbreiteten Wahne unangesteckt bleiben und an der Hochachtung gegen Personen, bei denen Bravheit dieser Gattung in den Augen eines so zahlreichen Publikums den Mangel aller übrigen Vorzüge ersezt, nicht Theil nehmen? Mit so verstimmten Gefühlen und mit einer so verdorbenen moralischen Urtheilskraft tritt der Jüngling in die Welt, und findet, daß, außer vielen andern Personen von Stand und Ansehen, besonders der größte Theil derjenigen Menschen, welche nicht nur Gleichheit des Alters, sondern auch gleiche Wärme und Lebhaftigkeit

tigkeit der Empfindung seinem Herzen näher bringt und durch die Bande der Sympathie fester an ihn knüpft, von einer Ehrfurcht für jene sogenannten Gesetze der Ehre begeistert sind, der nichts gleicht, als ihre tiefe Verachtung gegen alle, welche diese Gesetze aus Feigheit zu übertreten scheinen. Er hört sogar, daß bejahrte und in angesehenen Aemtern stehende Männer, welche noch obendrein eigentlich von Amts wegen dazu verpflichtet sind, die Jugend von dergleichen Thorheiten abzuhalten, ihre eigenen jugendlichen Balgereien mit inniger Selbstgefälligkeit erzählen und sich dieser lächerlichen Kindereien noch mit grauen Haaren rühmen. Was ist unter diesen Umständen natürlicher, als daß jeder Jüngling von nicht ganz ungewöhnlicher Festigkeit der Grundsätze und der Gesinnungen mit dem Strome schwimmt, und nie auf den Gedanken geräth, daß die herrschende Denkweise, der er selbst folgt, verkehrt sey, oder, sollte er auch einmal etwas dem ähnliches ahnen, doch nicht den Muth hat, weiser als sein Zeitalter zu seyn, und noch weniger, es zu scheinen.

Eben dies gilt von einer Menge anderer praktischen Vorurtheile. Vornehmlich hat das, was man M o d e im engern Sinne des Wortes nennt, einen großen Theil seiner weit ver-

breiteten und tief gewurzelten Herrschaft den gegenseitigen Einwirkungen der Sympathie zu verdanken. Es ist hier der Ort nicht, von der Natur, dem Ursprunge und den Arten der Mode ausführlich zu handeln *); und das bedarf, nach den bisherigen Erörterungen, auch wohl keines weitläuftigen Beweises, daß der Hang zur sympathetischen Theilnahme, welcher überhaupt den vornehmsten Grund jener unwillkührlichen Nachahmung enthält, vermöge welcher Personen, die häufig mit einander umgehen, sich in ihren Empfindungen, Gesinnungen und Sitten einander unvermerkt zu nähern pflegen, — auch eine der vorzüglichsten Ursachen sey, warum die jedem Zeitalter eigenen Meinungen über das Schöne, Schickliche und Anständige, sich so schnell, so allgemein verbreiten und auf die ganze Handlungsweise der meisten Menschen einen so mächtigen Einfluß haben. Wie mancherlei Arten unverdienter Achtung und Verachtung, wie viele falsche Begriffe von dem Werthe oder Unwerthe der

*) Man sehe Hrn. Garve's Abhandl. „über die Moden" in seinen Versuchen über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben, I. Theil.

der Dinge und Personen haben aus dieser Quelle ihren Ursprung! Was ist gewöhnlicher in der Welt, als einen Menschen darum, weil er die Gesetze der Mode (es sey im Aeußern, der Kleidung, der Lebensart, oder in Gegenständen der Literatur, der Kunst u. s. w.) wohl inne hat und genau befolgt, andern weit verdienstern Personen vorzuziehen? und je gemeiner die Meinung ist, daß ein modischer Anzug, modische Manieren, an sich einem Menschen einen ausgezeichneten Werth geben, desto eher lassen wir uns von ihr anstecken; und je häufiger wir von früher Jugend an bemerken, daß denen, welche sich durch das, was man guten Ton nennt, unterscheiden, mit vorzüglicher Achtung begegnet wird, desto leichter werden wir selbst zu gleicher Empfindungsweise gestimmt. Hiermit wird nicht gesagt, daß wir das Modische auch jedesmal im Ernste für geschmackvoll, anständig und schicklich halten: oft sind wir, insofern wir die Sachen unbefangen prüfen, zu der gerade entgegengesezten Meinung geneigt. Aber was vermag das ruhige Urtheil gegen die so mächtig auf uns wirkenden Beispiele derer, welche wir ehrfuchrtsvoll vor dem Modegötzen niederfallen sehen? — Daß die Verachtung, die man sonst gegen gewisse

Thorheiten und Laster fühlte, sich immer mehr verliert, je öfter man sie von Andern nennen hört oder wohl gar begehen sieht, auch dies ist hauptsächlich der Mitempfindung zuzuschreiben. Glück genug, wenn es nur nicht zulezt dahin kommt, daß man die sogenannten Modethorheiten und Modelaster, die man aus Mangel an moralischer Festigkeit zu verachten aufgehört hat, sogar für lobens- und achtungswerth hält! Aber auch zu dieser Ausartung sind besonders solche Gemüther geneigt, welche, außerdem, daß sie sich nicht gehörig zum Selbsturtheilen gewöhnt haben, von Natur eine stärkere Anlage zum Mitempfinden besitzen, als Andere. Denn auch in dieser Rücksicht findet sich ein großer Unterschied unter den Menschen. Bei gewissen Individuen, in gewissen Altern u. s. w. ist die Empfänglichkeit für die Einwirkungen der Sympathie so groß, daß sie in ihren Gefühlen und Urtheilen viel mehr von fremden Gefühlen und Urtheilen abhängen, mithin auch der Mode weit mehr Herrschaft über sich einräumen, als Andere, denen die Natur ein weniger reizbares Mitempfindungsvermögen gab. So findet sich diese Art der Empfindsamkeit bei dem weiblichen Geschlechte und bei jungen Leuten von beiden Geschlechtern in vorzüglichem Grade; und daher

rührt

rührt es hauptsächlich, daß Personen dieses Geschlechtes und Alters dem Strome der herrschenden Vorurtheile und der Mode am wenigsten zu widerstehen vermögen. — Gleichwie endlich eine verzärtelnde Erziehung, eine zu weichliche Lebensart und die verabsäumte Bildung der edlern Geisteskräfte, Fehler, die man bei den vornehmern und höhern Ständen so häufig antrifft, — die Reizbarkeit der äußern und innern Sinnlichkeit überhaupt ungemein vermehren, so ist dies insbesondere auch der Fall mit dieser Art des Mitgefühls. Daher zeigen sich die Wirkungen dieser verächtlichen Schwäche und des Mangels an moralischer Selbstständigkeit, in einer ungemäßigten Modesucht, nirgends auffallender, als bei Personen aus den höhern, sich größerer Geistesbildung rühmenden Ständen. Es giebt zwar in allen auch den niedrigsten Ständen Modegecken: aber verdiente, große und vortreffliche, allgemein verehrte Männer bloß darum, weil ihre Kleider nicht nach der neuesten Mode zugeschnitten sind und ihre Manieren nicht ganz mit dem sogenannten guten Tone übereinstimmen, zu verachten, ja in das Angesicht zu verspotten, dazu sind nur Modethoren aus der großen Welt fähig. *)

*) Von diesem Schlage waren jene jungen modischen Herren

* * *

So viel von dem Gefühle der Achtung überhaupt. Es wird nun nicht schwer seyn, die Natur und die verschiedenen Arten und Wirkungen der Selbstachtung zu erklären, und hierdurch den Weg zur nähern Untersuchung des Ehrgefühles zu bahnen.

Herren am Hofe Ludwigs XIII. Der König hatte den berühmten Süly, welcher jezt in der Stille lebte, nach Paris berufen, um sich in einer gewissen Angelegenheit seines Rathes zu bedienen. Weil aber seine Kleidung und seine Manieren nicht mehr nach der Mode waren; so verspotteten ihn die Hofleute. Als Sülly dieses merkte, sagte er ganz trokken zu dem Könige: „Wenn der König, Ihr Vater, mir die Ehre erwies, mich um meinen Rath zu befragen; so ließ er alle Hofnarren und Pickelhäringe entfernen.“ Dieses Mittel that seine Wirkung. Denn auf einen Wink des Königs begaben sich die modischen Herren, doch etwas beschämt, hinweg.

Zweiter Abschnitt.

Von der Selbstachtung und dem Ehrgefühle.

I.

Was heißt Selbstachtung?

Da wir allen denen Eigenschaften, welche wir in dem Ideale der vollkommenen Menschheit zusammendenken, vermöge der wesentlichen Einrichtung unserer vernünftig-sittlichen Natur, einen unbedingten Werth beilegen, und an ihrer Vorstellung dasjenige unmittelbare Wohlgefallen finden, welches wir Achtung nennen (1 Abschn. III.); so müssen wir uns auch selbst achten, wenn wir die erwähnten Vorzüge an uns selbst finden, und hingegen uns selbst verachten, wenn wir die ihnen entgegengesezten Eigenschaften an uns gewahr werden.

Da jedem angenehmen Gefühle ein Trieb entspricht; so muß sich bei allen vernünftigen Wesen auch ein natürlicher Trieb nach der Art

des Geistesgenusses finden, welche aus dem reinvernünftigen Wohlgefallen oder aus der Empfindung der Achtung entsteht. Der Mensch hat also, bei einem gewissen Grade der Kultur, einen natürlichen Hang, sein Gemüth mit achtungswürdigen Gegenständen zu unterhalten, welche die wohlthuenden Gefühle des Beifalls und der Billigung des rein-praktischen Seelenvermögens erzeugen. Aber mit diesem Wohlgefallen an der bloßen Vorstellung des an sich Guten genüget der Vernunft, als einem praktischen Vermögen, noch nicht: sie will auch, daß der Gegenstand dieser Vorstellung wirklich werde; *) oder mit andern Worten, es liegt in unserer vernünftigen Natur ein Trieb (man erlaube mir diesen Ausdruck), das erkannte an sich Gute auch außer unserer Vorstellung, so viel an uns ist, wirklich zu machen. Da wir aber das schlechthin Achtungswerthe theils in unserer eigenen Person, theils außer uns (in andern Menschen) realisiren können; so ist leicht zu begreifen, daß jedes vernünftige Gemüth sich am meisten für jene erstere Art der Wirklichmachung des an sich Achtungswürdigen interessiren müsse, weil es dadurch selbst das Objekt seiner

Achtung

*) Man sehe die diesem §. angehängte Anmerkung.

Achtung wird. Der Trieb nach Selbstachtung ist daher dem Menschen natürlich: er hängt mit dem Triebe nach Selbstvervollkommnung unzertrennlich zusammen, weil die einzige Bedingung, unter der wir uns selbst achten können, der Besitz dessen ist, was wir für an sich gut und beifallswerth (für Eigenschaft des vollkommenen oder eigentlich, des sich immer mehr vervollkommnenden Menschen) halten.

Ich kann hier nicht umhin, auf den grossen Unterschied zwischen Selbstliebe und Selbstachtung aufmerksam zu machen. Wir lieben uns selbst von Natur, heißt, wir empfinden in uns einen natürlichen Trieb nach Vergnügen und Glückseligkeit. *) Mit der Selbstachtung ver-

*) Da die Liebe zu einem Menschen der Grund ist, warum wir sein Vergnügen wünschen; so ist leicht einzusehen, daß der Trieb nach unserm eigenen Vergnügen nur uneigentlich Selbstliebe genannt werde. Mein Vergnügen hat für meine sinnliche Natur einen unmittelbaren Werth: daher bedarf es keiner Liebe zu mir damit ich mein Wohlseyn wünsche, wie etwa das Wohl eines Andern nur unter der Bedingung, daß ich ihn Liebe, für mich wünschenswerth ist. Vielleicht könnte es dazu beitragen, manche

verhält es sich anders: diese ist nicht ein Trieb, sondern ein Gefühl. Wir achten uns nicht so von Natur, wie wir uns von Natur selbst lieben: sondern wir wünschen uns nur selbst achten zu können; und dieser Wunsch erzeugt in uns das Streben nach dem, was wir für achtungswürdig halten. Gleichwie wir also einen Trieb der Selbstliebe besitzen, so haben wir einen Trieb — nicht der Selbstachtung, sondern — nach Selbstachtung, mithin auch mittelbarerweise nach dem Besitze der Eigenschaften, die einem Menschen, unserer Ueberzeugung nach, Anspruch auf seine eigene und auf fremde Achtung geben.

Wenn der Mensch einen so tief in seiner Natur gegründeten Trieb nach Selbstachtung hat, alles aber, was einem Triebe zuwider ist, ein unangenehmes Gefühl erweckt, so folgt, daß das Misfallen an uns selbst, welches den Nahmen der Selbstverachtung führt, mit einer widrigen Empfindung begleitet seyn müsse.

Die

---

che Misverständnisse zu heben, wenn man sich, wenigstens in wissenschaftlichen Untersuchungen, zur Beziehung dessen, was man Selbstliebe zu nennen pflegt, des passendern Ausdrucks Glückseligkeitstrieb oder eines ähnlichen, bediente.

Die Verachtung überhaupt, als ein Gefühl, welches dem Hange des Gemüthes, sich mit Vorstellungen des an sich Guten zu beschäftigen und daran Wohlgefallen zu finden, zuwider ist, führt etwas unangenehmes mit sich. Ist aber der Gegenstand meiner Verachtung von mir selbst verschieden; so hält mich das Bewußtseyn meines eigenen Werthes, (der sich durch richtige Würdigung dessen, was Achtung oder Verachtung verdient, bewährt), für diese Art der Unlust einigermaßen schadlos. Allein da diese Art des Ersatzes in denen Fällen, wo ich selbst der Gegenstand dieses Misfallens bin, nicht statt findet; so ist die Selbstverachtung ein bloß widriges und niederschlagendes Gefühl, welches durch weiter nichts, als durch den Vorsaz und die Hoffnung, etwa in Zukunft noch der eigenen Achtung würdig zu seyn, gemäßigt wird. Wo es aber an Muth und Kraft, sich zu diesem Vorsatze und zu dieser Hoffnung zu erheben, gebricht, da geht die Selbstverachtung gewöhnlich in die Art der Verzweifelung über, in welcher der Mensch auf allen persönlichen Werth Verzicht thut und zu immer tieferer Verworfenheit herabsinkt.

Da es übrigens entweder wahre oder bloß eingebildete Vorzüge sind, welche die Gegenstände

stände der Achtung überhaupt ausmachen; so verhält sich dies eben so mit den Dingen, um welcher willen wir uns selbst achten. Wenn wir, dem Ausspruche unserer Vernunft zu folge, den persönlichen Werth des Menschen in wahre Verstandesaufklärung, in Willensgüte und in die seiner sittlichen Bestimmung angemessene harmonische Ausbildung aller seiner Kräfte setzen; so werden wir uns selbst auch nur in dem Maaße achten, in welchem wir uns der Annäherung zu diesem richtig gebildeten Ideale der vollkommenen Menschheit bewußt sind. Wir sich aber irriger Weise einbildet, der Hauptwerth seiner Nebenmenschen bestehe in Reichthum, in vornehmer Geburt oder in andern theils bloß äußern und zufälligen Vorzügen, theils in solchen Eigenschaften, welchen nur ein untergeordneter Werth zukommt, der wird sich auch selbst nur unter der Bedingung achtungswürdig erscheinen, wenn er sich im Besitze dieser entweder bloß eingebildeten, oder doch bis zur Ungebühr geschäzten Vorzüge sieht. Sind denn die Beispiele von solchen Thoren etwas seltenes, denen der Mensch überhaupt nur just so viel werth ist, als er an Gold und Silber besizt; und die, wenn etwa ein Unglück sie aus der Fülle des Ueberflusses —

ich

ich will nicht sagen, in drückenden Mangel versezt, sondern nur — bis zum Stande der Mittelmäßigkeit herunterbringt, sich selbst so verächtlich vorkommen, so sehr alles Zutrauen zu sich selbst und allen Werth in ihren eigenen Augen verlieren, daß sie eines so verhaßten Daseyns zulezt überdrüssig werden und demselben wohl gar ein gewaltsames Ende machen? — Doch nach allem dem, was im Vorhergehenden über wahre und falsche Achtung ist gesagt worden, dürfte wohl jede weitläuftigere Erklärung dessen, was man unter wahrer und falscher Selbstachtung zu verstehen habe, überflüßig seyn.

Anmerkung zu S. 170.

Es ist unserer moralischen Natur wesentlich, kein bloß müßiges Wohlgefallen an dem zu haben, was wir für gut und achtungswerth erkennen; sondern mit dem Ausspuche der Vernunft, daß etwas Achtung verdiene, ist zugleich das Urtheil, daß es wirklich seyn solle, nebst dem Wunsche, daß es wirklich werde, unzertrennlich verbunden. Dieser Wunsch ist nicht bloß auf Gegenwart und Zukunft eingeschränkt, sondern er erstreckt sich auch sogar auf die Vergangenheit. Wem ist es wohl gleichgültig, ob in den verflossenen Jahrhunderten des Guten und

Löbli-

Löblichen viel oder wenig in der Menschenwelt gewesen sey? Würden wir uns nicht äußerst niedergeschlagen fühlen, wenn uns jemand überzeugte, daß die Erzählungen von dem tugendhaften Lebenswandel vortrefflicher Menschen der Vorzeit nichts als schöne Erdichtungen ohne Gegenstand und Wirklichkeit seyen? Und wer würde sich nicht innig freuen, wenn er wüßte, daß ein Grandison, eine Clarissa, eine Julie und ähnliche idealische Geschöpfe einer dichtenden Einbildungskraft einmal gelebt haben, daß eine Unschuldswelt, ein Zeitalter der Sitteneinfalt, wie es von den Dichtern geschildert wird, einmal wirklich gewesen sey? Woher kommt dieses? Haben wir etwa den geringsten Vortheil davon, wenn etwa vor mehrern Jahrtausenden in irgend einem weit entfernten Lande Unschuld und Reinheit der Sitten geblühet haben, da uns doch die tägliche Erfahrung lehret, daß es wenigstens gegenwärtig und in den von uns bewohnten Ländern ganz anders aussieht? — Rührend ist die Anekdote, welche Sparrmann, *) in seiner Reise durch das Hottentottenland von einem alten, wegen seiner Rechtschaffenheit und

Treue

*) S. Ehrmanns Geschichte der merkw. Reisen ꝛc. 15 B. S. 250.

Treue bekannten Sklaven erzählt. Dieser Mensch sagte, er habe durch seine Treue gegen alle seine Herren ein eben so schlechtes Glück gemacht, als Andere durch besondere Leibesstärke, indem man bei ihm in eben dem Maaße Sorge und Verantwortung vermehrt habe, als man diesen immer schwerere Lasten aufzulegen pflege. Ihr Loos und endlicher Lohn sey, wie bei alten Pferden, daß man sie im Alter vernachläßige und hungern lasse, wenn sie nicht vorher unter der Bürde der Sklaverei ihr Grab gefunden hätten. „Als ich ihm erzählte, so fährt der Reisebeschreiber fort, daß in meinem Vaterlande keine Sklaverei sey; so schien es ihn in seinem Unglücke zu freuen, daß doch noch irgendwo in der Welt die Rechte der Menschheit heilig gehalten würden.“ — Freilich half es dem armen Manne in seiner Knechtschaft eben so wenig, daß es in entfernten Weltgegenden menschlicher zuging, als wir an Sicherheit der Person und des Eigenthums oder an Vergnügen dadurch gewinnen würden, wenn wir wüßten, es haben vorzeiten tugendhaftere Menschen die Erde bewohnt, als heutiges Tages. Aber gleichwohl würde der Gedanke, daß in vergangenen Zeiten oder in andern Ländern mehr Sittlichkeit, als bei uns, anzutreffen sey, eine gerechte Freude in uns erwecken, weil bei uns, als

vernünftigen Wesen, der Drang eben so stark ist, die Existenz des an sich Guten, ohne alle Hinsicht auf Vortheil und Vergnügen, zu wünschen, als wir uns, vermöge unserer sinnlichen Natur, gedrungen fühlen, die Wirklichkeit alles dessen, was unser Wohlseyn und Vergnügen vermehrt, zum Gegenstande unsers Wollens und Strebens zu machen. Wen beugt wohl der Anblick des tiefen Verfalles, in dem er die Menschheit darnieder liegen siehet, so sehr, daß sein Gemüth durch den Gedanken, daß einst noch, wenn er selbst schon längst Staub und Asche seyn wird, die Weisheit über die Thorheit und die Tugend über das Laster auf Erden siegen werde, nicht mächtig sollte gehoben und getröstet werden? — Woher dieses bewundernswürdige Interesse, welches sich doch bei andern Arten des unmittelbaren Wohlgefallens nicht findet? Die Vorstellung des Schönen z. B. gefällt, wie die des schlechthin Guten, unmittelbar um ihrer selbst willen, ohne Dazwischenkunft eines Gedankens an Nuzzen oder Brauchbarkeit: daher genügt uns zu unserer Belustigung an der bloßen Vorstellung. Ob die reizenden Gegenden oder die schönen Personen, Götter, Göttinnen, Sylphen, wie sie die Poeten schildern, je existirt haben oder nicht, darauf kommt uns nichts an. Es ist uns

genug,

genug, daß sie in den Werken der Dichter existiren: da können wir den Genuß, welchen uns die bloße Darstellung derselben gewährt, wiederholen so oft wir wollen. Warum verhält es sich mit dem Moralisch-guten nicht eben so? Warum begnügen wir uns nicht auch hier mit den bloßen Ideen? Warum vermögen wir nicht, wenn wir auch gleich wollten, den Wunsch bei uns zu unterdrücken, daß dasselbe jemals in der Welt wirklich gewesen sey, noch sey oder wenigstens in der Zukunft noch wirklich werde? Die einzige auf diese Frage mögliche Antwort ist folgende. Die moralische Vernunft ist, ihrem Wesen nach, nicht, wie der Geschmack, ein bloß contemplatives, sondern ein praktisches Vermögen; d. i. nicht ein Vermögen, uns an gewissen Vorstellungen bloß zu belustigen, sondern das Vermögen gewisse Ideen (des Sittlich-guten, des Rechts) zu realisiren. Daß nun dasselbe, in Thätigkeit übergehe, und zwar ohne alle Beiwirkung eines sinnlichen Triebes, dazu bedarf es, außer dem Wohlgefallen an einer Vorstellung, auch noch des unmittelbar aus ihr entstehenden Wohlgefallens an der Realität des Gegenstandes derselben. Daher pflanzte die ewige Weisheit dieses uneigennützige und, wenn ich so sagen darf, dieses geistige Lustgefühl an

der Existenz jedes vorgestellten Guten nebst dem Triebe, es wirklich zu machen, jedem vernünftigen Wesen so tief ein. Ist es uns nun so natürlich, die Realität des Guten überhaupt zu wünschen, warum nicht vorzüglich in unserer eigenen Person? Hieraus läßt sich also das Daseyn des so tief in jedes vernünftigen Wesens Natur liegenden Triebes nach Selbstvervollkommnung, und des davon nicht zu trennenden Triebes nach Selbstachtung, ohne Mühe begreifen.

II.

Verschiedene Aeußerungsarten und Wirkungen des Triebes nach Selbstachtung.

Das Gefühl für eigenen Werth, verbunden mit dem Verlangen, durch Erhaltung und Vermehrung dessen, was wir für achtungswürdige Vorzüge halten, unsern persönlichen Werth zu erhöhen und so die wohlthuende Empfindung der Selbstachtung bei uns zu befestigen, wird Stolz (sonst auch Ehrgefühl) in der weitern Bedeutung genannt. Sind es wahre Vorzüge, die man nicht bloß zu besitzen glaubt, sondern

auch

auch wirklich besizt, und achtet man sich selbst jedesmal nur nach Maaßgabe seiner Verdienste; so heißt dies ein edler Stolz. Sind es aber nur eingebildete Vorzüge, um welcher willen man sich achtet, oder übertreibt man wenigstens die Achtung seiner selbst; so nennt man das einen thörigten, ungegründeten, falschen Stolz. Die herrschende Neigung, sich selbst über die Gebühr zu achten, heißt Eigenliebe. Sie hat ihren Ursprung in dem natürlichen Triebe nach Selbstachtung: denn da das menschliche Gemüth so geneigt ist, sich von der Wirklichkeit dessen, was es wünscht, zu überreden; so ist es leicht zu begreifen, wie es komme, daß so viele Menschen entweder sich fälschlich einbilden, das, was sie für achtungswerth halten, zu besitzen, oder ihre wirklichen Vorzüge allzu hoch- fremde hingegen zu gering zu achten. Dieses übertriebene Wohlgefallen an sich selbst, welches den Menschen gegen seine eigenen Fehler blind macht, heißt auch Selbstgefälligkeit und Eigendünkel; welcher leztere sich vorzüglich dadurch äussert, daß man in seinen Verstand und in seine Einsichten ein ungemäßigtes Vertrauen sezt und sich in seinen Urtheilen für untrüglich hält. Daher Rechthaberei, Undultsamkeit gegen Anders-

denkende, Herrschsucht u. dgl. — Obgleich der Stolze, vermöge einer ihm eigenen Art von Selbstgenügsamkeit, der guten Meinung Andrer zu seiner Zufriedenheit entbehren zu können scheint; so fordert er doch die Anerkennung seiner Verdienste, Achtung, Lob und Ehre von ihnen als einen schuldigen Tribut, um welchen er, seiner Einbildung nach, nicht einmal Ursache hat, sich sonderlich zu bemühen: daher wird er gegen alle die in hohem Grade aufgebracht und oft sogar mit einem unversöhnlichen Hasse erfüllt, welche, statt ihm diese Huldigung zu leisten, nur Gleichgültigkeit und Geringschätzung gegen ihn verrathen. — Unter den verschiedenen Arten des Stolzes verdienen einige noch eine besondere Erwähnung.

Ich rechne hierher erstlich den Rang- und Adelstolz oder den Stolz auf einen vornehmen Stand, welcher nicht durch Verdienste erworben, sondern angeboren oder gar erkauft ist. Um dieser Gattung des Stolzes fähig zu seyn, dazu gehört eine große Eingeschränktheit des Geistes und ein gänzlicher Mangel an aufgeklärten Begriffen über den Ursprung und den eigentlichen Werth dieser Art von Vorzügen, verbunden mit völliger Unkenntniß dessen, was dem Menschen Verdienst und wahre Würde giebt. Personen,

die

die mit dieser Thorheit behaftet sind, hegen eine so feste Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche auf Achtung und Verehrung, daß sie es kaum für möglich halten, dieselbe in Zweifel zu ziehen. Viele sind dabei so wenig bekannt mit der Denkungsart anderer Menschen, daß sie gleiche Ueberzeugung bei jedermann voraussetzen und sich daher nicht einmal die Mühe geben, ihre unbescheidenen Ansprüche einigermaßen zu verschleiern oder mit einiger Schonung merken zu lassen. Bei Menschen dieser Gattung äußert sich der Rangstolz gewöhnlich durch plumpe Grobheit, durch ein unfreundliches, oft hartes Wesen gegen ihre Untergebenen, durch heftigen Unwillen bei jedem Anscheine eines Mangels der ihnen gebührenden Ehrerbietung, wodurch sie um so mehr aufgebracht werden, je weniger sie vermutheten, daß irgend ein vernünftiger Mensch nicht mit ihnen gleicher Meinung über die Würde ihres Standes sey. — Rangstolze von mehrerer Bildung und Feinheit suchen die sie beherrschende Leidenschaft theils durch höfliches, obgleich oft durch vornehme Herablassung zurückstosendes Betragen gegen Geringere, theils wohl gar durch Spöttereien über die gröbern Arten des Rangstolzes zu verbergen: aber sie täuschen nur die Kurzsichtigen. Die gewöhnlichsten Wirkungen dieser

Leidenschaft sind, ein ängstliches Bestreben, alles das zu beobachten, was Stand und Rang zu erfordern scheint, neidische nnd schadenfrohe Tadelsucht gegen noch Vornehmere, Titelsucht, Rangstreitigkeiten, und besonders das für Familienwohl und Moralität so äußerst verderbliche Bemühen, es im Aufwande den Geringern zuvor- und denen, die auf ebenderselben oder wohl gar auf noch höhern Stufen stehen, gleich zu thun.

Es gehört ferner hierher der Geldstolz, welcher sich auf die Meinung gründet, daß das Geld für alle die persönlichen Vorzüge, deren man entbehret, einen hinlänglichen Ersaz gewähre. Ein Mensch, der an dieser Thorheit krank ist, schäzt die Wichtigkeit und den Werth Anderer bloß nach ihrem Vermögen: nur vor reichen Leuten hat er Ehrerbietung, nur ihren Umgang sucht er; an ihnen übersieht er die größten Gebrechen des Geistes und des Herzens, an ihnen entschuldigt er sogar die schändlichsten Laster. Desto tadelsüchtiger ist er gegen dürftige Personen und desto größer seine bald mehr bald weniger versteckte Verachtung aller nicht-reichen obgleich sonst noch so verdienten Menschen. Sich selbst erlaubt er vieles, was er Andern, die nicht so reich sind, wie er, nimmermehr verzeihen

hen würde. Rechthaberische selbstgenügsame Entscheidungssucht, große Ansprüche auf die Aufmerksamkeit, den Beifall und die Ehrerbietung ärmerer Personen, besonders derer, die er sich verbindlich gemacht zu haben glaubt; ferner Pralsucht, Freigebigkeit aus Ehrsucht, ein Bestreben durch Aufwand und durch alles, wodurch sein Reichthum zur Schau und zur Bewunderung ausgestellt wird, zu glänzen, gehören mit unter die gewöhnlichsten Wirkungen dieses Stolzes; wenn nicht etwa der Geiz, als die vorherrschende Leidenschaft, einige der zulezt gedachten Wirkungen ausschließt. Endlich findet sich bei dieser Denkungsart gewöhnlich auch noch die schon oben erwähnte Geneigtheit, den Werth der Stände, der Beschäftigungen und Künste fast allein darnach zu bestimmen, ob viel oder wenig durch sie zu erwerben ist.

Diese und andere Gattungen des Stolzes kennt man auch unter den Nahmen des Hochmuthes oder Uebermuthes, insofern sie sich im Aeußern, besonders durch Ungefälligkeit und ein ungesittetes Betragen an den Tag legen. — So viel hier von der ausgearteten Selbstachtung. Unten, wo von den Verirrungen des Ehrtriebes die Rede seyn wird, werden wir noch einmal auf diese Untugenden und auf

manche ihnen verwandte Fehler zurückkommen müssen. *)

* * *

Der edle Stolz besteht gar wohl mit Bescheidenheit, mit Demuth, und mit der Bereitwilligkeit, auch fremde Verdienste anzuerkennen, und an ihnen Wohlgefallen zu finden. Denn weil der edle Stolz auf vernünftiger Einsicht beruht, und nicht durch blinde Eigenliebe erzeugt wird; so schließt er das Bewußtseyn eigener Mängel und Unvollkommenheiten nicht aus. Oft ist der Mann von wahren Verdiensten sogar geneigt, in Vergleichung mit Andern, seinen Werth zu weit herabzusetzen. Er ist dies um so mehr, je fester er überzeugt ist, daß es weit über seine Kräfte geht, über den innern Werth irgend eines vernünftigen Wesens, ja seiner eigenen Person, ein zuverläßiges und ganz bestimmtes Urtheil zu fällen. — Da indessen nichts häufiger in der Welt vorkommt, als daß Eigendünkel und ungerechte Anmaßungen das stille Verdienst in tiefen Schatten zurückzudrängen suchen;

so

*) Ueber die verschiedenen Arten des Stolzes vergl. Herrn Platners philos. Aphor. II Th. 4 Hauptst. — Ueber den Hochmuth s. Kants Tugendlehre §. 42.

so darf den rechtschaffenen Mann seine Bescheidenheit nicht hindern, seine Vorzüge gegen die Zudringlichkeiten und die ungegründeten Ansprüche eines ungezügelten Eigendünkels mit Nachdruck und Würde geltend zu machen und geltend zu erhalten.

Aus dem Triebe nach Selbstachtung, verbunden mit dem Verlangen, von Andern geachtet zu werden, (wovon weiter unten mehreres) entspringt die Nacheiferug, d. i. der Wunsch und das Bestreben, denen, die man an Achtungswürdigkeit über sich erblickt, so nahe als möglich, wo nicht ganz gleich zu kommen, oder sie gar zu übertreffen. Die Vorstellung eines höhern Grades von Verdienst und Vollkommenheit, als dessen wir uns selbst bewußt sind, ist lebhafter und reizt stärker, wenn wir dieses gröfere Maaß der Achtungswürdigkeit in einer Person realisirt sehen, als wenn wir es uns bloß denken. Daher wird der Trieb nach Selbstvervollkommnung und nach Selbstachtung durch die Bekanntschaft mit vortrefflichen Menschen ganz vorzüglich in Bewegung gesezt. Das Gefühl, welches der Nacheiferung zum Grunde liegt, ist zusammengesezt aus dem Wohlgefallen an den Vollkommenheiten eines Andern, und aus dem Misvergnügen, welches wir darüber empfinden,

daß

daß wir ihm noch nicht gleich gekommen sind. Achtung und selbst Wohlwollen gegen den, welchem man nacheifert, sind diesem Gemüthszustande wesentlich. Wer wird daran zweifeln, daß Cäsar, als bei dem Anblicke der Bildsäule Alexanders der Gedanke, ihn an ruhmwürdigen Thaten noch nicht erreicht zu haben, ihm Thränen aus den Augen preßte, innige Hochachtung gegen diesen Helden empfunden habe? — Die Nacheiferung artet in Eifersucht aus, wenn sich Neid und Widerwillen gegen den, welchem man gleich zu kommen sucht, dazu gesellen; welches gewöhnlich alsdann geschieht, wenn es nicht sowohl innere persönliche Verdienste, als vielmehr äußere in die Augen fallende Vorzüge oder Ehrenbezeugungen sind, woran man Andere zu erreichen oder zu übertreffen sucht. — Gleichwie die edle Nacheiferung einen starken Sporn zur Tugend abgiebt, so ist die Eifersucht die Quelle vieler Untugenden, und oft sogar der gröbsten Laster und Verbrechen.

* * *

Das Gefühl der wohlgegründeten Selbstachtung und des edlen Stolzes gehört unter die vortrefflichsten Genußarten, deren der Mensch nur empfänglich ist. Diese Empfindung ist so weit über die übrigen menschlichen Gefühle erhaben,

haben, als das Vermögen der reinvernünftigen Werthbestimmung, worin sie ihren Grund hat, jedes andere menschliche Vermögen an Würde und Adel übertrifft. Alle Freuden des Lebens, ja das Leben selbst und alle die Güter, welche unser irdisches Daseyn angenehm machen, wie sehr sind wir in Ansehung ihrer von der Naturseinrichtung in uns und außer uns abhängig! Wie viel haben wir in Betreff ihrer dem Zufalle oder der Gunst anderer Menschen zu danken! Ihr Genuß rückt uns nie über den Kreis der Sinnenwelt und unsers physischen Daseyns weg. Nur das beseligende Gewahrwerden dessen, was wir durch uns selbst, durch die Eigenmacht unsers Willens und durch freie Anwendung unserer Kräfte sind, hebt uns bis zum Bewußtseyn unserer bessern und höhern Natur empor, und gewährt uns einen Genuß von ganz anderer Art, ein Wohlseyn, dessen Quelle bloß in uns selbst vorhanden ist, und welches daher den Nahmen des Selbstgenusses mit Recht fährt. Kein Neid und keine schadenfrohe Bosheit, kein misgünstiges Schicksal vermag uns desselben zu berauben: kein Zwang der Naturnothwendigkeit, dem wir in Ansehung unserer ganzen irdischen Glückseligkeit unterworfen sind, kann uns nöthigen, ihm zu entsagen. Die Dauer desselben

hängt

hängt bloß von unserm eigenen Wollen ab. So lange wir nicht aufhören, unsern eigenen Beifall zu verdienen und unserer Achtung werth zu seyn (und dis kommt doch lediglich auf uns selbst an), so lange können wir von dem dauerhaften Genusse dieser reinsten und edelsten aller Freuden gewiß seyn. Wenn wir uns von der physischen Welteinrichtung in und außer uns desto mehr abhängig fühlen, jemehr wir uns von den Sinnenfreuden bezaubern und von den dadurch entstehenden Bedürfnissen fesseln lassen; wenn das Gefühl dieser Abhängigkeit und der dasselbe begleitende Gedanke an die Gefahr des nur allzu möglichen Verlustes den Geschmack an diesen niedern Arten der Glückseligkeit nicht wenig verbittert; so wird im Gegentheil jener Selbstgenuß durch die Vorstellung, daß uns nichts auf Erden desselben verlustig machen kann, ungemein erhöhet, und das, was ihm, in Vergleichung mit den sinnlichen Vergnügungen, an intensiver Lebhaftigkeit und Stärke abgeht, dadurch reichlich ersezt. Und ob es gleich mit der menschlichen Natur streitet, uns mit unsern Wünschen und Bestrebungen bloß auf diese edelste und erhabenste aller Genußarten einzuschränken und uns durch das Bewußtseyn unserer innern Würde für die Entbehrung alles Sinnen-

glücks

glücks völlig entschädigt zu achten; so kann uns doch die Zufriedenheit mit uns selbst und die wohl gegründete Achtung für uns über die Entbehrung und den Verlust des Reichthums, der irdischen Hoheit und anderer von den meisten Menschen nur allzu hoch geachteten Güter dieser Art um so eher trösten, je weiter wir von der Thorheit derer entfernt sind, die in den Besiz so zufälliger, so wenig in ihrer eigenen Gewalt stehender Dinge nicht nur das Wohl ihres Lebens, sondern auch die Würde ihrer Person setzen, und in dem Augenblicke, der sie dieser Güter beraubt, nebst ihrer Glückseligkeit auch ihren Menschenwerth vernichtet zu sehen glauben.

* * *

Aus dem Gesagten erhellet, wie der Trieb nach Selbstachtung, der, wofern nur richtige Begriffe ihn leiten, ein so mächtiger Sporn zu allem dem wird, was die Menschheit adelt und beglückt, auf der andern Seite, wenn er durch Vorurtheile und irrige Vorstellungen eine falsche Richtung erhalten hat, zu einer Menge höchst thörigter und verwerflicher Handlungen verführen und überhaupt die ganze sittliche Denkungs- und Gesinnungsart eines Menschen verderben kann. — Daß es übrigens ganz einerlei sey, ob

man

man sagt, der Trieb nach sittlicher Selbstachtung und Selbstbilligung, oder — Achtung und Gehorsam gegen das Moralgesez sey die Triebfeder zum Guten, dies leuchtet ebenfalls von selbst ein. Denn das Gesez bestimmt den Begriff des an sich Guten; mithin ist die Achtung gegen das Gesez und gegen alles, was es uns als absolut gut zu verehren und auszuüben gebietet, auch der Grund der Achtung gegen jedes Vernunftwesen, das dem Gesetze Folge leistet, folglich auch der Achtung gegen uns selbst, insofern wir uns der Angemessenheit unsers Wollens und Handelns zum Sittengesetze bewußt sind, so wie der Selbstverachtung, wenn wir uns im entgegengesezten Falle befinden. Wir würden daher des Wunsches und Strebens, durch Tugend unsere eigene Achtung zu verdienen, und alles das zu meiden, wodurch wir uns das kränkende Gefühl der Selbstverachtung zuziehen, gar nicht fähig seyn, wenn wir nicht gegen den Ausspruch unsers rein-praktischen Vernunftvermögens, wodurch das Sittlich-gute für das Vortrefflichste und Verehrungswürdigste erklärt wird, eine unbedingte Achtung empfänden.

Durch die bisherigen Betrachtungen über die Selbstachtung scheint der Weg zur Erklä-

rung

rung und weitern Entwickelung des Begriffs vom Ehrtriebe hinlänglich gebahnt zu seyn. Wir wollen daher zu diesem Geschäfte ungesäumt weiter fortgehen.

III.

Was heißt einen Menschen ehren? und aus welchen Quellen entspringt der Wunsch, uns von Andern geehrt zu sehen?

Wir ehren einen Menschen, wenn wir theils durch Worte und andern äußere Zeichen unserer Gesinnungen, theils durch unser ganzes Betragen, unsere Achtung gegen ihn an den Tag legen. Im weitern Sinne bedeutet dieses Wort nicht nur die äußern Achtungsbezeugungen, sondern auch die Achtung selbst. Die Wörter Verehrung und Ehrerbietung scheinen einen höhern Grad der Ehre, und vorzüglich der dabei zum Grunde liegenden Achtung anzuzeigen. Wir verehren den, welchem wir mit aller Aufmerksamkeit, auf jede uns nur mögliche Art und durch die ausdruckvollesten Zeichen unsere nicht gemeine Hochachtung zu erkennen geben. Die Ehrfurcht endlich ist

die mit einer Art von Furcht verbundene Achtung und Verehrung. Wir fühlen Ehrfurcht gegen Personen, die sich nicht nur durch vortreffliche Eigenschaften sehr auszeichnen, sondern auch zugleich das Vermögen besitzen, uns glücklich oder unglücklich zu machen. Wir fürchten sie nicht wirklich: nur der Gedanke an den möglichen Verlust ihrer Achtung, ihres Zutrauens und ihrer Liebe ist uns furchtbar. Je wichtiger solche achtungswürdige und zugleich vielvermögende Personen für unsere Glückseligkeit und Zufriedenheit sind, desto mehr fürchten und meiden wir alles, wodurch wir ihnen misfallen oder uns ihren Unwillen zuziehen könnten. Daher ist die Ehrfurcht allezeit mit der pünktlichsten Aufmerksamkeit auf alles verbunden, wodurch wir uns bei der verehrten Person in Achtung und Gunst zu setzen oder uns darin zu erhalten hoffen.

Die allgemeine Erfahrung lehrt, daß der Mensch ein natürliches Wohlgefallen an der Achtung hat, welche Andere gegen ihn hegen, mithin auch an den Ehrenbezeugungen, wodurch sie diese ihre Achtung zu erkennen geben. Aus diesem Wohlgefallen, welches unter der Benennung des Ehrgefühles bekannt ist, entspringt der Wunsch, uns geehrt und geachtet zu sehen,

oder der Ehrtrieb. — Nun fragt sich; woher dieses Wohlgefallen an fremder Achtung und der davon unzertrennliche Ehrtrieb? Ist er einer der Urtriebe in der Menschennatur, von welchen sich weiter kein Grund angeben läßt, als daß sie, ursprünglich von dem Schöpfer in unsere Seelen gelegt sind, wie z. B. der Erhaltungstrieb, der Glückseligkeitstrieb u. s. w.? Oder ist er ein abgeleiteter Trieb? und von welchem Urtriebe läßt er sich befriedigend herleiten? Oder gehört er wohl gar unter die zusammengesezten Triebe, deren Elemente aus mehrern Quellen fließen und in ihrer Vereinigung gewisse psychologische Erscheinungen hervorbringen, von welchen sich nirgends in der menschlichen Natur ein einfacher Grund ausfindig machen läßt, wie z. B. der Trieb nach Eigenthum, nach Umgang und Gesellschaft u. s. w.? — Allerdings scheint es, daß das, was man unter dem Ehrtriebe in dem weitesten Sinne des Wortes versteht, aus mehrern Trieben zusammengesezt, mithin nicht aus einer, sondern aus mehrern Quellen herzuleiten sey. Da aber die meisten Neigungen und Triebe, aus welchen der Ehrtrieb seinen Ursprung hat, der menschlichen Natur sehr wesentlich angehören; so läßt sich die Allgemeinheit des Ehrtriebes leicht begreifen. Eine völlige Gleich-

gültigkeit gegen Achtung und Verachtung, gegen jedes Lob und jeden Tadel findet sich bei keinem Menschen, so sehr auch die Meinungen über das, was Ehre und Schande bringe, verschieden seyn mögen.

Wir wollen nun die Quellen des Ehrtriebes näher kennen lernen. Diese Kenntnis ist darum sehr wichtig, weil wir ohne sie weder im Stande sind, die verschiedenen Gattungen des Ehrtriebes richtig zu unterscheiden, noch auch von ihnen, als Bildungsmitteln des menschlichen Gemüthes, einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen; welches alles in der Folge deutlicher erhellen wird.

* * *

Unter den Gründen des Wohlgefallens an fremder Achtung oder des Ehrgefühles und des davon abhängigen Ehrtriebes verdient wohl der die erste Stelle, daß durch die Wahrnehmung fremder Achtung und Verehrung unsere Selbstachtung verstärkt wird: und dies geschieht auf verschiedene Arten. Denn einmal scheint das günstige Urtheil, welches unsere Mitmenschen von unsern Vorzügen fällen, unser eigenes Urtheil von unserer Achtungswürdigkeit zu bestätigen; und das um so mehr, jemehr Einsicht wir denen zutrauen, die eine gute Meinung von uns

zu erkennen geben. Wir glauben uns dadurch, daß verständige Menschen vortheilhaft von uns denken, berechtigt, unser eigenes günstiges Urtheil von unserm persönlichen Werthe für völlig gegründet, und nicht etwa für eine Wirkung unserer Eigenliebe zu halten. Denn je natürlicher es auf der einen Seite ist, daß die Eigenliebe den Menschen verleitet, eine bessere Meinung von sich und seinen Vollkommenheiten zu hegen, als er sollte, desto unwahrscheinlicher kommt es uns auf der andern Seite vor, daß Andere in ihrem Urtheile über uns gerade in eben den Irrthum sollten verfallen seyn, von dem wir uns vielleicht selbst haben beschleichen lassen. Die Zusammenstimmung fremder günstiger Meinungen mit den unsrigen gilt uns daher für einen wichtigen Grund, diese nicht für leere Eingebungen eines sich selbst täuschenden Eigendünkels, sondern für unparteiische Aussprüche einer richtigen Selbstkenntnis zu halten. Die gute Meinung, welche Andere von uns haben, macht sogar öfters, daß wir besser, als vorher, von uns zu denken wagen. So findet z. B. mancher Gelehrte oder Künstler, den eine allzuweit getriebene Bescheidenheit mistrauisch gegen sein eigenes Urtheil über seine Verdienste machte, in dem Beyfalle der Kenner einen angenehmen Be-

weis, daß er wirklich einen Grad der Vollkommenheit erreicht habe, den er sich gar nicht zutrauete. Und gleichwie wir uns befugt glauben, uns auf die günstigen Urtheile Anderer desto mehr zu gut zu thun, jemehr Einsicht und Verstand sie uns zu besitzen scheinen; so sind wir auch geneigt, einen Menschen für desto einsichtsvoller, scharfsehender und uneingenommener in Würdigung fremder Verdienste zu halten, jemehr wir in seinen Augen gelten. Auch dies ist einer von den unzählig vielen Fällen, wo man das, was man wünschet (denn wer sollte nicht wünschen, von dem klügern und bessern Theile seiner Nebenmenschen gut beurtheilt zu werden?) auch für wahr hält. — Warum es uns eine so unangenehme Empfindung verursache, zu wissen, daß Andere eine schlechte Meinung von uns hegen, dies ist nun von selbst klar. Ob wir gleich durch die ungünstigen Beurtheilungen unserer Mitmenschen nichts von unserm persönlichen Werthe verlieren; so werden wir doch dadurch in unserer guten Meinung von uns selbst gleichsam irre gemacht. Zwar ist die Eigenliebe nicht faul, dadurch gleichsam ihre Ehre zu retten, daß sie denen, welche ungünstig von uns denken, entweder die Fähigkeit, oder auch den Willen, unsern Werth

nach

nach der Wahrheit zu schätzen, abspricht. Allein diese Kunst der Selbstüberredung thut nicht immer ihre Wirkung; und sie hält desto weniger die Probe, je mehrere Menschen in ihren ungünstigen Urtheilen über uns übereinstimmen, und je weniger wir ihnen sonst Verstand und Wahrheitsliebe absprechen können.

Eben so bedeutend, wie der Einfluß fremder Urtheile auf unsere Selbstbeurtheilung, wo nicht noch bedeutender, ist ferner die Wirkung, welche die Wahrnehmung, daß wir von Andern geachtet oder verachtet werden, vermittelst der Sympathie zur Verstärkung unserer Selbstachtung und Selbstverachtung zu haben pflegt. Denn wenn wir, wie oben ist bemerkt worden (1 Abschn. XIV.), desto größere Hochachtung gegen eine Person empfinden, jemehr wir sie von Andern verehrt sehen, weil die Gefühle dieser leztern durch Mitempfindung auf uns übergehen; sollte denn nicht eine ähnliche Wirkung der Sympathie auf mein Gemüth auch alsdann Statt haben, wenn ich selbst der Gegenstand dieser fremden Achtung bin? Sollte ich nicht durch die, vermittelst äußerer Merkmale, an den Tag gelegte Ehrerbietung derer, mit welchen ich umgehe, in der Achtung meiner selbst bestärkt werden? Ich weiß aus Erfahrung, daß ich mich

im Besitze eines Gutes und im Genusse eines Vergnügens doppelt glücklich fühle, wenn mich auch Andere für glücklich halten; und daß im Gegentheil das Bewußtseyn meines Unglückes durch die Wahrnehmung, daß ich auch in den Augen meiner Mitmenschen als eine bedaurenswerthe Person erscheine, ungemein verstärkt wird. Durch Sympathie nimmt mein Freund an meinem Glücke oder Unglücke unmittelbaren Antheil; und durch Sympathie geht auch dieses mir gleichsam nachempfundne Gefühl gleichsam wieder auf mich über, und sowohl mein Vergnügen als mein Schmerz wird durch diese Zurückwirkung merklich erhöhet. Auf gleiche Weise wächst das Gefühl meines eigenen Werthes und das Vertrauen zu mir selbst in dem Maaße, in welchem die, mit denen ich in Verbindung stehe, zu verstehen geben, daß sie diesen meinen persönlichen Werth anerkennen und mit Achtung gegen mich durchdrungen sind. Die Zusammenstimmung meines Triebes nach Selbstachtung und des mir schmeichelnden Bewußtseyns meiner Vorzüge mit fremden Gefühlen kann mir nicht anders als sehr angenehm seyn. Auch hieraus ist leicht zu erklären, warum die Geringschätzung oder Verachtung Anderer eine so widrige Wirkung auf mein Gemüth thut. Denn jedes von mir wahrgenom-

genommene fremde Gefühl enthält gleichsam eine Aufforderung an mich, durch Mit- oder Nachempfinden Theil daran zu nehmen. So oft ich nun, wegen eines andern stärkern Gefühles oder Triebes, dieser Aufforderung nicht folgen kann; so entsteht in mir ein Widerstreit der einander entgegenstrebenden Empfindungen, welcher einen höchst unangenehmen Gemüthszustand zur Folge hat. Dies ist gewiß eine der vornehmsten Ursachen, warum der Gedanke, daß mich Andere hassen, über mein Glück sich betrüben und mein Unglück wünschen, so viel widriges für mich hat. Durch die Vorstellung dieses fremden Gemüthszustandes fühle ich mich, vermöge meiner Anlage zur Sympathie, gereizt, eben so zu empfinden und zu wollen, wie die, welche es übel mit mir meinen; und gleichwohl läßt dies meine Selbstliebe oder mein Glückseligkeitstrieb nicht zu. Gleiche Bewandnis hat es auch mit der Verachtung Anderer gegen mich. Auch diese enthält für mich gewissermaßen einen Reiz zum Mitempfinden, welchem aber mein Trieb nach Selbstachtung geradezu entgegenstrebt. Und ob ich mich gleich mit dem ganzen Bewußtseyn meines wirklichen oder bloß eingebildeten Werthes gegen den Andrang dieser mit meinem eigenthümlichen Gefühlszustande so wenig zu-

sammenstimmenden fremden Empfindung zu waffnen suche; so kann dadurch doch nicht verhindert werden, daß ich durch diese gleichsam von außen kommende Reizung zur Verachtung meiner selbst in dem süßen Genusse der Selbstachtung nicht einigermaßen sollte gestört werden. — Dieser, vermittelst der Wahrnehmung, daß man von Andern verachtet werde, entstehende Reiz zur Selbstverachtung hat desto mehr unangenehmes für einen Menschen, je stärker sein Trieb nach Selbstachtung und nach der Achtung seiner Nebenmenschen ist. Daher pflegt die Verachtung für diejenige Art von Eiteln und Ehrgeizigen am unerträglichsten zu seyn, welche, bei einer sehr lebhaften Begierde nach Achtung und Ehre, doch selbst noch nicht in dem Grade von ihrem Werthe überzeugt sind, welcher erfordert wird, um sich über fremde Urtheile hinauszusetzen. Je fester hingegen jemand von seinen Vorzügen und Vollkommenheiten (mit oder ohne Grund, daran liegt hier nichts) überzeugt, und je stärker bei ihm das Gefühl der Selbstachtung ist, desto weniger wird er sich der vermittelst fremder Verachtung entstehenden sympathetischen Anreizung zur entgegengesezten Empfindung bewußt werden, und desto gleichgültiger wird ihm folglich die Verachtung seiner Mitmenschen seyn. Nur in-

sofern, als er Achtung und Ehrerbietung als einen seinen Verdiensten gebührenden Tribut fordert, wird er durch das Gegentheil — zwar nicht in seiner Selbstachtung gestört, aber doch — gleichsam als durch eine Beleidigung, aufgebracht werden. Jemehr endlich durch die Uebermacht der sinnlichen und selbstsüchtigen Triebe der Trieb nach Selbstachtung bei einem Menschen geschwächt ist (denn völlig erstickt wird er wohl nie); desto weniger wird ihm auch an der Achtung und Verachtung Anderer gelegen seyn. Diese aus dem Bewußtseyn, daß man keine Achtung verdiene und auch nicht zu verdienen wünsche, entsprungene Gleichgültigkeit gegen die ungünstigen Urtheile anderer Menschen, ist das, was man Niederträchtigkeit zu nennen pflegt. Ein niederträchtiger Mensch ist zu allem, wozu ihn seine Begierden reizen, fähig, weil sein Ehrgefühl dermaßen abgestumpft ist, daß er kein Bedürfnis eigener oder fremder Achtung empfindet. Nur als Mittel zur Erreichung anderer Absichten hat Ehre und Ansehen einigen Werth in seinen Augen; von einem innern eigenthümlichen Werthe der Achtung seiner Nebenmenschen weiß er nichts. — Man nennt den Niederträchtigen auch einen schamlosen Menschen. Denn die Scham ist nichts anders, als das unangenehme

genehme Gefühl, das aus der Vorstellung entstehet, daß Andere uns mit Recht, oder doch nicht ganz ohne Grund verachten; sie ist also Verachtung unser selbst, verstärkt durch die wahrgenommene oder bloß befürchtete Verachtung Anderer, die wir zu verdienen uns bewußt sind. Wir schämen uns einer Eigenschaft, einer That, einer Empfindung, einer Absicht, wenn wir uns nicht enthalten können, mit Andern, die uns derselben wegen verachten, zu sympathisiren; insofern wir, wenn wir aufrichtig seyn wollen, selbst nicht läugnen können, daß wir diese Verachtung in gewissem Grade verdienen. Wer sich also schämen soll, der muß sowohl der Selbstachtung, als auch der Selbstverachtung und der die leztere begleitenden unangenehmen Empfindungen noch fähig seyn. Wem diese Gefühle fremd sind, bei dem können sie auch nicht durch die Sympathie verstärkt werden: und einem Menschen, bei dem der Trieb nach Selbstachtung fast gänzlich erstorben ist, kann auch der Gedanke, daß er in den Augen seiner Nebenmenschen nichts gilt, keine sonderliche Unlust verursachen. Er ist daher keiner Scham empfänglich und kann durch Furcht vor Schande von keiner ehrlosen That zurückgehalten werden.

Ich

* * *

Ich füge hier noch folgende Bemerkungen hinzu.

Erstlich: es ist in Ansehung der bisher erklärten Einflüsse der Sympathie zur Verstärkung unserer Selbstachtung und Selbstverachtung ziemlich gleichgültig, ob die dabei zum Grunde liegenden Ideen von dem, was des Menschen Werth oder Unwerth ausmacht, wahr oder falsch sind. Es thut uns eben so wohl, uns wegen bloß eingebildeter Vorzüge (vorausgesezt, daß wir sie für würkliche Vorzüge halten) geachtet und geehrt zu sehen, als wenn es wahre Vollkommenheiten wären: und so verursacht es uns auch nicht weniger Unlust, wenn Andere uns wegen bloß vermeinter Unvollkommenheiten, die wir selbst aber für wahre Unvollkommenheiten halten, ihre Geringachtung zu erkennen geben, als wenn sie uns wegen wirklich tadelnswerther Eigenschaften und Handlungen verachten. Wer sich z. B. irriger Weise überredet, daß ein Titel oder ein kostbarer Anzug an sich achtungswürdige Vorzüge eines Menschen seyen, dem wird es eben so sehr schmeicheln, sich dieser Dinge wegen von Andern geehrt zu sehen, als es den aufgeklärten und gebildeten Mann zu freuen pflegt, wenn ihm wes-

gen seiner lobenswerthen Geistes- und Herzens-eigenschaften die Hochachtung seiner Nebenmenschen zu Theil wird. Und dem Erstern wird es eben so wehe thun, sich von Unverständigen und Eitelgesinnten wegen des Verlustes seines Titels oder seines Kleides verachtet zu werden, als es den Leztern schmerzt, wenn er bemerkt, daß der bessere Theil seiner Mitmenschen wegen eines wirklichen persönlichen Fehlers eine ungünstige Meinung von ihm hegt. — Endlich ergiebt sich leicht aus dem bisher Gesagten, daß uns an sich wenig daran gelegen seyn könne, ob wir wegen solcher Eigenschaften, die wir nicht selbst für Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten halten, von Andern geachtet oder verachtet werden, wenn es uns nicht etwa, um anderer Ursachen willen und in Hinsicht auf gewisse von uns gewünschte Zwecke, wichtig ist, daß wir auch bei denen in Ansehen stehen, deren Urtheile an sich wenig Werth in unsern Augen haben. Soll also jemand durch Ehrliebe gründlich gebessert werden; so wird man seinen Zweck mit ihm nur kaum zur Hälfte erreichen, wenn man ihm bloß sagt, oder ihn auch allenfalls die eigene Erfahrung machen läßt, daß er sich durch seine Untugenden die Verachtung seiner Mitmenschen zuziehe. Soll diese einen tiefen und bleibenden Eindruck auf ihn machen; so muß

man

man ihn vor allen Dingen überzeugen, daß es in der That verachtungswürdige Fehler seyen, wodurch er sich der Hochachtung Anderer verlustig gemacht hat. Doch hiervon unten mehreres.

Meine zweite Bemerkung ist folgende. Da wir mit denen am leichtesten sympathisiren, die wir am meisten achten und lieben; so ist ohne Mühe einzusehen, warum uns die Achtung eines Andern desto mehr schmeichelt und seine Verachtung desto mehr schmerzt, jemehr er selbst in unsern Augen gilt. Denn so wie überhaupt alle von ihm an den Tag gelegten Gemüthszustände und Gefühle uns stärker zur Mitempfindung reizen, als die Gefühle uns gleichgültiger Personen; so findet dies auch insbesondere in Ansehung derjenigen Urtheile und Gefühle Statt, deren Gegenstand wir selbst sind. Von ihm glücklich gepriesen zu werden, macht, daß wir uns selbst für viel glücklicher halten, als ohne dies geschehen seyn würde. Auf gleiche Weise verstärkt denn auch, vermöge dieser leichtern Einwirkung der Sympathie auf unser Gemüth, die von ihm gegen uns geäußerte Achtung unsere Selbstachtung nicht wenig; so wie auch im Gegentheil seine Verachtung unsere gute Meinung von uns selbst sehr herunterzusetzen und die Gefühle der Selbstzufriedenheit und des Zutrauens

zu uns selbst ungemein zu schwächen pflegt. Daher schämen wir uns vor verehrungswürdigen Personen unserer Fehler am meisten; da hingegen der Tadel uns gleichgültiger Menschen, sollte er auch, nach unserm eigenen Geständnisse wohl verdient seyn, doch bei weitem nicht eben dieselbe Wirkung auf uns thut. Was aber den Tadel und die Verachtung uns verhaßter oder von uns verachteter Menschen betrifft; so pflegen wir uns durch sie so wenig niederschlagen zu lassen, daß wir sie uns vielmehr oftmals zur Ehre anrechnen; zumal, wenn diese Menschen auch bei Andern in geringer Gunst und Achtung stehen, und daher zu vermuthen ist, daß ihr Urtheil, anstatt einen uns ungünstigen Eindruck auf das Publikum zu machen, unserm Ansehen wohl gar noch beförderlich seyn werde. Wenn wir eine Person hassen oder verachten; so fühlen wir, anstatt einer Neigung, mit ihr zu sympathisiren, vielmehr eine Antipathie gegen sie, d. i. einen Hang, von dem, was sie urtheilt und empfindet, gerade das Gegentheil zu urtheilen und zu empfinden. Nichts ist daher natürlicher, als daß wir, anstatt durch die ungünstige Meinung derselben etwas zu verlieren, vielmehr in unsern eigenen Augen gewinnen und in unserer Selbstachtung bestärkt

wer-

werden. — Aus den bisherigen Bemerkungen erklärt es sich auch leicht, warum sowohl Achtung als Verachtung derer, die mit uns gleiches Alters und gleiches Standes, oder die uns nach Charakter nnd Denkungsart ähnlich, oder an deren Umgang wir gewöhnt sind, so viel über uns vermag. Wir nehmen durch das Mitgefühl weit mehr Antheil an den Empfindungen und Gesinnungen dieser mit uns näher verwandten Menschen, als an den Gefühlen und Meinungen anderer Personen. Hieraus erklärt es sich auch, warum besonders jungen Leuten, bei welchen, der Regel nach, der Trieb der Sympathie noch stärker, als bei Menschen von reifern Jahren, zu wirken pflegt, an der Achtung ihrer Alters- und Standesgenossen viel mehr gelegen ist, als an dem, was die ganze übrige Welt von ihnen denkt; warum sie alles thun, um sich unter ihres Gleichen auf irgend eine ihnen vortheilhaft dünkende Art auszuzeichnen; warum sie sich im Punkte der Ehre und Schande nach allen unter Menschen ihres Alters und Standes im Schwange gehenden Vorurtheilen bequemen und diesen öfters nicht nur die Achtung der Verständigen und Rechtschaffenen, sondern auch wahre Ehre, Tugend, Gewissensruhe und Lebensglück aufopfern.

So wie die Achtung und die Verachtung derer, welche wir achten oder lieben, vermöge der Sympathie, stärker auf unser Gemüth wirkt, als die Gefühle uns gleichgültiger Personen, so sind wir endlich drittens auch geneigt, die, welche Achtung gegen uns an den Tag legen, wieder zu achten, gesezt auch, wir hätten vorher keine sonderlich vortheilhaften Begriffe von ihnen gehabt. Da es unserer Eigenliebe schmeichelt, von Menschen, die in unsern Augen etwas werth sind, geachtet und geehrt zu werden; so überreden wir uns gar zu gern, daß die, welche zu erkennen geben, daß sie gut von uns denken, Leute von Einsicht, richtiger Beurtheilungskraft und von achtungswürdigem Charakter seyen. — Man kann dies gar wohl sagen, ohne der übertriebenen Behauptung derer beizutreten, welche mit dem einseitigen Helvetius meinen, jede Achtung für Andere sey ein Erzeugnis der Eigenliebe, weil es der menschlichen Natur (in welcher Philosophen dieses Gelichters nichts als Egoismus sehen) widerspreche, daß wir in unsern Mitmenschen etwas anders, als uns selbst hochachten.

IV.

Fortsetzung. Weitere Untersuchung über die Gründe des Ehrtriebes.

Wir sehen es nicht blos darum mit Wohlgefallen, wenn Andere uns achten und ehren, weil wir uns dadurch in der Achtung unser selbst bestärkt fühlen; sondern der Wunsch geachtet und geehrt zu werden hat noch mancherlei andere Gründe. Die Erfahrung lehrt, daß die gute Meinung des Publikums von uns und unsern Eigenschaften nebst der sich auf diese Meinung gründenden Achtung den günstigsten Einfluß auf die Glückseligkeit und Zufriedenheit unsers Lebens zu haben pflegt. Die, welche uns achten, werden, nicht nur vermöge des guten Zutrauens zu unsern Einsichten und zu unserer Redlichkeit, unsern Rath und unsere Belehrungen gern annehmen; sondern sie werden auch ihrer Seits von uns geachtet zu werden und sich bei uns in Gunst zu setzen wünschen. Zu dem Ende werden sie uns für sich einzunehmen, uns gefällig zu werden, uns durch Dienstleistungen und durch jeden Beweis ihrer

Ergebenheit und ihrer Ehrerbietung zu gewinnen suchen. Sie werden es sich zur Ehre anrechnen, mit uns umzugehen und uns durch Gefälligkeiten zu verbinden. Die Achtung unserer Nebenmenschen verschafft uns demnach einen großen Einfluß auf ihre Gesinnungen und Handlungen: sie erleichtert unsere Wirksamkeit in der Welt; sie erweitert den Kreis unserer Thätigkeit, und macht es uns möglich, durch einen beifallswürdigen Gebrauch unserer Kräfte und Talente immer mehr Achtung und Ehre zu erwerben. Die ungehinderte Uebung unserer Kräfte aber, so wie auch das Bewußtseyn, daß wir etwas über unsere Mitmenschen vermögen und ihre Entschließungen und Handlungen nach unserm Willen lenken können, ist uns eines Theils schon an und für sich sehr angenehm; und andern Theils entspringen aus diesem für uns so schmeichelhaften Verhältnisse zu unsern Nebenmenschen auch die mannigfaltigsten und wichtigsten Vortheile für uns und unsere Angehörigen. In dieser Rücksicht hat also der Beifall und die Achtung Anderer für jeden der seine Glückseligkeit liebt, einen sehr großen bedingten Werth. — Desto nachtheiliger ist im Gegentheil Verachtung und Schande unserer Wohlfahrt. Sie entzieht uns das Zutrauen und die Zuneigung

gung unserer Mitmenschen. Die, welche uns verachten, sind gleichgültig gegen die Meinung, die wir von ihnen hegen mögen; sie geben sich daher auch keine Mühe, unsere Achtung und unsere Gunst zu erwerben; sie fliehen unsern Umgang und entziehen uns ihren Beistand und ihre Hülfe. Wenn das Publikum einmal ungünstig von uns denkt; so werden unsere besten Absichten verkannt und unsere lobenswerthesten Bestrebungen gehindert: unsere Wirksamkeit zu unserm und des Vaterlands Besten ist gleichsam gelähmt, und wir können bei dem besten Willen nichts ausrichten. Es ist daher sehr natürlich, daß wir es für ein großes Uebel ansehen, von denen, mit welchen wir in Verbindung stehen, verachtet zu werden. Gesezt auch, es wäre uns an ihren Urtheilen an und für sich im Grunde nichts gelegen; so haben selbige doch einen gar zu bedeutenden Einfluß auf unser Wohlseyn und unsere Zufriedenheit, als daß wir gleichgültig dagegen seyn könnten. Auch hoher Stand und großer Reichthum schützen uns nicht gegen die unangenehmen Folgen der Verachtung unserer Nebenmenschen: denn bei dem Besitze dieser und anderer noch so beneidenswerthen äußern Vorzüge bleiben wir in Rücksicht auf die Befriedigung unzähliger Wünsche

immer noch so sehr abhängig von den Meinungen, welche andere Menschen von unserm persönlichen Werthe hegen. — Hierbei bemerke ich noch folgendes. Insofern Achtung und Ehre den bisher erörterten relativen Werth in unsern Augen haben, d. h. insofern wir sie als Mittel zur Erreichung anderer Absichten, vornehmlich der Zwecke unserer Selbstliebe, wünschen und suchen, insofern lassen wir es uns gern gefallen, uns in unserm Thun nnd Lassen nach fremden Urtheilen über das, was der Achtung oder der Verachtung werth ist, zu bequemen, gesezt auch, wir wären überzeugt, daß diese Urtheile irrig seyen. Von dem sehr zweideutigen Einflusse, den diese Gattung der Ehrliebe auf die Sittlichkeit zu haben pflegt, wird weiter unten gehandelt werden.

Ein dritter Grund des Ehrtriebes ist darin zu suchen, daß durch die uns erzeigte Ehre (zumal, wenn sie uns von bedeutenden und angesehenen Personen erwiesen wird), auch Andere, die davon Zeugen sind, zu gleich günstigen Meinungen und Gesinnungen gegen uns gestimmt werden. Der Grund hiervon liegt wieder in der Sympathie. Vermittelst dieses merkwürdigen Seelenvermögens geht die von mir an den Tag gelegte Achtung oder Verachtung gegen ei-

nen Menschen auf die über, welche diese Aeuſ-
ſerung meiner Gefühle wahrnehmen. So lehrt
die Erfahrung, daß wir öfters mit Ehrerbie-
tung gegen eine Person, die wir von Andern
verehrt sehen, erfüllt werden, ohne einmal zu
wissen, warum ihr diese Ehre erzeigt werde.
Gleichermaßen können wir uns nicht enthalten,
den geringzuschätzen, welchen wir von vielen
oder auch nur von einigen sonst einsichtsvollen
Menschen verachtet sehen, gesezt auch, wir wüß-
ten nicht eigentlich, warum sie ihn verachten. —
Aus dieser bekannten Erfahrung und aus den
oft unabsehbaren nachtheiligen Folgen, welche
eine einmal gewurzelte oder im Publikum ver-
breitete schlimme Meinung von unsern persön-
lichen Eigenschaften für das Glück unsers Le-
bens zu haben pflegt, läßt es sich leicht begreifen,
warum das Verlangen, sich von einer ihnen zu-
gefügten Beschimpfung in den Augen der Welt
zu reinigen, so viel Gewalt über die meisten
Menschen hat. Sollte man auch bei sich selbst
noch so sehr überzeugt seyn, daß eine Spötterei
oder ein Schimpfwort an sich nicht schände, und
und noch viel weniger durch einen Pistolen- oder
Degenkampf getilgt werden könne; so hält man
doch die obgleich unverdiente schlechte Meinung
seiner Nebenmenschen für ein allzu großes und

unerträgliches Uebel, als daß man sich nicht zu jedem, auch noch so ungereimten und zugleich gefährlichen Reinigungsmittel verstehen sollte. — Am stärksten wirkt der hier entwickelte Grund des Ehrtriebes in Ansehung solcher Personen, von welchen wir glauben, daß sich nach ihren Meinungen und Gesinnungen die Meinungen und Gesinnungen vieler andern Menschen richten. Mancher gilt zwar für seine Person nicht so viel in unsern Augen, daß wir uns um das, was er von uns denkt, sonderlich bekümmern sollten. Aber sein Rang, sein Stand oder gewisse andere Ursachen geben ihm ein solches Ansehen bei einem größern oder geringern Theile des Publikums, daß er durch sein Betragen und durch seine Urtheile über Menschen, die an persönlichem Werthe vielleicht weit über seine Kritik erhaben sind, gleichwohl nicht wenig dazu beiwirkt, ihnen entweder die Achtung oder die Geringschätzung einer großen Anzahl ihrer Nebenmenschen zuwege zu bringen und dadurch ihr Glück oder ihr Unglück zu befördern. — Der große Einfluß, welchen die von meiner Seite geäußerte Achtung oder Verachtung gegen einen Menschen auf die Gesinnungen und Meinungen Anderer hat, ist die Ursache, warum ich wenigstens zu einem äußern ehrerbietigen Betragen

gen

gen gegen solche Personen verbunden bin, welche ohne ein gewisses achtungsvolles Zutrauen ihrer Mitmenschen wenig gutes in ihrem Stande und Berufe zu wirken vermögen. Durch das Gegentheil würde ich Veranlassung geben, daß sie bei dem Publikum in Verachtung kämen, folglich auch wegen aller hieraus entstehenden nachtheiligen Folgen verantwortlich seyn.

So wie endlich viertens nichts gewöhnlicher ist, als daß wir manche Dinge, an welchen wir ursprünglich bloß darum Wohlgefallen hatten, weil wir sie als Mittel zu gewissen Zwecken oder als Ursachen uns angenehmer Wirkungen betrachteten, zulezt um ihrer selbst willen liebens- und wünschenswerth finden; so machen auch viele Menschen Achtung und Ehre, die sie Anfangs bloß als Mittel schäzten, am Ende um ihrer selbst willen zum vornehmsten Ziele ihrer Wünsche und Bestrebungen. Die lange Gewohnheit, alles, was Ehre und Ansehen verschafft, uns als Mittel mannigfaltiger Vergnügungen und Vortheile vorzustellen, macht, daß wir den Achtungsbezeugungen unserer Mitmenschen endlich, ohne Rücksicht auf die daraus entspringenden nüzlichen Folgen, einen unbedingten Werth beilegen. Wir halten dann die Ehre an sich für ein Gut, wohl gar für das

größte aller irdischen Güter, Verachtung und Unehre hingegen für das größte aller Uebel, dem man durch jede nur mögliche Aufopferung, sogar mit dem Verluste seines Lebens, zu entgehen suchen müsse. Wenn es einmal dahin gekommen ist, daß wir die Ehre, die uns von Andern erzeigt wird, zum Gegenstande unsers unmittelbaren und unbedingten Wohlgefallens machen; dann achten wir uns selbst und Andere um so höher, und halten uns für desto glücklicher, jemehr wir uns und sie vom Publikum geehrt sehen, es mag Grund dazu vorhanden seyn oder nicht: und die uns treffende Verachtung oder Beschimpfung (ob sie verdient oder unverdient sey, darauf kommt nichts an), macht uns in unsern eigenen Augen immer verächtlich und unglücklich. — Wie gefährlich diese Gattung des Ehrtriebes für Tugend und gute Sitten sey, fällt bei dem geringsten Nachdenken von selbst in die Augen.

* * *

Von den Gründen dieses Triebes, deren ich hier jeden besonders entwickelt habe, ist selten einer allein wirksam. Gewöhnlich wirken mehrere, oder gar alle zugleich, um die sehr zusammengesezte Empfindung, welche man Ehrgefühl nennt, nebst dem ihr entsprechenden eben

so

so zusammengesezten Triebe hervorzubringen. Die außerordentlich große Gewalt, welche dieser Trieb über den Menschen hat, und die Mannigfaltigkeit der von ihm gewirkten Erscheinungen, erklärt sich schon einigermassen daraus, weil er aus so vielen Quellen abgeleitet ist, und demzufolge, theils seiner Natur nach, (wie alle Gefühle und Triebe von gemischter Art) das Gemüth viel stärker und und anhaltender afficirt, als wenn er weniger zusammengesezt wäre, theils durch mannigfaltige Ideenverknüpfungen, wozu sein sehr gemischter Ursprung Veranlassungen in Menge giebt, ungemein verstärkt und unterstützt wird. So wie z. B. eine Sache, die uns vielleicht an und für sich sonst ziemlich gleichgültig seyn würde, durch den Gedanken, daß sie ehedem einer uns geliebten Person zugehört habe, einen ganz vorzüglichen Werth in unsern Augen erhält (Pretium affectionis), so rechnen wir uns auch oftmals den Besiz einer an sich wenig bedeutenden Sache zur Ehre, weil wir sie von einem geachteten Manne erhalten haben. Noch auffallender aber zeigt sich die große Gewalt der Association der Ideen und Gefühle zur Verstärkung und Leitung des Ehrtriebes dadurch, daß die Menschen so geneigt sind, Verwandtschaften oder

Aehn-

Aehnlichkeit mit angesehenen und geachteten Personen, selbst Aehnlichkeiten in ganz zufälligen Dingen, wohl gar in körperlichen Unvollkommenheiten oder in moralischen Fehlern, sich zur Ehre zu schätzen. Diese Schwachheit, so wie die meisten andern Verirrungen des Ehrtriebes, findet sich, wiewohl mit sehr verschiedenen Modifikationen, sowohl bei rohen *) als bei gebildeten Menschen. Unter welchen Gestalten sie in den kultivirten Ständen zu erscheinen pflege,

darf

---

*) Daß nach Buchanans Zeugnis (s. dessen Reisen durch die westlichen Hebriden aus d. Engl. Berl. 1795.) die gemeinen Hebriden-Bewohner sich auf die Verwandtschaft mit Reichen, wohin sie auch schon das rechnen, wenn sie dem Kinde eines Vornehmen die Brust gereicht haben, viel zu gute thun; daß ferner ein von einem Vornehmen geschwängertes Mädchen oft mit mehr Ehre unter die Haube kommt, als wenn es nie zu Fall gekommen wäre; daß sich sogar nicht selten mehrere Freiwerber um ein Mädchen dieser Art streiten und schlagen; — das alles ist freilich ein wenig weit getrieben, aber doch vielleicht noch nicht so weit, wie viele bei den gebildetern Völkern anzutreffenden Aeußerungen dieser Thorheit, die uns nur weniger auffallen, weil wir mehr daran gewöhnt sind.

darf hier nicht erklärt werden, da nur ein sehr geringer Grad von Aufmerksamkeit erfordert wird, um sich durch den Augenschein davon zu belehren. — Doch es wird von den vorzüglichsten Ausartungen und Verirrungen dieses Triebes weiter unten etwas ausführlicher gehandelt werden. Ehe ich weiter gehe, muß ich noch einer sonderbaren Modifikation des Ehrtriebes gedenken, welche darin besteht, daß der Mensch auch in weit entfernten Ländern und sogar noch nach seinem Tode geachtet zu werden wünscht.

V.

Von der Liebe zum Nachruhme.

Eine von den Ursachen, warum der Ehrtrieb so außerordentlich viel, und gewissermaßen mehr, als die meisten andern Triebe, über den Menschen vermag, liegt ohne Zweifel darin, weil die Ehre ein Gut ist, welches wir auch noch nach dem Tode zu besitzen und zu genießen glauben. Alles Uebrige, was wir um unserer irdischen Glückseligkeit willen schätzen und wünschen, Reichthum, Macht, jeder Sinnengenuß, kurz, alle Freuden und Herrlichkeiten der Welt, suchen

wir

wir nur für die Dauer unsers zeitlichen Lebens, weil wir wissen, daß diese irdischen Güter, eben sowohl, wie Schmerz, Kummer, Druck, Dürftigkeit und alle Uebel, welche unsere irdische Existenz verbittern, mit unserm Tode ein Ende für uns haben werden. Nur Ehre und Ruhm bleiben uns, nach einer Meinung, die so alt als das menschliche Geschlecht selbst ist, auch noch nach unserm Abschiede von dieser Welt: durch ein gutes Andenken leben wir so lange unter den Erdbewohnern fort, als man unsern Nahmen kennt. Und wer hält es nicht für ein sehr großes Unglück, wenn der Nahme eines Menschen noch nach seinem Tode, nachdem er selbst schon längst in Staub und Verwesung übergegangen ist, mit Abscheu genannt wird und ein Gegenstand der Verachtung oder des Spottes ist?

Wie viel Gewalt die Liebe zum Nachruhme und die Furcht vor Verachtung und Schande nach dem Tode über die Menschen habe, ist allgemein bekannt. Von ihr getrieben übernimmt der Ruhmbegierige jede Mühseligkeit, jede Gefahr; er strengt alle seine Kräfte an, entsagt jedem Genusse, verkürzt selbst sein Leben, nur um nach dem Tode, als Gelehrter, als Künstler oder Erfinder, als Staatsmann oder als Held,

einen

einen unsterblichen Nachruhm zu erlangen. Aus dieser Quelle entspringen viele edeln und grossen Entschließungen: und oft wirkt die Vorstellung von dem Tadel und dem Abscheu der Nachwelt, den man sich durch eine niedrige Handlung zuziehen würde, mehr zur Dämpfung einer ungestümmen Leidenschaft oder einer ausschweifenden Begierde, als alles andere. *) Woher diese

*) Dies beweiset eine schon mehrmals gedruckte Anekdote von dem verstorbenen Fürsten Leopold von Dessau. Der Prinz war, während seines Aufenthaltes in Italien, einmal des Morgens betrunken nach Hause gekommen, nachdem er die Nacht durchschwärmt hatte. Der Herr von Chalisac, sein Hofmeister, gab ihm deswegen einen Verweis, der dem Prinzen zu hart schien. In vollem Grimme ergriff daher dieser die Pistolen, lief damit wüthend auf den Hofmeister los und schrie: „Halt! Hund! ich muß dich umbringen!“ Der Hofmeister sah den Prinzen mit ruhiger und ernsthafter Miene an, und sagte: „Töden Sie mich immerhin! Nur bedenken Sie, welch eine herrliche Figur sie in der Geschichte spielen werden, wenn man von ihnen lesen wird: daß ein Fürst von Anhalt, ein Prinz aus einem Hause, das dem deutschen Reiche verschiedene

Kai-

diese seltsame Erscheinung? Liegt bei dieser so vielvermögenden Vorstellung von Ehre und Ruhm bei der Nachwelt etwas vernünftiges und wahres zum Grunde, oder ist alles leere Täuschung?

Wofern wir nicht annehmen wollen, daß unsere Seele noch nach der Trennung von ihrem irdischen Gefährten, dem Körper, Kenntnis von dem, was man auf Erden von uns denkt oder spricht, erhalten werde, (und dieses anzunehmen, dazu ist kein hinreichender Grund vorhanden); so dürfen wir auch nicht hoffen, daß unser edlerer den Tod des Leibes überlebender Theil von der Ehre, die unserm Andenken nach unserm Abschiede von dieser Welt widerfahren wird, den mindesten Genuß haben oder einiges Vergnügen darüber empfinden, durch die Verachtung aber, die uns bis in das Grab folgt, im Mindesten werde gekränkt werden. Allein die Phantasie bindet

---

Kaiser gegeben, seinen Hofmeister ermordet habe." — Diese Worte, die mit großem Ernste und Nachdruck ausgesprochen wurden, machten einen solchen Eindruck auf den Prinzen, daß sich seine Hitze in einem Augenblicke legte. Er brachte die Pistolen ruhig wieder an ihren Ort, und sagte: Sie haben Recht! Ich hätte beinahe eine sehr unanständige Handlung begangen.

bindet sich nicht immer an die Gesetze, nach welchen die Vernunft bestimmt, was wahr und wirklich, und was im Gegentheile ein bloßes Gedankenspiel ist. Vermöge dieser Seelenkraft täuschen wir uns mit der Vorstellung, daß wir auch noch nach dem Tode an allem dem, was unsere Person anzugehen scheint, Theil nehmen. Daher pflegen wir einen Verstorbenen, der in seinem Leben verkannt, verachtet und gedruckt wurde, glücklich zu preisen, wenn ihm noch nach seinem Tode Gerechtigkeit wederfährt und das verdiente Lob zu Theil wird: eben als wenn er noch lebte und etwas von dem wüßte, was man jezt von ihm urtheilt und spricht, oder als wenn er noch irgend einen Nutzen davon hätte. So spielt die Einbildungskraft mit uns! Selbst aus dem Grunde hat die Vorstellung des Nachruhms etwas angenehmes und für unsern Trieb nach beständiger Fortdauer sehr schmeichelhaftes, weil wir es uns als eine Art von fortwährender Existenz unter den Menschen denken, wenn man sich auf dieser Erdenwelt, wo wir lebten und handelten, unser nur noch erinnert, unsern Nahmen nennt und unsere Verdienste rühmt. Daher der Ausdruck: sich unsterblich machen; und das dichterische: Non omnis moriar!

Büffon soll sich durch die Hoffnung eines

unsterblichen Nachruhms sogar über den Verlust der Seelenunsterblichkeit, an die er nicht glaubte, getröstet haben.

Doch ist der Werth, den wir auf Achtung und Ehre nach dem Tode setzen, nicht in jedem Betrachte ein bloßes Spiel der Einbildungskraft. Denn nicht zu gedenken, daß es uns wegen unserer Familie, unserer Verwandten und Freunde, unsers Vaterlandes, und aller derer, zu dereu Beglückung oder Vervollkommnung wir auch noch nach unserm Tode, vermittelst der Erinnerung an unsere Lehren und an unser Beispiel, zu wirken wünschen, nicht gleichgültig seyn kann, ob wir ein gutes und ehrenvolles, oder ein schimpfliches Andenken zurücklassen; so lassen sich zur Rechtfertigung der Liebe zum Nachruhme auch noch folgende Betrachtungen anstellen.

Wenn, nach dem Vorhergehenden, der Gedanke, daß unsere Zeitgenossen unsere Vorzüge und Verdienste anerkennen, unsere eigene Ueberzeugung von den uns zukommenden Vollkommenheiten stärkt, und wenn die Ehrenbezeugungen, wodurch sie ihre Achtung gegen uns zu erkennen geben, unser Selbstgefühl erhöhen; sollte denn nicht auch die Vorstellung, daß dereinst noch die Nachwelt unser Andenken ehren

werde,

werde, schon jezt eine ähnliche Wirkung auf unser Gemüth thun? Wir genießen also schon während unsers gegenwärtigen Lebens die Ehre zum Voraus, die uns, wenn wir selbst nicht mehr hier sind, zu Theil werden wird. Wir fühlen unsere Selbstachtung durch den Gedanken, daß man noch lange nach unserm Abschiede von dieser Welt unsere Tugend ehren und unsern Verdiensten werde Gerechtigkeit widerfahren lassen, schon jezt ungemein belebt und gestärkt. Und gegen diese Denk- und Empfindungsweise läßt sich nicht mehr, als gegen das Verlangen nach Achtung und Ehre überhaupt, einwenden. Der Werth eines guten Nahmens, insofern derselbe nicht etwa einzig und allein als Bedingung gewisser reellerer Vortheile, oder als Mittel zu anderweitigen Zwecken gewünscht wird, beruht ja am Ende immer auf bloßen Vorstellungen, wodurch er aber keinesweges zu einer leeren Chimäre herabgewürdigt wird: denn der vornehmste Theil unserer ganzen Glückseligkeit und Zufriedenheit hängt von Vorstellungen ab. Nun aber ist es, in Hinsicht auf die durch fremde Achtung zu erhöhende Selbstachtung, im Grunde doch ziemlich einerlei, ob wir uns mit der Vorstellung schmeicheln, daß uns nicht nur die von unsern Zeitgenossen, die wir kennen,

nen, sondern auch die, welche weit von uns entfernt leben, die wir nie kennen lernen und sogar nie nennen hören, achten und loben; — oder ob wir uns der Hoffnung freuen, daß dereinst noch unsere Nachkommen unsern Nahmen mit Ehrerbietung nennen werden. Daher ist auch der Wunsch, uns durch Verdienste und löbliche Thaten ein unvergeßliches Denkmal zu stiften, nebst dem Wohlgefallen an der Vorstellung des uns erwartenden Nachruhms, um nichts unvernünftiger, als die Bemühung des Kriegers, des Gelehrten, des Künstlers, ihren Nahmen nicht nur an ihrem Wohnorte oder in ihrem Vaterlande, sondern auch in entfernten Weltgegenden und bei andern Nationen berühmt zu machen. Man hat also in der That nicht mehr Grund, jede Liebe zum Nachruhme eine eitle Thorheit zu nennen, als den Trieb und das Verlangen nach Achtung und Ehre überhaupt für eine kindische Schwachheit zu erklären. „Verewigter Winkelmann! (so sagt ein geistreicher Schriftsteller) du konntest ausrufen: ein einziger Augenblick von Selbstzufriedenheit ist besser, als die ganze Unsterblichkeit bei der Nachwelt! Aber was war es, das dir so hohe Zufriedenheit ins Herz strömte? — Vorgefühl dieser Unsterblichkeit!“ — Selbst dadurch gewinnt

der

der Nachruhm an Werth in unsern Augen, wenn wir bedenken, daß auch schon unsere Zeitgenossen desto mehr Achtung gegen uns empfinden, je gewisser sie vorausfehen, daß auch dereinst noch die Nachwelt unser Andenken ehren werde. Denn man kann wohl sagen, daß die Jetztlebenden mit der Nachkommenschaft in der Achtung eines verdienten Mannes gleichsam zum Voraus sympathisiren. — Mit diesem Wohlgefallen an der uns noch nach unserm Abschiede von der Welt erwartenden Achtung und Ehre verbindet sich endlich öfters noch das edle Vergnügen, welches wir aus der Vorstellung der weit reichenden und lange daurenden gemeinnützigen Folgen unserer löblichen Thaten schöpfen, nebst dem wohlthätigen Gefühle, welches der Gedanke an das Gute zu erzeugen pflegt, das unsere Lehren und Beispiele auch dann noch auf Erden stiften werden, wenn wir selbst schon längst unter den Todten ruhen.

Es erhellet also hieraus, daß der Werth, welchen die Menschen von jeher dem Nachruhme beigelegt haben, keine leere Grille sey, und daß der Wunsch, auch noch nach unserm Abschiede von dieser Erdenwelt geliebt und geehrt zu werden, eine starke Triebfeder zu allem, was gut und edel ist, abgeben könne. Daß aber

dieses Verlangen, wenn es zu weit getrieben wird, leicht in Thorheit und Eitelkeit ausarten und sogar zu den größten Verbrechen verleiten könne, ist von selbst klar, und wird noch deutlicher einleuchten, wenn wir den Unterschied zwischen der wahren und falschen Ehre (denn daraus wird sich von selbst ergeben, was wahrer und was bloß eingebildeter Nachruhm sey), ausführlicher werden entwickelt haben.

VI.

Von den äußern Zeichen der Achtung.

Nachdem ich bisher über die Natur und die Gründe des Ehrtriebes die nöthigen allgemeinen Betrachtungen angestellt habe; so will ich, bevor ich zu den nun folgenden besondern Erörterungen fortgehe, einige Worte über die äußern Ehrenbezeugungen oder über die Zeichen, wodurch wir unsere Achtung und Ehrerbietung gegen eine Person an den Tag zu legen pflegen, hinzufügen.

Die äußern Zeichen der Achtung sind theils natürliche, theils willkührliche. Die erstern haben einen in der Natur gegründeten nothwendigen

digen Zusammenhang mit den durch sie auszudrückenden Empfindungen der Ehrerbietung und des Beifalles. So äußern sich die genannten Gefühle und die ihnen entgegengesezten Empfindungen der Verachtung und des Misfallens, durch Blicke, Minen, Gebärden, selbst durch den Ton der Stimme, u. s. w. auf eine für jedermann verständliche Art. Dergleichen natürliche Zeichen eines mit Hochachtung erfüllten Gemüthes gelten in den Augen jedes Verständigen weit mehr, als die bloß willkührlichen, welche sich auf Gewohnheit und Herkommen gründen. Indessen sind diese leztern, insofern durch sie die gute Meinung von uns weiter im Publikum verbreitet, und viele unserer Mitmenschen, auf welche die uns von angesehenen Personen erwiesene Ehre gleichsam sympathetisch wirkt, ebenfalls zur Achtung gegen uns gestimmt werden, doch auch nicht unwichtig. Das aber ist Thorheit, wenn man auf Ehrenbezeugungen von dieser Gattung einen übermäßig großen Werth sezt und in ihnen sein Glück und seine Würde sucht. Am meisten ziehen diejenigen äußern Zeichen der Ehre, welche einen an sich gefallenden oder einen großen und starken Eindruck auf die Sinnlichkeit machen, die Blicke und die Wünsche der wenig Aufgeklärten aus allen Ständen

auf sich. Hierher gehören z. B. Feste, die jemanden zu Ehren angestellt werden; feierliche Aufzüge; Ehrenpforten; Erleuchtungen, kurz, alle Ehrenzeichen (von dem Ordensbande an bis zum Triumph- oder Krönungsgepränge), welche entweder angenehm auf die Sinne wirken und den Geschmack belustigen, oder durch Pracht, Größe und Erhabenheit die Gemüther stark rühren und oft bis ins Innerste erschüttern. Das Geläute der Glocken, der Schall der Trompeten und Pauken, der Donner der Kanonen und alles dem Aehnliche, wobei man zur Absicht hat, die Aufmerksamkeit des Publikums auf eine besondere merkwürdige Handlung hinzurichten, oder das Andenken an eine wichtige Begebenheit zu erneuern, dient zugleich zum Zeichen der Verehrung gegen diejenige Menschen, welche die Hauptpersonen bei solchen Feierlichkeiten sind. Einen nicht geringen Theil ihrer vorzüglichen Kraft haben solche Eindrücke des sinnlich Großen, Erhabenen und Feierlichen dem Umstande zu verdanken, daß sie vermöge einer gewissen Verwandtschaft, in der sie mit den Gefühlen der Hochachtung und Bewunderung stehen, eine solche Seelenstimmung hervorzubringen pflegen, in welcher man der genannten Empfindungen ganz besonders empfänglich ist. Endlich führt

das

das Außerordentliche, das Blendende, das Erschütternde dieser Feierlichkeiten die Vorstellung herbei, daß die Person, die dadurch geehrt werden soll, an Vortrefflichkeit und Würde weit über das Gewöhnliche oder Alltägliche hervorrage: und auch vermittelst dieser Ideenverknüpfung bahnen äußere Ehrenbezeugungen von der gedachten Art den Gefühlen der Achtung und der Ehrerbietung den Weg in die Gemüther. Und wenn wir durch das Pomphafte und Prunkvolle öffentlicher Ehrenbezeugungen eine zahlreiche Menschenmenge von Achtung und Ehrfurcht tief gerührt sehen; wie mächtig werden wir dann sympathetisch von gleichen Gefühlen ergriffen, gesezt auch unsere Vernunft wäre mit unserer Empfindung nicht ganz einverstanden! Aus dem Gesagten läßt sich leicht begreifen, warum alle glänzenden und geräuschvollen Achtungs- und Beifallsbezeugungen in den Augen derer einen so ungebührlich hohen Werth haben, welche nur durch das Aeußere angezogen werden, und welchen mehr daran liegt, wie groß die Anzahl ihrer Bewunderer oder Lobpreiser sey, als, welchen Grad von Einsicht und Beurtheilungskraft sie besitzen.

Da indeßen die Menschen einmal so sind, daß das, was Augen und Ohren füllt, den

tiefsten Eindruck auf sie macht; so ist es sehr zu billigen, wenn man das Feierliche und sinnlich Rührende mit gehöriger Klugheit dazu zu gebrauchen sucht, daß dadurch bei dem großen Haufen die Gefühle der Achtung und Ehrfurcht gegen Personen oder andere Gegenstände, welche Verehrung verdienen, theils erweckt, theils unterhalten werden. — Es giebt eine Gattung der sich so nennenden Aufklärung, welche alle auf die Sinnlichkeit wirkenden Besserungs- und Veredelungsmittel verwirft, und alles, was man bisher durch den starken Sporn der Gefühle bei den Menschen ausgerichtet zu haben glaubt, noch weit besser durch kaltes Räsonnement oder durch den Unterricht, vermittelst bloß deutlicher Begriffe, zu leisten sich anmaßt. Noch sind, soviel mir bewußt ist, keine sonderlich empfehlenden Wirkungen von dieser und von ähnlichen der Einseitigkeit nur allzu verdächtigen Bildungsmethoden bekannt geworden; und bis dahin, daß sie sich durch unwidersprechliche Erfahrungsproben ihrer Zweckmäßigkeit hinlänglich werden gerechtfertigt haben, wird es erlaubt seyn, bei der Meinung zu verbleiben, daß die Vernunftaufklärung nie anders, als in schöner Eintracht mit den Gefühlen, zur

Ver-

Veredelung und Beglückung unsers Geschlechtes mit gutem Erfolge wirksam seyn könne.

VII.

Von der wahren und falschen Ehrliebe.

Von dem Unterschiede zwischen der wahren oder verdienten und der unverdienten Achtung ist oben gehandelt worden. Wir haben daselbst gesehen, daß die erstere aus richtigen Ideen von der Bestimmung des Menschen und von denjenigen Vorzügen, welche seinen persönlichen Werth ausmachen, die leztere aber aus irrigen Begriffen von diesen Dingen entspringe, oder wohl gar bloß in der Sympathie, in der Nachahmung oder in einer zu weit getriebenen Nachgiebigkeit, welche sich auf eine tadelhafte Weise nach fremden Denkarten und Vorurtheilen zu bequemen sucht, ihren Grund habe. — Hieraus läßt sich denn auch ohne Schwierigkeit bestimmen, worin wahre, gegründete Selbstachtung, und worin ihr Gegentheil bestehe. Wer sich selbst achtet, weil er sich ächter Verdienste und Vorzüge bewußt ist, den schreiben wir eine

wohl

wohl gegründete Selbstachtung zu: und wer seinen eigenen Beifall durch Erwerbung solcher Vorzüge und durch Ausübung solcher Handlungen, welche den wahren Werth des Menschen ausmachen, immer mehr zu verdienen sucht, und alles Schändliche verabscheut, weil er sich dadurch in seinen eigenen Augen verächtlich zu machen fürchtet, der besizt, wie schon oben ist bemerkt worden, einen edeln Stolz. Und hieraus ergiebt sich leicht, was wahre und was falsche Ehrliebe sey.

Man kann der Ehrliebe diese Prädikate theils in objektiver, theils in subjektiver Hinsicht beilegen. In objektiver Hinsicht schreiben wir dem Menschen wahre Ehrliebe zu, welcher durch solche Dinge, die wirklich den Beifall der Vernunft verdienen, Ehre oder die günstige Meinung Anderer zu erhalten bemühet ist; da hingegen der, welcher seine Größe in Dingen sucht, die keine Achtung verdienen, weil sie keine ächten Vorzüge sind, eine falsche Ehrliebe besizt. Zur wahren Ehrliebe in objektiver Rücksicht gehört aber auch dieses, daß man jeden Vorzug nur in dem Grade achte und als Mittel, sich Ehre zu erwerben, gebrauche, in dem dies von der Vernunft gebilligt wird; daß man sich nicht z. B. mehr durch Geschicklichkeit, Kenntnisse und Kunstfertig-

fertigkeiten, als durch sittliche Vorzüge und Rechtschaffenheit im Wollen und Handeln, in Achtung zu setzen suche. — In subjektiver Rücksicht legen wir derjenigen Ehrliebe das Prädikat der wahren bei, welche den Trieb nach einer gegründeten Selbstachtung und einen edeln Stolz zur vornehmsten Quelle hat. Ich besitze also insofern wahre Ehrliebe, als ich mir die Achtung und den Beifall meiner Nebenmenschen aus dem Grunde wünsche, weil ich dadurch in meiner eigenen Achtung gewinne. (2 Abschn. III.) Falsch aber verdient meine Ehrliebe in subjektivem Sinne genannt zu werden, insofern sie nicht den Trieb nach gegründeter Selbstachtung, sondern irgend eine Gattung der eigennützigen Selbstsucht zur Quelle hat; d. i. insofern ich mich nicht darum geachtet und geehrt zu sehen wünsche, weil ich dadurch in meinen eigenen Augen mehr persönlichen Werth zu erhalten glaube, sondern bloß weil ich andere Vortheile oder die Befriedigung gewisser sinnlichen Neigungen (z. B. der Habsucht, der Begierde zu herrschen u. s. w.) davon hoffe. Man sieht leicht, daß eine in objektivem Sinne lobenswürdige Ehrliebe in subjektiver Hinsicht falsch und unächt seyn könne. Es sucht jemand z. B. durch Kenntnisse und Wissenschaft, durch unermüdete Thätigkeit in

seinem.

seinem Amte oder durch Muth und Tapferkeit zur Vertheidigung des Vaterlandes, sich berühmt zu machen. Er irret nicht in der Wahl der Gegenstände seiner Ehrbegierde: denn diese sind wirklich der Achtung jedes vernünftigen Menschen würdig. Aber er strebt nur darum nach dem Nahmen eines verdienten Mannes, weil er denselben als ein Mittel zu andern vielleicht sehr eigennützigen Zwecken schäzt. Bei diesem Menschen, so wie bei Vielen, die man sonst für Leute von wahrer Ehre hält, ist die subjektive Triebfeder der Ehrliebe nicht so beschaffen, daß sie selbst Achtung verdienen sollte. — Dies ist nicht so gemeint, als ob es an und für sich zu tadeln wäre, wenn man den Beifall und das Lob seiner Nebenmenschen auch mit aus der Ursache wünscht, weil man sich mancherlei Vortheile davon zu versprechen hat. Es ist vielmehr eine sehr erlaubte Klugheitsmaxime, ja es ist gewissermassen eines jeden Pflicht, durch Erwerbung und Erhaltung eines guten Nahmens für seine und der Seinigen Glückseligkeit zu sorgen. Gleichwohl bleibt es ausgemacht, daß nur diejenige Ehrliebe den Beinahmen der edeln und ächten verdient, welche die Achtung des Publikums nicht bloß als ein Mittel zur Erreichung anderer Absichten, sondern hauptsächlich wegen ihres

res oben erklärten Einflusses zur Bestärkung des Gefühles der Selbstachtung, wünscht und sucht. Denn nur unter dieser Bedingung steht die Ehrliebe nicht in Gefahr, durch Vorurtheile, Beispiele u. dgl. unrichtig geleitet zu werden und endlich zum großen Schaden der Sittlichkeit völlig auszuarten. Wenn wir nemlich nicht nur erst darüber mit uns selbst einig sind, worin wir unsern persönlichen Werth zu suchen haben, sondern auch bloß an denjenigen Lobes- und Beifallsbezeugungen, die wir zu verdienen uns bewußt sind, und vorzüglich aus dem Grunde, weil wir uns dadurch in unserer eigenen guten Meinung von unsern Vorzügen bestärkt fühlen, Vergnügen finden; so werden wir nur auf dem Wege wahrer Verdienste Lob und Ehre zu erhalten bemühet seyn. Wofern wir aber den Beifall und die Billigung unserer Nebenmenschen nicht um ihrer selbst sondern lediglich in gewissen eigennützigen Rücksichten schäzbar und wünschenswerth finden; so wird es uns ziemlich gleichgültig seyn, auf welchem Wege wir sie erlangen; wovon denn dies die Folge zu seyn pflegt, daß wir im Punkte der Ehre und der Schande uns jedem Vorurtheile anzuschmiegen nur allzubereitwillig sind, welches gerade in dem Zeitalter, worin wir leben, und unter den

Menschen, mit welchen wir zu thun haben, im Schwange geht.

Ich kann es hier bei diesen allgemeinen Merkmalen der wahren und falschen Ehrliebe um so eher bewenden lassen, da das Meiste, was zu einer deutlichen Darstellung dieses Unterschiedes noch weiter hinzugefügt werden könnte, theils schon im Vorhergehenden, so wie sich die Gelegenheit dazu darbot, vorgekommen ist, theils in der Folge noch vorkommen wird. Ich versuche es nun, eine speciellere Auseinandersetzung der vornehmsten Modifikationen, unter welchen der Trieb nach Ehre erscheint, und der gewöhnlichsten Ausartungen desselben mitzutheilen.

VIII.

Von den vornehmsten Modifikationen und Ausartungen des Ehrtriebes.

Eine besonders starke und anhaltende Thätigkeit des Ehrtriebes, welche nicht immer von der Vernunft geleitet wird, heißt Ehrbegierde; und ein hoher Grad der Ehrbegierde wird

Ehr=

Ehrsucht genannt. Der Ehrsüchtige wünscht und sucht die Achtungsbezeugungen seiner Mitmenschen auf eine leidenschaftliche Art um ihrer selbst willen, ohne Rücksicht auf ihren Einfluß zur Verstärkung seiner Selbstachtung, selbst ohne Rücksicht auf den Nutzen, den Ehre und Ansehen verschaffen können. Durch welche Mittel und Wege er dazu gelange, dies ist ihm gleichgültig. Wie weit die Ehrsucht, welche so das Mittel zum Zwecke macht, und sich nach jedem in Betreff der Ehre und Schande herrschenden Vorurtheile richtet, von dem, was wahrhaftig edel und lobenswerth ist, abführen könne, dies leuchtet von selbst ein; und wie mancher durch sie wirklich irre geführt werde, das lehrt die Erfahrung. — Die ungemäßigte Begierde nach weit verbreitetem Beifalle und lobpreisender Bewunderung heißt Ruhmsucht. — Die Ehrsucht nennt man auch Ehrgeiz: doch kann man zwischen diesem und der Ehr- oder Ruhmsucht den Unterschied machen, daß man unter der leztern das übertriebene Verlangen und Bestreben, Ehre und Ruhm zu erwerben, unter dem Ehrgeize aber die ungemäßigte Begierde, die erworbene Ehre zu erhalten, versteht. Diese Begriffe verhalten sich zu einander, wie die der Habsucht und des Geldgeizes. Der

Geldgierige oder Habsüchtige bemüht sich, immer mehrere Reichthümer zusammenzuscharren; der Geizige oder Karge aber, sein Vermögen, so viel möglich, zu sparen, und zu dem Ende seinen Aufwand auf jede thunliche Weise einzuschränken. Doch ist hiervon das Bestreben, noch mehreres zu besitzen, nicht ausgeschlossen; denn der Geiz kann von dem Verlangen, sein Eigenthum noch zu vermehren, nicht wohl getrennt werden. Gleichwie nun der Karge, um sein Vermögen zusammenzuhalten, sich manches Vergnügen, selbst manche Befriedigung dringender Bedürfnisse versagt; eben so pflegt auch der Ehrgeizige alle seine übrigen Neigungen, seine Liebe zur Bequemlichkeit, seinen Hang zu sinnlichen Vergnügungen, seine Geldliebe hintanzusetzen, wenn es darauf ankommt, das, was er seinen guten Nahmen und seine Ehre nennt, zu erhalten, oder der Schande und der Verachtung auszuweichen. Der ehrgeizige Reiche, der seine Ehre darein sezt, daß Andere eine hohe Meinung von der Größe seines Vermögens haben, lebt kärglich und elend, bloß um bei seinem Sterben den in seinen Augen über alles gehenden Ruhm zurückzulassen, daß er als der Besitzer großer Schätze aus der Welt gegangen sey. Ein Anderer beobachtet, von der nemlichen Leiden-

schaft

schaft getrieben und zur Erreichung der nemlichen Absicht, die gerade entgegengesezte Handlungsweise. Ohne selbst Geschmack zu haben an Aufwand, an Verschwendung und an einer glänzenden Art zu leben, übernimmt er alle die Unruhe und die Beschwerlichkeiten, welche von einer solchen Lebensweise nicht zu trennen sind, bloß um bei dem Publikum eine recht große Meinung von seinem Vermögen zu erwecken und zu erhalten. Es ist ihm schon genug, wenn man ihn nur für reich hält, ob er es gleich nicht ist. Daher sezt er sich durch einen sein Vermögen übersteigenden Aufwand in Gefahr, dürftig und mit Schulden beladen zu sterben, nachdem er durch viele Sorgen und Mühe, sich das Ansehen eines reichen Mannes zu geben und sich darin zu erhalten, sein Leben nicht wenig verbittert hat. Mancher ehrgeizige Gelehrte oder Künstler durchwacht Nächte und führt ein genuß- und freudenleeres Leben, weniger um den Ruhm seltener Wissenschaft und Geschicklichkeit zu erwerben (denn oft ist dieser das Werk günstiger Zufälligkeiten), als sich darin zu behaupten. Und wenn die Ruhmsucht den Feldherrn antreibt, keine Gefahr zu scheuen um neue Lorbern zu sammeln; so hält ihn oft der Ehrgeiz von jedem Schlage zurück, wobei er einen Theil seines schon

erkämpften Kriegsruhmes wagen oder seine Heldengröße auf das Spiel setzen würde. Der Ehrgeiz ist die Ursache, daß Menschen aus allen Ständen, durch den Schein der Dienstfertigkeit, Wohlthätigkeit, Uneigennützigkeit und anderer Tugenden, den guten Ruf, in dem sie stehen, zu erhalten und zu befestigen suchen: und eben diese Triebfeder bewegt sie auch, ihre Fehler und Unvollkommenheiten sorgfältig zu verbergen und sogar den Schein von allem dem, was Schande bringt, ängstlich zu vermeiden. Wenn aber auf diese Weise der Ehrgeiz oftmals die Quelle äusserlich-guter und nüzlicher (obgleich nicht sittlich-guter) Handlungen wird; so erzeugt er doch auch im Gegentheile nicht selten bei Menschen, die sich noch nicht zu richtigen Vorstellungen und Gefühlen, in Ansehung dessen, was Achtung und was Verachtung verdient, ausgebildet haben, Falls sie mit solchen Personen umgehen, welche ihre Ehre in die Schande sezzen, die verabscheuungswürdigste Unsittlichkeit. — Uebrigens ist die Eifersucht gegen die, welche geehrter und angesehener zu seyn scheinen, oder doch große Ansprüche auf Achtung und Auszeichnung verrathen, die fast unzertrennliche Begleiterin dieser Leidenschaft. Daher ist dem Ehrsüchtigen nichts unerträglicher an Andern,

dern, als Pralerei und Ruhmredig-
keit, d. h. übertriebene und lügenhafte oder
doch unkluge und unbescheidene Ankündigung ei-
gener Verdienste und Vorzüge, ob er gleich
selbst nur gar zu leicht in diesen Fehler ver-
fällt. — So auffallend endlich die Behau-
ptung, daß der Ehrgeizige sich öfters durch die
ihn beherrschende Leidenschaft zu den größten
Niederträchtigkeiten und sogar zu dem, was in
seinen eigenen Augen verächtlich und schändlich
ist, verleiten lasse, auf den ersten Anblick seyn
mag; so sehr wird sie doch nicht nur von der
Erfahrung bestättigt, sondern so leicht läßt sich
diese Erscheinung auch erklären. Der Kaiser
Heinrich IV. ließ sich nicht nur die bekann-
te höchst schimpfliche Mishandlung von dem
Pabste Gregor VII. gefallen, sondern er soll
auch mehrmals die versammelten Stände des
Reichs auf die demüthigendste Weise wegen der
vielen von ihm begangenen Fehler um Verzei-
hung gebeten und Besserung versprochen haben,
bloß um seine Krone zu behalten, deren befürch-
teter Verlust, bei seinem gränzenlosen Ehrgeize,
in seinen Augen das größte Unglück war, das
er sich denken konnte.

IX.

Fortsezung. — Eitelkeit.

Die Art der Ehrsucht, welche einen allzu großen Werth auf gewisse unwichtige oder gar nur eingebildete Vorzüge sezt, durch den blossen Schein zu glänzen strebt und sich über äussere Ehrenbezeugungen auf eine kleinliche, oft kindische Art freuet, heißt Eitelkeit. Sie äußert sich bald durch einen auffallenden Hang zur Kleiderpracht und zum äußern Prunke überhaupt; bald durch das Bemühen, es im Aufwande Andern von eben dem Stande gleich- oder zuvorzuthun, sich an die höhern Stände anzuschließen und sich über die niedern, so weit als möglich, zu erheben, so gewiß auch oftmals der Familienruin als eine Folge dieses thörigten Emporstrebens vorauszusehen ist; bald durch kindisches Nachahmen vornehmer oder sonst ausgezeichneter Personen in bloß zufälligen oder an sich unbedeutenden Dingen, zuweilen wohl gar in solchen Eigenschaften oder Handlungen, die eher Tadel als Lob verdienen; bald durch ausschweifende Modesucht oder durch Rang-

und

und Titelstolz; durch große Aufmerksamkeit auf das Betragen, auf die Reden, selbst auf die Minen und Blicke Anderer, insofern man Merkmale ihrer Achtung oder des Gegentheiles darin zu entdecken glaubt, verbunden mit einem ängstlichen Bestreben nach Lob und Beifall; durch ärgerliche Empfindlichkeit gegen alles, was Mangel an Achtung zu verrathen scheint; durch stolze Herablassung oder affektirte Höflichkeit; — und wer vermag die Aeußerungsarten der Eitelkeit alle aufzuzählen, wer die sehr verschiedenen Gestalten, in welchen diese Leidenschaft zu erscheinen pflegt, alle zu nennen?

Die sogenannte Gefallsucht d. h. diejenige Gattung der Eitelkeit, welche alle Mühe anwendet, sich durch körperliche Schönheit, durch Puz und Artigkeit vortheilhaft auszuzeichnen, betrachtet dieses Gefallen nicht immer als ein Mittel zu andern Zwecken (z. B. zur Befriedigung der Wollust), sondern gar oft macht sie es selbst zum Zwecke. Diese dem weiblichen Geschlechte besonders eigene Art der Eitelkeit äußert sich bei wenig gebildeten Personen durch inniges Vergnügen an Beweisen des Wohlgefallens, vorzüglich von Seiten der Männer, und durch Leichtglaubigkeit gegen Schmeicheleien und verstellte Bewunderung; durch sichtbaren

Neid gegen andere Weiber, welche durch Schönheit, Anzug und Lebensart eine beifällige Aufmerksamkeit zu erregen scheinen, wie auch durch bitteres Tadeln ihrer Fehler und durch pöbelhafte Schadenfreude oder niedrigen Spott über alles, was ihnen zum Nachtheile gereicht; durch plumpe Verachtung schlechter gekleideter oder ärmerer Personen, u. s. w. Bei Gebildetern offenbaret sich die gefallsüchtige Eitelkeit nicht nur durch das Bestreben, durch persönliche Reize und modischen Puz für sich einzunehmen, sondern auch vorzüglich durch das Bemühen, Artigkeit der Sitten, muntern Wiz, Empfindsamkeit, feinen Geschmack zu zeigen, oder durch gewisse Kunstfertigkeiten und Geschicklichkeiten (z. B. Musik, Tanzen u. d. gl.) zu glänzen; ferner, durch die Anmaßung, in Gesellschaften den Ton anzugeben und über Gegenstände der Galanterie zu entscheiden; durch possirliches Wichtigthun, wenn von Sachen der Mode die Rede ist, und vornehmlich, durch jene in der sogenannten feinern und gebildetern Welt so gewöhnliche Verkehrtheit der Denkungsart, welche den Werth der Menschen bloß nach einem geschmackvollen Anzuge, nach modischer Artigkeit, nach dem, was äußerlich glänzt, ohne alle Rücksicht auf wahre Verdienste und innere Vorzüge, zu bestimmen pflegt.

Wenn

Wenn die Gefallsucht mehr den Weibern als den Männern eigen ist (ob sie gleich den erstern nicht ausschlüßlich zukommt); so findet sich hingegen diejenige Art der Eitelkeit, welche Pedanterei heißt, häufiger bei den leztern. Einen Pedanten im weitern Sinne des Wortes, nennt man den, der die Vorzüge, welche ihm zukommen, übermäßig schätzet, und dieses bei jeder Gelegenheit, selbst bei Kleinigkeiten, auf eine oft sehr unschickliche und lächerliche Art an den Tag legt. Wenn der Pedant das, was er gelernt hat, mittheilen soll; so verräth er, durch eine zu große Peinlichkeit im bloß Formellen, daß er nicht selbst zu denken gewohnt ist. Man darf die Pedanten nicht bloß unter den Gelehrten suchen; sie finden sich in allen Ständen: es giebt pedantische Künstler, pedantische Kriegsleute und Hofleute, sogar pedantische Weiber, die z. B. bei jeder auch nur entfernten Veranlassung mit ihrer Belesenheit und mit ihren Kenntnissen Staat zu machen suchen. Am häufigsten aber sind die Pedanten in dem Gelehrtenstande anzutreffen. Ein Pedant dieser Gattung verachtet gewöhnlich alles, was ausser seinem Fache liegt. Hierher gehört z. B. auch die Schwachheit derer, welche aus übertriebener Liebe zu dem, was sie das Gründliche in den

Wissenschaften nennen, alles, was in das Gebiet des Geschmacks gehört, für nichts achten. Ungebührliches Herabsetzen alles Neuen in Vergleichung mit dem Alten; bitterer Spott über alles, was den Schein einer Ignoranz hat; Mikrologie; übertriebene Hochachtung und beinah abgöttische Verehrung derer, die sich in gleichem Fache berühmt gemacht haben; hochmüthiges, oft beleidigendes Betragen gegen Ungelehrte; große Ansprüche auf Ehrenbezeugungen, Belohnungen und Herrschaft, — dies sind einige von den Hauptzügen aus dem Bilde eines Pedanten in der gewöhnlichsten Bedeutung des Wortes.

Ohne gerade unter den Titel der Pedanterei zu gehören, ließen sich noch viele Arten der Eitelkeit nahmhaft machen, welche besonders denen Ständen, die sich durch Geistesbildung auszeichnen, eigen zu seyn pflegen. Ich will nur noch einige derselben berühren. Eitelkeit ist die Ursache, daß mancher Gelehrte oder Künstler, von dessen in andern Dingen bewiesenen Urtheilskraft man so etwas nicht erwarten sollte, sich durch ruhmrediges Erwähnen des ihm schon zu Theil gewordenen Beifalles, und besonders des Lobes der Vornehmen und Grossen, lächerlich macht; und seine Eigenliebe läßt ihn nicht leicht auf den Gedanken kommen, daß

es mit diesen Beifallsbezeugungen wohl schwerlich immer so ernstlich gemeint seyn dürfte. Jeder Tadel, jeder Widerspruch, selbst jeder Schein von Gleichgültigkeit gegen seine Verdienste bringt ihn desto mehr auf, je größer seine Ansprüche auf unbedingte Beistimmung und Verehrung sind. — Eitelkeit ist der Grund, warum der Eine das Lob eines berühmten Gelehrten, der Andere das eines großen Künstlers, mit dem Scheine eigenen Gefühles und mit gezwungenem Enthusiasmus nachspricht, wie es ihnen ist vorgesprochen worden: denn sie bilden sich ein, daß sie hierdurch einen für sie ehrenvollen Beweis ihres Geschmacks und ihrer Beurtheilungsgabe ablegen. Menschen dieser Art sind viel zu kurzsichtig, als daß sie merken sollten, wie wenig ihnen dieses kindische Nachlallen fremder Urtheile bei dem klügern Theile des Publikums den Nahmen aufgeklärter Selbstdenker verschaffen werde. Mit der widerlichsten Marktschreierstimme fallen sie in den Ton mit ein, den irgend ein in literärischem Kredit stehender Gelehrter oder ein von ihnen für infallibel geachtetes Büchertribunal angegeben hat: und nichts kommt den Uebertreibungen, mit denen sie loben, gleich, als die Unverschämtheit ihres Tadels und Spottes, womit sie über jeden Schrift-

steller

steller und über jedes Werk herfallen, welches das Unglück gehabt hat, einem ihrer Orakel zu misfallen, oder — als die furchtsame Niederträchtigkeit, mit der sie sich zu benennen pflegen, so oft sie sich Männern von entschiedenem literärischen Ruhme gegenüber sehen. — Was ist es anders, als Eitelkeit, was so manchen antreibt, den Sonderling zu spielen, im Anzuge, in Sitten und Lebensart den gebahnten Weg zu verlassen, durch allerhand seltsame oder wohl gar tolle Streiche sich in den Augen der Unverständigen das Ansehen eines nicht gemeinen Genie's zu geben, und bald durch ein affektirtes, kostbares Wesen, bald durch cynischen Sanscülottismus die Blicke der Menge auf sich zu ziehen? — Egoistische Eitelkeit ist eine Hauptquelle jener ungezügelten Neuerungssucht, jenes so weit verbreiteten Hanges zu reformiren, und alles alte bisher übliche, als Thorheit und Unsinn zu verschreien. *) Eigendünkel und Begierde

*) „Es gehört Anfangs Muth dazu, sagt Herr Eberhard, gewisse Vorurtheile zu verwerfen; Muth gegen die, welchen die Vorurtheile nützen; Muth gegen die innere Verehrung derselben, mit der wir aufgewachsen sind, und gegen die wir uns nicht

gierde Aufsehen zu machen, verbunden mit grossem Mangel an gründlichen Kenntnissen, an Reife der Beurtheilungskraft, an Erfahrung, Welt- und Menschenkenntnis und andern Eigenschaften, ohne die niemand die Rolle eines Reformators mit Ehren spielen kann, haben zwar zu allen Zeiten Anmaßungen und Uebereilungen dieser Art erzeugt: aber vielleicht sind dergleichen Erscheinungen doch nie häufiger gewesen, als in dem gegenwärtigen Zeitalter, dem man seine übrigen großen Vorzüge darum nicht streitig macht, wenn man sagt, daß diese Art des Egoismus mit zu seinen charakteristischen Eigenheiten gehöre. Seine Absicht, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen und einen größern oder kleinern Theil desselben für sich

---

nicht ohne einen geheimen Schauder auflehnen. Aber sobald einmal der erste Schritt zu diesem allgemeinen Aufstande gethan ist; so kehrt sich die Sache um. Wer einigen Ehrgeiz in sich fühlt, glaubt, durch Verachtung aller Vorurtheile die Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu müssen, und die Eitelkeit, mit einem so leichten und gefahrlosen Ruhme zu prahlen, reißt in ihrem Strome alle Meinungen, die dem Frieden und der Ruhe der Menschen heilig sind, ohne Unterschied und Prüfung mit sich fort.“

sich einzunehmen, wird ein Mensch, der mit dieser Gattung selbstgefälliger Eitelkeit behaftet ist, nie verfehlen, wofern er, außer gewissen andern äußern Talenten, nur die Gabe besizt, durch den absprechenden Ton der Zuversichtlichkeit zu imponiren.*) Denn durch diese Gabe, sollte ihre Anwendung auch zuweilen den Nahmen der Unverschämtheit verdienen, und durch einen wenigstens scheinbaren Enthusiasmus für Wahrheit, Recht und Menschenwohl (welcher aber gar oft weiter nichts, als der verlarvte Enthu-

*) Hierher gehören vorzüglich jene Genie-Affen, welche, wie Kant (in s. Anthropologie S. 162.) sagt, die „Sprache außerordentlich von der Natur begünstigter Köpfe führen, das mühsame Lernen und Forschen für stümperhaft erklären u. s. w. Dieser Schlag (von Menschen) ist den Fortschritten in wissenschaftlicher und sittlicher Bildung sehr nachtheilig, wenn er über Religion, Staatsverhältnisse und Moral, gleich dem Eingeweihten oder Machthaber, vom Weisheitssitze herab im entscheidenden Tone abspricht, und so die Armseligkeit des Geistes zu verdecken weiß. Was ist hier anders zu thun, als zu lachen, und seinen Gang mit Fleiß, Ordnung und Klarheit geduldig fortzusetzen, ohne auf jene Gaukler Rücksicht zu nehmen?“

Enthusiasmus einer nach Celebrität ringenden Ehrsucht ist) macht man unfehlbar auf den großen Haufen derer Eindruck, welche, wie es scheinen möchte, von der Natur dazu bestimmt sind, sich nie über die Rolle bloßer Nachbeter zu erheben, das Schicksal mag es nun fügen, daß sie sich (es sey in welchem Fache es wolle), zu der Parthei der sogenannten Orthodoxen oder der Heterodoxen bekennen. Und daß heut zu Tage die Menge der Nachbeter von der lez= tern Parthei eben so groß, wo nicht noch grös= ser sey, als die von der erstern jemals gewesen ist, dies kann wohl niemanden entgehen, der einer unparteiischen Beurtheilung dessen, was vor seinen Augen geschieht, nicht ganz unfähig ist. Man kann dies laut sagen, ohne darum für wahre Aufklärung und für redlich gemeinte, durch Klugheit geleitete und durch warmen Ei= fer für Menschenveredelung und für Menschen= wohl belebte Verbesserungsbegierde weniger Ach= tung zu haben als sie verdient. Gewiß, nur der meint es mit der guten Sache der Vernunft, der Wahrheit, der Rechte der Menschheit von Herzen gut, der die albernen Thorheiten und selbst so manche höchst verderbliche Arten des Unfugs, zu deren Beschönigung man jene heili= gen Nahmen zu misbrauchen sich erfrecht, eben

so freimüthig und beherzt in ihrer verächtlichen Blöße darstellt, als es jedes biedern Mannes Pflicht ist, der abergläubigen Verehrung des Alten, der Unduldsamkeit, der Verketzerungs- und Verfolgungssucht, und wie die Ungeheuer dieses Gelichters alle heißen, den Krieg anzukündigen. Daß gegenwärtig weit mehr Muth und edle Entschlossenheit zu dem Erstern, als zu dem Leztern erfordert werde, daran kann wohl niemand zweifeln, der die Bemerkung gemacht hat, daß eine große Anzahl von denen, die gerade am lautesten von unbeschränkter Denk- und Schreibfreiheit predigen, von ihrer Seite die Intoleranz und Verdammungssucht so weit treiben, daß sie es für ein untrügliches Kennzeichen einer unedlen und knechtischen Denkart, oder wohl gar für Hochverrath gegen die Menschheit ausgeben, wenn man ihnen nicht in allen ihren übertriebenen, einseitigen, gewagten, wo nicht gar für Religion und Staatenwohl höchst gefährlichen Behauptungen beistimmt.

Doch ich verlasse diese Gattung von Eitelgesinnten, um noch einige ihr verwandte Arten ehrsüchtiger Thoren nahmhaft zu machen. Mit sichtbarer Selbstgefälligkeit bringt hier Einer die seinem Witze gleichsam durch die Folter abgezwungenen Einfälle und Redewendungen (künst-

lich

lich gestellte Antithesen, überraschende Vergleichungen u. dgl) in Gesellschaften vor, weil er heirdurch den Nahmen eines feinen Kopfes zu erlangen hofft, welchen er auch durch Beiseitsetzung aller Achtung für Wahrheit und Tugend nicht zu theuer zu erkaufen glaubt. — Meist aus Eitelkeit entsteht überhaupt das Verlangen, die Aufmerksamkeit Anderer zu erregen, weil man sich selbst für desto wichtiger zu halten geneigt ist, jemehr man sich von seinen Nebenmenschen bemerkt sieht. Daher kommt es, daß so manche bei der Erzählung ihrer Schicksale und ihrer Thaten alles übertreiben, das ganz Alltägliche als etwas außerordentliches, und das Gewöhnliche als etwas unerhörtes oder als das Einzige in seiner Art vorzustellen suchen; weil sie wohl einsehen, daß, wofern sie bloß bei der Wahrheit bleiben wollten, sie wenig Sensation erregen würden. — Was anders, als die eitle Begierde, sich als Menschen von nicht gemeinen Einsichten auszuzeichnen, ist die Ursache, daß so Viele in ihren gesellschaftlichen Unterhaltungen, auch dann, wenn nicht von ihrer eigenen Person die Rede ist, immer nach dem Außerordentlichen haschen; daß sie, z. B. wenn das Gespräch auf Politik, und Staatsangelegenheiten, auf Krieg und Frieden, auf

Siege und Niederlagen, auf Allianzen und hundert ähnliche Dinge geräth, nie bei dem, was wahrscheinlich, was dem gewöhnlichen Weltlaufe gemäß ist, bleiben, sondern immer auf das Außerordentliche oder wohl gar in das Abentheuerliche und Kindische verfallen? — Und wenn der Eine, von Eitelkeit getrieben, durch scheinheiliges Affektiren einer vorzüglichen Frömmigkeit und einer nicht gemeinen Tugend zu glänzen sucht; so giebt es Andere, die sich durch ebendieselbe Leidenschaft der Eitelkeit bewegen lassen, sich sogar ihrer Ruchlosigkeit, ihrer Laster und Ausschweifungen zu rühmen: und zwar nicht bloß im Umgange mit Personen, deren bekannte unsittliche Denkungsart sie nicht zweifeln läßt, daß sie sich durch dergleichen erbärmliche Prahlereien Beifall und eine Art von Bewunderung erwerben werden; sondern auch selbst in Gegenwart solcher Menschen, deren Misbilligung sie voraussehen. Denn ihre Hauptabsicht, bemerkt zu werden und Aufsehen zu machen, wird gewissermaßen eben so gut erreicht, wenn man sie als Menschen, die sich durch Frevel und Lasterhaftigkeit auszeichnen, verabscheut, als wenn sie sich seltener Tugenden und Verdienste zu rühmen hätten. Mancher, dessen moralisches Gefühl noch nicht ganz abgestumpft

ist,

ist, sucht, indem er sich seiner Laster rühmt, das gar zu Schändliche und Verächtliche derselben zu verschleiern, und hingegen das Gute und Beifallswürdige, das allenfalls dabei zum Grunde zu liegen scheint, geflissentlich unter die Augen zu rücken. Zu dem Ende geben dergleichen Menschen ihren Lastern allerhand schöne Nahmen: so heißt z. B. Betrug und Schurkerei in ihrer Sprache List und Klugheit; unersättliche Rachsucht gegen die, von denen man beleidigt zu seyn glaubt, nennen sie Ehrliebe u. s. w. — Diese Verkehrtheit der sittlichen Urtheile und Gefühle geht soweit, daß Viele (besonders durch böse Beispiele verdorbene junge Leute von natürlich schwachem Charakter) sich sogar des Guten, das sie allenfalls noch an sich haben, schämen: daher suchen sie lasterhafter zu scheinen, als sie wirklich sind, und alles sorgfältig zu vermeiden, was den Verdacht gegen sie erwecken konnte, als wollten sie sich herausnehmen, klüger, vernünftiger und besser zu seyn, als es der unter Leuten ihres Alters, ihres Standes, ihrer Kamerabschaft herrschende Ton zu verstatten scheint. Die Zahl der Personen ist kleiner als Mancher denkt, die den Muth haben, sich immer über die scheelen Blicke, die hämischen Beurtheilungen

gen und die Spöttereien derer hinwegzusetzen, die es nicht leiden können, daß es jemand wage, tugendhafter zu seyn, als sie selbst sind. Menschen dieses Schlags pflegen gewisse Arten des Wohlverhaltens für Schwäche auszugeben, weil die Kraft, die zur Mäßigung der Begierden erforderlich ist, nicht so bemerkt wird, wie der Grad von Kraft und Muth, den die diesen Tugenden entgegenstehenden Laster zu verrathen scheinen. — Und wenn Jünglinge und Mädchen dadurch lächerlich werden, daß sie, oft mit sichtbarem Zwange und mit augenscheinlicher Gewalt, die sie ihrem Temperament und ihrem Charakter anthun, sich bemühen, eben so ausgelassen, so frivol, so thörigt und ausschweifend zu scheinen, als es Andere ihres gleichen sind; was soll man denn zu dieser ekelhaftesten unter allen Arten der Eitelkeit sagen, wenn sie sich sogar bei dem Alter findet? — wenn Greise oder alte Frauen sich ihrer grauen Haare schämen, wenn sie durch die abgeschmackteste Nachäffung des der Jugend eigenen Leichtsinns, der Gefallsucht und des Hanges zu sinnlichen Vergnügungen, so gern jung scheinen möchten, und sich dadurch nicht nur um die Achtung aller Verständigen bringen, sondern selbst in den Augen der jüngern Welt, die sie durch ihre thörigte

Gleich-

Gleichstellung zu gewinnen suchen, lächerlich und verächtlich werden?

* * *

Außerdem, daß die hier angeführten und tausend andere Arten der eiteln Ehrsucht, alle die damit behaftet sind, nie zur Ruhe kommen lassen, und ihr Leben durch unzählige Sorgen, Verdrüßlichkeiten und Kränkungen verbittern, deren sie, wenn sie klug wären, gar wohl überhoben seyn könnten; außerdem, daß sie dem Menschen, anstatt der so übermäßig gewünschten Achtung und Ehre, oft nur Verachtung und Spott zuziehen; so hat diese Leidenschaft nicht selten auch noch andere äußerst verderbliche und sich sehr weit erstreckende Folgen: und das um so mehr, je vornehmer und mächtiger die Personen sind, die sich von ihr beherrschen lassen. Wie oft hat nicht schon — ich will nicht sagen, eine ungebändigte Ruhmsucht, sondern — die vielleicht nur durch ein anzügliches Wort oder durch eine zweideutige Mine beleidigte Eitelkeit solcher Menschen, die entweder selbst eine grosse Macht besassen, oder viel über die vermochten, von welchen das Schicksal ganzer Völker abhing, die blutigsten Kriege veranlaßt, oder Aufruhr und Empörungen gestiftet und hierdurch unaussprechliches Elend über die Menschheit gebracht!

bracht! So war es z. B. vorzüglich Eitelkeit, welche unter Ludwigs XIV Regierung die grausamen Religionsverfolgungen in Frankreich verursachte und diesem Staate den empfindlichsten Schaden versezte. Lange hatte die natürlich gesunde Vernunft des Königs denen widerstanden, welche ihn zu harten Maaßregeln gegen seine protestantischen Unterthanen zu bewegen suchten; bis sie ihm endlich vorstellten, es wäre doch eine unerträgliche Anmaßung und verriethe wenig Achtung gegen die königliche Würde, daß diese Menschen sich einbildeten, bessere Einsichten in Religionssachen zu haben, als ihr wegen seiner Weisheit in der ganzen Welt berühmter Monarch. Hiermit hatten sie Ludwigs schwächste Seite getroffen; und nun war kein Bekehrungsmittel so grausam und keine Gewaltthätigkeit so empörend, zu der sie ihn nicht bereden konnten.

Obgleich die vornehmere und gebildetere Welt der Eitelkeit am meisten fröhnet; so weiß doch jeder Menschenkenner, daß kein Stand (sey er so hoch oder so niedrig als er wolle) kein Alter, keine Menschenklasse frei von derselben ist. Diese Leidenschaft hat auch das Eigene, daß sie ihre Herrschaft über das menschliche Herz bis zum lezten Augenblicke behauptet. Wie viele

le mögen nicht schon, bloß um Aufsehen zu machen (also aus Eitelkeit), an sich selbst zu Mördern geworden seyn! Und das Verlangen, noch bei dem lezten Lebensauftritte so zu erscheinen, daß dadurch die Aufmerksamkeit des Publikums erregt werde, noch nach dem Tode von sich sprechen zu machen und sich eine Art von Nachruhm zu erwerben, ist nicht nur die Ursache, daß der gebildete Europäer mit einer (vielleicht nur scheinbaren) Kaltblütigkeit und mit einem erzwungenen Heroismus dem Tode entgegen geht; *)

*) „Man weiß es jezt (sagt ein glaubwürdiger Schriftsteller) aus dem eigenen Geständnisse der in Frankreich zu Guillotine Verdammten, daß das lezte traurige Schauspiel, das die Unglücklichen dem Publikum gaben, eine lange zuvor erkünstelte und vorbereitete Rolle war, auf die ein jeder aus Eitelkeit sann, um in seinen lezten Augenblicken heroisch und theatralisch zu erscheinen. Das Publikum — so sehr war es durch das Vorurtheil einer eingebildeten Ehre verdorben — sah in ihnen nicht Menschen, nicht unschuldig Leidende und ungerecht Ermordete: man beurtheilte sie wie Schauspieler, und hielt sich bloß daran, wie sie starben, nicht warum sie starben.“

sondern dieser Wunsch macht auch den rohen Wilden stark genug, um unter den grausamsten Martern, womit ihn sein Feind, dem ihn das Kriegsglück in die Hände lieferte, zu Tode quält, eine bewundernswürdige Standhaftigkeit zu zeigen, und, ohne daß er eine Klage oder einen Seufzer von sich hören läßt, seinen Geist aufzugeben.

X.

Charakterschilderung des Mannes von wahrer Ehrliebe.

Ehe ich diesen Abschnitt schließe, will ich die in den bisherigen Ausführungen zerstreuten Charakterzüge des wahrhaft ehrliebenden Mannes ins kurze zusammenfassen, und, um sie durch den Kontrast noch mehr zu heben, die Hauptmerkmale, welche die Denk- und Sinnesart eines mit falscher Ehrliebe erfüllten Gemüthes charakterisiren, dagegen überstellen.

Der sittlich aufgeklärte und tugendhafte Mann kennt die große Bestimmung des Menschen nach ihrem gesammten Umfange und nach

ihrer

ihrer ganzen Erhabenheit. Nie verliert er das hohe Ideal der vollkommenen Menschheit aus den Augen; und nur das, was ihn und was seine Mitmenschen diesem Ideale näher bringt, hat unbedingten Werth in seinen Augen. Für den höchsten Adel jedes Vernunftwesens erkennt er das Vermögen, sich aus freier Selbstmacht seiner Vernunft Gesetze zu geben, verbunden mit der Willenskraft aus freier Wahl und Entschließung dieselben zu befolgen; — und für seine erhabenste Würde das Zusammenstimmen seiner Gesinnungen und Handlungen mit diesen Gesetzen. Alles, was außerdem noch der menschlichen Natur angehört, achtet er nur in Beziehung auf diese ihre moralischen Anlagen und ihre möglich-größte Ausbildung, welche seine höchste Bestimmung ausmacht. Diesem obersten und lezten Endzweck seines Daseyns weiß er alles, was sonst für groß und vortrefflich an dem Menschen geachtet wird, richtig unterzuordnen. Was seinen sinnlichen Bedürfnissen Befriedigung gewährt, was seine irdische Existenz angenehm macht, und vornehmlich was das Gemüth mit Vergnügungen von der edlern Art unterhält, schäzt er zwar auch: aber Achtung verdient nichts in seinen Augen, als was dem Menschen selbst angehört und zur Erhöhung seines

nes persönlichen Werthes beiträgt, nicht bloß seinen Zustand annehmlicher macht. Wie sehr unterscheidet er sich hierin von allen mit der wahren moralischen Aufklärung unbekannten Menschen, die den höchsten Zweck ihrer Natur, das, was ihr eigentlich ihren Rang weit über den Thieren anweist, verkennen oder gar läugnen! Eine gewisse äußere Gesezmäßigkeit des Thuns und Lassens (in ihrer Sprache Tugend genannt), schätzen sie zwar als Mittel mannigfaltiger Arten der Glückseligkeit, aber einen höhern Werth gestehen sie ihr nicht zu. Von einer unbedingten Würde, die sich ein vernünftiges Wesen durch Unterordnung aller seiner Neigungen und Triebe unter ein absolutes Vernunftgebot giebt, wissen sie nichts. Ein Rechtverhalten bloß aus Pflicht ohne alle Hinsicht auf Vergnügen und Vortheil, eine ganz uneigennützige Vermeidung des Lasters und eine eben so uninteressirte Vollbringung des Guten ist nach ihrem Urtheile ein leeres Phantom, das nur in einer etwas von Schwärmerei angesteckten Einbildungskraft, und sonst nirgends in der Welt, Wirklichkeit hat; und das Bemühen, dieser Stufe der sittlichen Vollkommenheit immer näher zu kommen, halten sie für eine Thorheit, die sie bemitleiden, wo nicht gar verachten würden,

wenn nicht noch zuweilen die bessere Stimme in ihrem Innern, die sich weder von den Leidenschaften eines verderbten Herzens, noch von den Sophistereien einer halbaufgeklärten Vernunft allezeit überschreien läßt, ihnen Verehrung des an sich Guten geböte. — Die äussern Vorzüge, die nicht in dem Menschen selbst haften, sondern in gewissen Verhältnissen zu andern Dingen oder Personen bestehen, kann nur der weise sittlich-ausgebildete Mann gehörig würdigen. Rang, Stand, Vermögen, Macht, Einfluß und andere in dieses Verzeichnis gehörende Dinge sind, nach seiner Ueberzeugung, nur insofern einiger Achtung werth, als sie durch wahre Verdienste erworben und als Folgen achtungswürdiger persönlicher Eigenschaften betrachtet werden. Er verachtet die Thorheit und das Laster im goldenen Pallast und auf dem Throne, und verehrt die Tugend in der Rasenhütte. Der Glanz des Reichthums, den die prunkliebende Eitelkeit so gern zur Schau ausstellt, macht auf ihn keinen Eindruck. Der glücklich Gepriesene, von der Menge Vergötterte, der unter Gold und Diamanten seine hinfällige, schwache Menschheit zu verbergen sucht, bleibt doch immer in seinen Augen ein höchst hülfsbedürftiges Geschöpf, das sein Reichthum, seine Macht

und

und Hoheit gegen Verdruß und Kummer nicht schützen und gegen die Schläge des Schicksals nicht sichern können. Und ist der Günstling des Glücks so thörigt, daß er sich wegen seiner äußern Vorzüge im Ernste besser zu seyn dünkt, als Andere, oder wohl gar, weil er, vermöge seiner günstigen Umstände, über manches Bedürfnis erhaben ist, sich darum auch von den Pflichten der Menschheit lossspricht; so steht er nach dem Urtheile des Weisen und Tugendhaften, weit unter dem armen aber rechtschaffenen Taglöhner, der dem Glücke nichts, sich selbst aber alles, was er hat, ein gutes Gewissen, und die wohlverdiente Achtung seiner selbst, verdankt. — Da der sittlich Aufgeklärte so richtig und wahr über Bestimmung und Werth der Menschheit überhaupt denkt, da er zwar in jedem Menschen, selbst in dem Lasterhaften, die Menschheit und was ihr wesentlich ist, die Anlagen der Vernunft und der Moralität zu würdigen weiß, aber nur den zum Gegenstande seiner mit Billigung und uninteressirten Beifall verbundenen Achtung macht, der des Glückes, ein vernünftiges Wesen zu seyn, durch stetes Weiterstreben in intellektueller und sittlicher Ausbildung immer würdiger zu werden sucht; so hält er auch sich selbst seiner eigenen Achtung nur insofern

werth,

werth, als er sich des aufrichtigen Vorsatzes und der redlich gemeinten Bemühung bewußt ist, alle seine Kräfte seiner hohen Bestimmung gemäß zu gebrauchen. Frei von allem Einflusse einer blinden Eigenliebe, fern von der Thorheit des Selbstdünkels, welcher sich so gern in seine eigenen Vorzüge verliebt, bemüht, sich jedem verständigen und guten Menschen durch dienstgeflissene Gefälligkeit und kluges Nachgeben zu empfehlen, worin er aber doch nie so weit geht, daß er sich nicht bei wichtigen Veranlassungen, im Selbstgefühle seines Werthes, mit edler Kühnheit gegen die Anmaßungen eines thörigten Uebermuthes, oder gegen Bedrückungen der Bosheit erheben sollte, — mißt er seinen eigenen persönlichen Werth mit eben dem Maaßstabe, nach welchem er auch fremden Menschenwerth bestimmt. Je schmerzhafter ihm das Gefühl des Misvergnügens über seine eigenen Fehler und Unvollkommenheiten ist, desto aufmerksamer achtet er auf sich selbst, um alles, was ihn in seinen eigenen Augen erniedrigen könnte, sorgfältigst zu vermeiden. Die Wahrnehmung seiner eigenen Unvollkommenheiten, die ihn allezeit in Demuth und Bescheidenheit erhält, macht ihn zugleich billig und nachsichtsvoll in Beurtheilung seiner Nebenmenschen. Zwar ents-

schul-

schuldigt er ihre moralischen Fehler nicht: aber die Bemerkung derselben kann die überwiegende Neigung, das Gute und Verehrungswerthe an ihnen zu entdecken und anzuerkennen, nicht niederschlagen; und er freut sich nicht weniger, seine Mitmenschen ihrer Tugenden und Verdienste wegen achtungswürdig, als sich selbst seines eigenen Beifalls werth zu finden. Auf so festen Grundsätzen beruhen seine Urtheile über persönlichen Werth und Unwerth, es mögen nun Andere oder er selbst Gegenstand dieser Urtheile seyn: so bestimmen die ewig unwandelbaren Gesetze seiner moralischen Natur bei ihm die Gefühle der Achtung und der Verachtung, welche bei so Vielen bloß von Beispielen, Vorurtheilen und tausend andern zufälligen Dingen abhängen. Der Unaufgeklärte sezt eben so wenig den Werth Anderer, als seine eigene Würde, in das, was die unbefangene, nicht durch Sinnlichkeit geblendete Vernunft für unbedingt gut und vortrefflich halten muß. Entweder huldigt er dem Golde, dem Götzen, vor dem so viele Tausende niederknien; oder er staunt den glänzenden Prunk, durch den die Kinder des Glücks die Augen des großen Haufens blenden, mit einer Empfindung von Ehrfurcht an, welche ein vernünftig-sittliches Wesen, dessen höhere

Bedürf-

Bedürfnisse diese ganze Sinnenwelt mit aller ihrer Herrlicheeit nicht befriedigen kann, so tief herunterwürdigt; oder er läßt sich überhaupt in seinen Urtheilen über das, was dem Menschen Vorzug und Adel giebt, von dem Strome der herrschenden Meinungen hinreißen, dem er nicht genug Selbstständigkeit der Denkungsart und Stärke des Charakters entgegenzusetzen hat. Lebt er unter Menschen und in einem Zeitalter, wo Kenntnisse, Rechtschaffenheit und Verdienste nichts gelten, wenn sie nicht mit gewissen äußern wirklichen oder bloß eingebildeten Vorzügen vereinigt erscheinen; so glaubt er sich durch den Geist und die herrschende Stimmung des Jahrhunderts berechtigt, dem bescheidenen, anspruchslosen Weisen und dem von dem Glücke zurückgesezten Tugendhaften ihren Plaz weit unter dem Thoren und dem Lasterfreunde anzuweisen, der sich durch weiter nichts, als durch jene äussereren Vorzüge empfiehlt. Und ist er gar so unglücklich, in einem Jahrzehende zu leben (denn ein Jahrhundert dauert zur Ehre der Vernunft und zum Glücke der Menschheit eine solche Verirrung nicht), wo es unter rasenden Ausbrüchen einer mit dem Nahmen eines edlen philosophischen Enthusiasmus pralenden Partheiwuth endlich dahin kommt, daß das Heiligste in der

Men-

Menschennatur, die Tugend, nebst den mit ihr so nahe verschwisterten Empfindungen der Religiosität, nicht nur etwa heimlich gehaßt, sondern öffentlich verfolgt und zum Gegenstande des frechsten Hohnes gemacht, das verschmizte Laster aber, die frevelnde Gotteslängnung und die schamlose Bosheit gepriesen und gekrönet werden; so wird er auch hier der herrschenden Denkart nachgeben und in den neuen Sprachgebrauch mit einstimmen, nach welchem die Wörter: Tugend, Patriotismus und andere ehrwürdige Nahmen vorher nie erhörte Bedeutungen erhalten. So tief kann ein jeder fallen, dessen Begriffe über das, was die Würde und den Adel der Menschheit ausmacht, nicht Erzeugnisse des Selbstdenkens und des eigenen Prüfens sind, und der also da, wo es auf Bestimmung dessen ankommt, worin einzelne Menschen und ganze Nationen ihre Ehre zu suchen haben, Andern nur nachempfinden und nachlallen kann. Doch ich kehre zur Schilderung des Mannes von wahrer Ehre zurück. — So sehr dieser auch seinen Hauptwerth und den schätzbarsten, edelsten Theil seiner Glückseligkeit darein sezt, daß er sein eigenes Urtheil nicht scheuen darf, so wenig ist es ihm doch gleichgültig, was Andere von ihm denken. Selbst

die

die äußern Zeichen fremder Achtung, wären sie an sich auch noch so unbedeutend, gelten in seinen Augen etwas, sobald sie einmal für das bekannt sind, wodurch sich Beifall und Ehrerbietung an den Tag legen. Theils aus dem Grunde, weil sein und der Seinigen irdisches Wohl von der Meinung seiner Nebenmenschen so sehr abhängt, theils aber auch darum, weil er zur Besserung und Beglückung Anderer nur dann etwas bedeutendes zu wirken vermag, wenn er ihr Zutrauen besizt, achtet er sich zum Gebrauche jedes an sich unschuldigen Mittels, sich bei seinem Publikum in Ansehen zu setzen und sich darin zu erhalten, verbunden. Fern aber ist er von jeder tadelhaften Menschengefälligkeit, die sich nach den Thorheiten eines Zeitalters, nach den Vorurtheilen gewisser Stände oder einzelner oft sehr mit Unrecht geachteter Personen bequemt, um Beifall und Lob zu erndten; fern von jener verächtlichen Feigheit, die dem Tadel der Unverständigen allzu ängstlich auszuweichen sucht. Jede Ehrenbezeugung, die ihm um solcher Dinge willen zu Theil wird, welche in seinen Augen keine wahren Verdienste sind, hat für ihn eben so wenig Werth, als überhaupt jedes Lob und jeder Beifall, dessen er nach seinem eigenen Urtheile nicht würdig

ist: und die Verachtung, die ihm unverdienter Weise und um solcher Dinge willen widerfährt, deren er sich, nach seiner besten Ueberzeugung, nicht zu schämen hat, ist ihm viel zu verächtlich, als daß er zaghaft und niederträchtig genug seyn sollte, ihr durch eine zu weit getriebene Menschengefälligkeit oder durch eine schimpfliche Aufopferung seiner wahren Ehre entgehen zu wollen. Weil nur der aufgeklärte, sittlichgebildete Mann einsieht, von welchen Zufälligkeiten die Achtung und das Lob der Menge abhängt, wie oft der lauteste Beifall und die glänzensten Ehrenbezeugungen nichts als Verstellung zum Grunde haben, wie unbeständig und wandelbar die Meinungen der Menschen, vorzüglich des großen Haufens, wie eitel und nichtig überhaupt alles Irdische ist; so ist auch nur er einer Gründlichkeit der Denkungsart und einer Festigkeit des Charakters fähig, welche vor jeder Ausartung des Ehrtriebes und vor dem Gebrauche jedes verwerflichen Mittels, Ansehen und Lob zu erwerben, bewahrt. Kurz, nur insofern gilt die Achtung Anderer etwas in seinen Augen, als sie in ihren Meinungen über Werth und Unwerth des Menschen mit seinen Urtheilen übereinstimmen. Diese Achtung der Weisen und Rechtschaffenen hält er, nächst dem

innern

innera Bewußtseyn seiner Tugend, für das größte aller Güter, die sein zeitliches Leben versüßen können. Denn sie befestigt bei ihm die Ueberzeugung von seinem persönlichen Werthe und stärkt, vermöge des wechselseitigen Einflusses der Sympathie, der alle guten Menschen so enge miteinander vereinigt, in ihm das wohlthätige und erhebende Gefühl der Selbstachtung. Dieser wahren Ehre bei allen Verständigen und Rechtschaffenen strebt er durch nie ermüdenden Fleiß in Vervollkommnung seiner selbst, in stets fortschreitender Ausbildung seines Geistes und Herzens und durch den pflichtmäßigen Gebrauch aller seiner Kräfte und Talente unabläßig nach. Gemeinnützige Thätigkeit, gewissenhafte Redlichkeit in allen Verhältnissen des Lebens, unverdrossene Berufstreue, unbestechbare Gerechtigkeit, wohlthätige Menschenliebe, aufgeklärter Patriotismus, nie wankende pflichtmäßige Ergebenheit gegen Obrigkeit und Vaterland, tiefe Ehrfurcht gegen Gott, und eine Religiosität, die in ächt-moralisch guten Gesinnungen ihren Grund hat, und auch wieder zur Befestigung derselben zurückwirkt, weise Mäßigung in allen Dingen, Beherrschung jeder Leidenschaft, eine über kleinliche Empfindlichkeit und über niedrige Rachbegierde

weit erhabene Großmuth, sanftmüthige Duldsamkeit gegen fremde Fehler und Schwachheiten, gelassene Ertragung der Beleidigungen, warmer Eifer, fester Beharrlichkeit und hoher, standhafter Muth in Beförderuug alles Guten und Edeln, und endlich jene offene, mit Würde verbundene Gefälligkeit im Umgange, die sich selbst zu den Geringsten herabläßt, ohne sich dadurch zu erniedrigen, *) — dies sind die Eigenschaften, durch die er sich die Liebe und Achtung jedes nicht ganz verkehrt-gesinnten, durch Vorurtheile verblendeten und durch übermächtige Lasterhaftigkeit gegen alle edlern Gefühle abgestumpften Menschen erwirbt.

Mit

---

*) „Die falsche Größe, sagt ein geistvoller Schriftsteller, ist rauh und unzugänglich. Da sie ihre Schwäche fühlt; so verbirgt sie sich und zeigt nie die offene Stirn. Die wahre Größe ist offen, sanft, umgänglich, herablassend. Sie verliert nichts durch nähere Ansicht: je genauer man sie kennt, desto mehr bewundert man sie. Sie bückt sich aus Güte vor ihren Untergebenen, und tritt ohne Zwang in ihren natürlichen Anstand zurück. Sie vernachläßigt sich zuweilen und begiebt sich ihrer Vorrechte, bleibt aber immer stark genug, sie zurückzunehmen und wieder geltend zu machen.“

* * *

Mit welchen schnellen Schritten würde sich jedes Individuum und unser ganzes Geschlecht seiner hohen Bestimmung nähern, wenn dieser mächtige Trieb stets von Vernunft und Sittlichkeit geleitet würde! Möchten doch die, welche vermöge ihres höhern Standes und des ausgezeichneten Ansehens, in dem sie bei einem größern oder kleinern Publikum stehen, durch ihre Urtheile, durch ihr Beispiel und ihr ganzes äußeres Betragen weit mehr, als Andere, zur richtigen Bestimmung von Menschenwerth und Verdienst beitragen können, — möchten vorzüglich diese sich allezeit von lebhaften Empfindungen für wahre Ehre beseelen lassen, und in allem ihrem Denken, Reden und Handeln keinen andern, als wohlgeprüften nnd richtigen Ideen von dem, was dem Menschen Vorzug und Würde giebt, folgen! Welchen ausgebreiteten und wirksamen Einfluß würde dies auf die Denk- und Empfindungsweise der größern Menge haben!

Dritter Abschnitt.

Praktische Bemerkungen über den Gebrauch des Ehrtriebes bei dem Geschäfte der Menschenerziehung.

I.

Allgemeine Betrachtungen über den großen Einfluß des Ehrtriebes auf den Willen und den ganzen Charakter des Menschen.

In den beiden vorhergehenden Abschnitten habe ich mich damit beschäftigt, die Gründe der Achtungs- und Ehrgefühle und der ihnen entsprechenden Triebe anzugeben, ihre Natur zu entwickeln und ihre mannigfaltigen Aeußerungen und Wirkungen auseinander zu setzen. Es fand sich dabei Gelegenheit, manche praktische Bemerkung über den Gebrauch, der sich von diesen Triebfedern bei dem Geschäfte der Bildung des menschlichen Gemüthes machen läßt, beiläufig

läufig einzustreuen. In diesem dritten Abschnitte werde ich nun noch ausführlicher zu zeigen suchen, auf welche Art man vermittelst des Ehrtriebes am sichersten zur Veredelung des Menschen wirken könne.

Der Mensch ist von Natur ein freiwollendes und freiwirkendes Wesen. Diese Willensfreiheit macht, nebst der Vernunft, das Charakteristische unserer Gattung aus. Ein jeder ist der Herr seiner Entschließungen, und keine physische Uebergewalt, keine Macht auf Erden, vermag dem Willen des Geringsten unter den Sterblichen zu gebieten. Zum Handeln kann man den Menschen zwar leicht zwingen; aber nicht dazu, daß er etwas für an sich wünschens- und begehrenswerth ansehe, was nach seiner Ueberzeugung von entgegengesezter Beschaffenheit und seinen Gefühlen zuwider ist. — Sollte uns aber nun darum, weil sich das menschliche Begehrungsvermögen nicht durch Machtsprüche beherrschen läßt, alles Einwirken auf dasselbe unmöglich seyn? Nein! es giebt viele kräftige Mittel, durch die man eine gewisse Herrschaft über den Willen ausüben, und ihn zu dem, wozu man ihn zu bewegen wünscht, antreiben kann, ohne der natürlichen Freiheit desselben im mindesten zu nahe zu treten.

Wenn man es dahin zu bringen versteht, daß ein Mensch eine gewisse Handlungsweise als ein näheres oder entfernteres Mittel der Befriedigung eines seiner Triebe ansieht; so ist nichts natürlicher, als daß in ihm die Neigung oder gar der wirkliche Entschluß entsteht, die gedachte Handlung zu verrichten. So oft wir jemand z. B. durch das Versprechen einer Belohnung an Gelde antreiben, etwas zu verrichten oder zu unterlassen; so thun wir nichts anders, als daß wir den allen Menschen gemeinschaftlichen Wunsch, ihr Eigenthum zu vermehren, in ihm rege machen, welchen wir dadurch als eine Triebfeder seines Willens benutzen, daß wir ihn die Befriedigung dieses Wunsches unter der Bedingung hoffen lassen, wenn er unserm Verlangen Genüge leistet. Um einen Menschen zur Enthaltsamkeit, zur Mäßigung, zur Friedfertigkeit u. s. w. bereitwillig zu machen, bedarf es weiter nichts, als ihn lebhaft zu überzeugen, daß die Beobachtung dieser Tugenden ein sicheres Mittel sey, eines dauerhaften Vergnügens zu genießen. Daher glauben die, welche bemühet sind, sich einen gewissen Grad der Herrschaft über die Gemüther ihrer Nebenmenschen zu verschaffen, ihre Absicht dann am sichersten zu erreichen, wenn sie vor allen Dingen

erfor-

erforschen, welche Neigungen bei denen, mit welchen sie zu thun haben, die stärksten seyen, um diese in ihr Interesse zu ziehen. Bei dem Einen ist die Liebe zur Bequemlichkeit und Ruhe, bei dem Andern der Hang zu sinnlichen Vergnügungen, bei dem Dritten Habsucht, bei dem Vierten die Begierde, Andern zu befehlen, die vorherrschende Leidenschaft: und man wird dann über jeden am meisten vermögen, wenn man bei ihm die Hoffnung erweckt, daß er durch das, was man von ihm verlangt oder wozu man ihn ermahnt, seinen Lieblingswunsch erfüllt sehen oder doch der Erfüllung desselben näher kommen werde. Selbst der feindseligen Gefühle und Leidenschaften kann man sich leider! bei vielen Menschen zu diesem Zwecke bedienen. Macht es dem Neidischen, dem Rachgierigen, dem Menschenfeinde nur wahrscheinlich, daß bei einer gewissen Art zu handeln, zu der ihr ihn zu bereden sucht, seine Schadenfreude, sein Partei- oder Nationalhaß, seine Rachsucht ihre Rechnung finden werde, und er wird, selbst mit Aufopferung seiner Ruhe und anderer schätzbaren Vortheile, sich zur Befolgung eurer Ermahnungen bereitwillig finden lassen. — Und warum sollte ich nicht zur Ehre der menschlichen Natur noch hinzusetzen, daß sich auch durch kluge Benutzung der wohl-

wollenden Neigungen große Wirkungen hervorbringen lassen? Gewiß, es ist kein Zeitalter so tief in Eigennuz und Selbstsucht versunken, daß es nicht in allen Ständen noch Menschen geben sollte, die man zu den mühevollesten Anstrengungen und selbst zu den größten Aufopferungen bereden kann, wenn man ihnen nur die für sie so einladende Aussicht zu eröffnen weiß, daß sie durch das, wozu man sie zu bewegen sucht, der zufriedenen, glücklichen Menschen auf Erden mehr machen und das Elend in der Welt vermindern werden. Am deutlichsten zeigen sich diese Wirkungen der wohlwollenden Neigungen in den engern Verhältnissen, welche durch die Banden der Blutsverwandtschaft, der Liebe und Freundschaft entstehen. Es läßt sich kaum etwas nahmhaft machen, das man nicht über den menschlichen Willen erhalten könnte, wenn man diese Triebfedern, die bei jedem Menschen von Natur so stark sind, gehörig in Bewegung zu setzen weiß.

Was bisher von den menschlichen Neigungen und Trieben überhaupt ist gesagt worden, das gilt insbesondere und in vorzüglichem Grade auch von dem Triebe nach Achtung und Ehre. Ja man kann behaupten, daß unter allen Trieben unserer Natur keiner sey, durch den

sich

sich so große Wirkungen in der Welt hervorbringen lassen, keiner, durch den man so, wie durch diesen, beinah alles, was man nur will, aus dem Menschen machen kann. Hiervon lassen sich verschiedene Ursachen angeben. Die erste derselben ist in der großen Allgemeinheit zu suchen, welche dieser Trieb vor vielen andern voraus hat. Manche Neigungen äußern nur in gewissen Lebensaltern ihre volle Wirksamkeit: andere sind bloß oder doch in höherm Grade gewissen Ständen eigen. Wenn der Jüngling sich von ganz andern Gefühlen und Trieben leiten läßt, als der Mann und der Greis; so finden wir auch, daß manche Menschenklassen in der Gesellschaft sich eben so sehr durch besondere Eigenheiten des Charakters, durch besondere Neigungen und Willensfertigkeiten, als durch den Grad der Kultur und Geistesaufgeklärtheit, von andern unterscheiden: daß ich nichts erwähne von den theils durch die Naturanlagen begründeten, theils durch Erziehung, Umgang, Gewohnheit und ähnliche Ursachen erzeugten individuellen Verschiedenheiten, die sich bei einzelnen Personen in Ansehung ihrer vorherrschenden Triebe und Leidenschaften bemerken lassen. Die Ehrliebe gehört unter die wenigen Triebe, die, mit den mannigfaltigsten

Mo-

Modifikationen und in sehr verschiedenen Gra-den, bei allen Altern und Ständen, ja man kann sagen, bei allen menschlichen Individuen angetroffen werden. Mag der Jüngling seine Ehre in ganz andern Dingen suchen, als der Mann; in der Hauptsache, in dem, was das Wesen dieses Triebes ausmacht, in dem Wunsche und dem Streben, sich auszuzeichnen, bemerkt, geachtet zu werden, kommen sie b de miteinander überein. Bei dem Gelehrten oder dem Staaesmanne äußert sich das Verlangen nach Beifall und Ehre auf eine andere Weise, als bei dem Krieger; und bei diesem wieder ganz anders, als bei dem Kaufmanne, dem Künstler u. s. w.: aber man wird keinen Stand nahmhaft machen können, bei dem man diesen Trieb gänzlich vermißte, und fast keinen, der nicht seine eigenen Begriffe über diesen Punkt und gleichsam seinen besondern Kodex von Ehrgesezzen hätte. So verschieden die Meinungen über das, was Ehre und Schande bringe, ausfallen mögen; so dürfte sich doch wohl schwerlich ein menschliches Wesen finden, das den Wunsch, sich durch irgend etwas Beifall und Achtung zu erwerben und die Furcht vor Verachtung und Schande gar nicht kennen sollte. Auch ist dieser Trieb von der Beschaffenheit, daß er zwar geschwächt und gleichsam auf

einige

einige Zeit gelähmt, aber nie oder doch nur äußerst selten völlig erstickt werden kann. Er gehört nicht unter die Zahl derjenigen ungestümen Leidenschaften, welche die Seele heftig erschüttern, aber auch eben sobald wieder erschlaffen, oder ganz verschwinden; sondern seine Herrschaft über die Gemüther pflegt desto gesicherter und seine Wirkungen desto daurender zu seyn, je gemäßigter er seiner Natur nach ist: und die Erfahrung lehrt, daß er oft über die natürlichsten und unauslöschlichsten Triebe, selbst über die stärksten Affekten in ihren heftigsten Anfällen, den Sieg davon trägt. Die Fälle, wo die Liebe zum Leben oder eigentlich die Furcht vor dem Tode der Begierde nach Ehre und Ruhm oder der Furcht vor der Schande weichen muß, sind so häufig, daß es unnöthig ist, Beispiele davon anzuführen. Diese Furcht vor Schande unterdrückt die natürlichsten Instinkte und verwandelt von Natur zärtliche Mütter in grausame Kindermörderinnen. Sie macht die Weiber der Hindus stark genug, sich mit einem Muthe und einer Freudigkeit, die in Erstaunen sezt, von eben den Flammen, welche die Leichname ihrer Gatten verzehren, verbrennen zu lassen. *)

Und

*) Die von Vielen bezweifelten Nachrichten von dieser barbarischen Sitte sind noch neuerlich von Stavorinus bestätigt worden.

Und wer wagt zu läugnen, daß selbst die mächtigsten und allgemeinsten Leidenschaften der menschlichen Natur, (z. B. die Liebe), von dem Ehrtriebe noch öfter in Schranken gehalten werden, als sie über ihn siegen? — Sollte also ein Trieb, der so allgemein, so daurend und unvertilgbar, der überdas, als ein zusammengesezter und aus vielen Quellen abgeleiteter Trieb (2 Abschn. IV.), mit dem Gewebe der menschlichen Gefühle und Neigungen auf die mannigfaltigste Weise verflochten ist, nicht vorzüglich zu einem Mittel, die Gemüther zu lenken und zu leiten taugen? — sollte man nicht durch ihn, wenn man seine Wirksamkeit nur auf den rechten Punkt hinzurichten weiß, große Dinge in der Welt zu Stande bringen können?

Auch aus dem Grunde ist der Ehrtrieb vor andern hierzu tauglich, weil es der Natur der Sache nach leichter ist, sich desselben auf eine zweckmäßige Art zu bedienen, als andere Triebe zu gleichen Absichten in Thätigkeit zu setzen. Wieviel wird dazu erfordert, durch die Liebe zum Gelde, zum sinnlichen Vergnügen oder zu ähnlichen Dingen auf die Menschen zu wirken! Wie Wenige sind reich genug und befinden sich überhaupt in den Umständen, daß sie von diesen Triebfedern (gesezt auch, sie fanden

diese

diese ihrer Natur nach weit unedlern Motive ihren Absichten völlig entsprechend) in jedem vorkommenden Falle Gebrauch machen können! Um aber die Menschen bei der Ehrliebe zu fassen, dazu bedarf es mehrentheils gar keines oder doch nur eines sehr geringen Aufwandes. Was vermochte nicht ein Kranz von Eichen- oder Lorberzweigen in der alten Welt! Und eine Ehrenmünze oder ähnliche öffentliche Auszeichnungen, wie viel sind die nicht dem Ehrgefühle jedes verdienten Mannes werth, und wie mächtig fachen sie den Nacheiferungstrieb Anderer an! Vielleicht noch mehr, als durch Ehrenzeichen dieser Art, wird in der Welt durch bloße Worte, durch Nahmen und Titel, durch gewisse an sich oft äußerst unbedeutende Vorrechte, oder durch öffentlichen Tadel, entehrende Strafen und dergleichen ausgerichtet. Gesezt, es wäre an sich möglich, durch Geldbelohnungen und ähnliche auf Eigennuz und Sinnlichkeit wirkende Mittel, eben das zuwege zu bringen, was ein geliebter und geachteter Vater oder Erzieher, ein verehrter Vorgesezter, es sey in welchem Stande es wolle, durch Lob und Beifallsbezeugungen, oder nach Befinden, durch das Gegentheil, bei ihren Untergebenen ausrichten; welche Summen würden hierzu erfordert wer-

den!

den! Um aber die Menschen vermittelst der Ehrliebe zu leiten, dazu bedarf es, außerdem, daß man selbst in ihren Augen etwas gelten muß, weiter nichts, als einer richtigen Kenntnis des menschlichen Herzens überhaupt, und derjenigen Subjekte insbesondere, mit welchen man es zu thun hat. Besitzt man diese Kenntnis nebst der gehörigen Uebung und Fertigkeit in Behandlung der Gemüther; so pflegen sich die besondern in jedem Falle anwendbaren Mittel, die nur äußerst selten einen bedeutenden Aufwand oder mühsame Vorbereitungen erfordern, von selbst darzubieten.

Endlich vermag vermittelst des Ehrtriebes nicht nur der Höhere auf den Niedrigen, und der Vorgesetzte auf den Untergebenen, sondern auch ein jeder auf seines Gleichen, ja wohl gar der Geringe auf den Vornehmen und Mächtigen zu wirken. Wie viel kann nicht oft der ärmste und unvermögendste Mensch, der von allen Mitteln entblößt ist, den Reichen und Mächtigen durch reelle Dienstleistungen zu gewinnen, von diesem erhalten, wenn er seine Ehrbegierde und seine Eitelkeit zu benutzen weiß! Auch die, für welche das Glück alles gethan zu haben scheint, um sie über Andere zu erheben, bleiben doch im Punkte der Ehre von ihren Mitmenschen, selbst

von den Niedrigsten unter ihnen, abhängig. Solange es ihnen nicht völlig gleichgültig ist, ob sie von dem großen Publikum, selbst von den Geringsten im Volke, verehrt und bewundert, oder gehaßt, verachtet und wohl gar heimlich oder öffentlich verspottet werden; so werden sie durch Herablassung, durch Gefälligkeit und durch die Bemühung, sich nach der Denkart und den Wünschen der Menge in gewissem Grade zu bequemen, die gute Meinung derselben zu gewinnen suchen. Denn diese läßt sich weder durch ein noch so großes Uebergewicht an Macht und Reichthum, noch durch die drohendsten Befehle erzwingen. Von der Seite der Ehrliebe kann man also auch denen beikommen, die das Glück zu hoch über die Menge hinaufgerückt hat, als daß man durch andre Mittel etwas über sie vermögen sollte.

Der Einfluß, den man sich, durch geschickte Benutzung der Ehrliebe, auf Andere verschaffen kann, schränkt sich nicht bloß darauf ein, daß man sie vermittelst desselben zu einzelnen Handlungen zu bewegen vermag; sondern es läßt sich durch diesen Trieb zur Bestimmung ihrer ganzen Gesinnungsweise und ihres gesammten Verhaltens, kurz, zur Bildung oder Verbildung ihres ganzen moralischen Charakters un-

gemein viel wirken. Wenn es möglich ist, durch die Eröffnung glänzender Aussichten auf Ruhm und Ehre in einzelnen Fällen die kühnsten Entschließungen hervorzubringen und alle Kräfte zur Ausführung derselben und zu außerordentlichen Thaten in Bewegung zu setzen; so ist es nicht weniger möglich, durch frühe Erweckung und Belebung des Ehrtriebes uud durch Hinlenkung desselben auf diese oder jene Gattung von Gegenständen, der Denk- und Handlungsweise der Menschen eine überwiegende und daurende Stimmung, entweder zum Nüzlichen und Guten, oder zum Schädlichen und Bösen zu geben.

Die Erziehung im weitesten Sinne des Wortes besteht darin, daß man die physischen intellektuellen und moralischen Fähigkeiten und Kräfte der Menschen von jedem Alter weckt und entwickelt, ihren Verstand unterrichtet und bildet, ihre Gefühle und Triebe auf das Gute hinlenkt, und sie theils durch Gewöhnung, theils durch Grundsätze dahin bringt, daß sie durch Vernunft und Willensfreiheit ihre sinnlichen Neigungen und Leidenschaften beherrschen lernen, und so ihrer Bestimmung, als vernünftig-sittliche Wesen, Genüge thun. In etwas engerer Bedeutung heißt einen Menschen erziehen, ihn zu einer gewissen Art von Geschäften tüchtig machen. Man

zieht

zieht z. B. Künstler und Handwerker, Landwirthe, Kriegsleute, Lehrer in Kirchen und Schulen an, wenn man bei Zeiten dafür sorgt, daß die für jeden dieser Stände bestimmten Subjekte die Kenntnisse und Fertigkeiten erlangen, welche zur Ausrichtung der Pflichten des von ihnen gewählten Berufes erforderlich sind. In der gewöhnlichsten Bedeutung heißt erziehen jedes zweckdienliche Mittel bei Kindern und jungen Leuten anwenden, um alle ihre Kräfte gehörig zu üben und anzubauen und sie durch Lehre und Beispiel zu verständigen, tugendhaften für die manigfaltigen Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens passenden Menschen zu bilden. Man sieht, nach den bisherigen Erörterungen leicht, daß eine kluge Benutzung des Ehrtriebes für die Menschenerziehung (man nehme das Wort in welcher von den drei hier angegebenen Bedeutungen man wolle), von außerordentlicher Wichtigkeit sey.

Aber nicht immer wird von diesem vielvermögenden Triebe ein solcher Gebrauch gemacht, welcher der Veredelung und Beglückung der Menschen beförderlich wäre. Oft geschieht gerade das Gegentheil. Das Unheil, welches besonders bei der Jugend, vorzüglich aus den sogenannten vornehmern Ständen, durch irrige Begriffe

von dem, was Achtung und was Verachtung verdiene, und durch schiefe Richtung ihres Gefühles für Ehre und Schande gestiftet wird, ist unaussprechlich groß, und die Folgen dieser frühen Verbildung erstrecken sich gewöhnlich auf das ganze Leben. Arglistige Verführer ertheilen gewissen Lastern auf der einen Seite dadurch, daß sie eine Ehre darein setzen, einen Reiz und eine Uebergewalt über die Gemüther, die sie an und für sich nicht haben; auf der andern Seite aber bringen sie es durch freche Verspottung der Unschuld und Tugend und alles dessen, was Unschuld und Tugend bewahrt, endlich dahin, daß sich Viele des Guten wenigstens äußerlich schämen, wenn sie demselben auch ihre innere Achtung nicht versagen können. Hat diese falsche Scham einmal Wurzel geschlagen; so gewöhnt man sich bald, Religion und Sittlichkeit, über die man Anfangs, vielleicht nicht ohne lauten Widerspruch der bessern innern Gefühle, bloß um der Gesellschaft willen und um zu zeigen, wie sehr man sich von den albernen Vorurtheilen einer altmodischen Erziehung losgemacht habe, mitlachte, im Ernste gering zu schätzen. Die Lauigkeit unserer Tage für Moralität und Religion ist zwar, leider, groß genug: aber sie scheint bei der Welt nach der Mode, zumal bei

vielen jungen Personen aus den mittlern und höhern Ständen, doch wohl noch größer, als sie wirklich ist. Jene falsche Scham hat bei ihnen die Kraft des Charakters dergestalt gelähmt, daß sie es nur selten wagen, etwas von ihren edlern Empfindungen merken zu lassen. — Doch das Unheil, welches von Seiten des Ehrgefühles in der Welt angerichtet wird, erstreckt sich noch viel weiter. Wenn eigennützige, herrschsüchtige und boshafte Menschen Sektenhaß, Parteiwuth und Verfolgungssucht anzufachen oder gar Aufruhr und Empörung zu stiften suchen, um sich in der allgemeinen Verwirrung einer greuelvollen Anarchie über ihres Gleichen emporzuschwingen; von welchen Leidenschaften pflegen sie dann den größten Vortheil zur Erreichung ihrer schändlichen Absichten zu ziehen? Ist es nicht, außer dem groben Eigennutze, vorzüglich der Stolz einer rohen Eigenliebe, neidische Scheel- und Eifersucht u. d. gl. (die sie, oft nur durch einige großtönende Worte, in eine gefährliche Gährung zu setzen wissen) — sind es nicht diese Leidenschaften, welche den gänzlichen Ruin schon so mancher Nation bewirkt haben? Eben so unabsehbar sind die Uebel, welche arglistige und leidenschaftliche Menschen öfters dadurch stiften, daß sie einen Gros-

sen und Mächtigen, durch Anregung seines Ehrgefühles, zu den unglücklichsten Entschließungen bewegen. Welchem Kenner der Geschichte ist es unbekannt, daß es, um die Welt in Flammen zu setzen und Länder und Meere mit Menschenblut zu färben, gewöhnlich weiter nichts bedarf, als der Ehrsucht einiger Wenigen, oft nur eines Einzigen, der das Vertrauen eines Volksbeherrschers besizt und ihm von Seiten seines Stolzes oder seiner Ruhmbegierde zu rechter Zeit beizukommen weiß?

So unaussprechlich groß sind die physischen und moralischen Uebel, die durch Misleitung dieses so mächtigen und an sich sehr edlen Triebes angerichtet werden können und alle Tage wirklich angerichtet werden. Aber es ist nun einmal das Schicksal der Menschheit, daß gerade ihre herrlichsten Kräfte den schädlichsten Arten des Misbrauches unterworfen sind, und daß diejenigen Anlagen und Vermögen, die am meisten zu unserer Veredelung beitragen können, im Falle ihre Ausartung, uns am weitesten von unserer Bestimmung abführen. Was ist erhabener, heiliger und göttlicher im Menschen, als seine Vernunft und die Selbstmacht seines freien Willens? Aber wodurch sinkt auch der Mensch tiefer unter sich selbst, ja unter die Thiere her-

ab,

ab, als dadurch, daß er seine Vernunft zur Befriedigung schändlicher und feindseliger Leidenschaften misbraucht, und das Böse, nicht etwa bloß von der Uebermacht des Instinkts hingerissen, sondern mit bedachtsamer Ueberlegung und mit freier Wahl und Willkühr verrichtet? — Wir dürfen uns daher auch nicht wundern, daß die von Natur so vortreffliche Anlage des Ehrgefühls, wodurch so ungemein viel Großes und Gutes bewirkt werden kann, nicht selten durch unrechte Behandlung eine Quelle von empörenden Missethaten und nahmenlosem Unglücke wird.

II.

Beantwortung einiger gegen die Brauchbarkeit des Ehrtriebes bei der Erziehung vorgebrachten Zweifel.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob es nicht eine in manchem Betrachte bedenkliche Sache sey, sich des Ehrtriebes bei dem Geschäfte der Bildung des menschlichen Gemüthes zu bedienen, und ob nicht vielleicht dadurch im Ganzen mehr Böses als Gutes gestiftet werde? Und es hat nie an Leuten gefehlt, welche behaupteten, es

dürfte kein oder doch nur ein sehr sparsamer und vorsichtiger Gebrauch von diesem Triebe bei der Menschenerziehung gemacht werden. — Es scheint hier der Ort zu seyn, die vornehmsten Einwendungen, die man gegen die moralische Brauchbarkeit der von dem Ehrgefühle hergenommenen Motive vorbringt, zu prüfen, und die etwa dabei zum Grunde liegenden Misverständnisse aufzudecken.

Einige sagen, man solle sich zur Lenkung des Willens und zur Bildung des Charakters keiner andern, als rein-sittlicher Bewegungsgründe bedienen, zu welchen aber die von der Ehrliebe hergeleiteten Motive nicht gehören. Denn wenn man jemand auffordere, etwas gutes um seiner Ehre willen zu thun; so gewöhne man ihn ja, das Gute nicht wegen seiner innern Vortrefflichkeit, sondern seiner wünschenswerthen Folgen wegen zu wollen und zu verrichten: man gewöhne ihn, nicht aus Pflichtgefühl und uninteressirtem Gehorsam gegen die Gesetze der Vernunft, sondern aus eigennützigen Absichten zu handeln; indem es doch in der That nichts anders, als Eigennuz und Selbstsucht sey, wenn man die Erwerbung einer günstigen Meinung Anderer, nebst den vortheilhaften Folgen derselben, bei seinem

Thun

Thun und Lassen beabsichtige. Hierdurch aber gehe aller innere Werth sonst löblicher Handlungen verloren. Denn der, welcher Beifall uud Lob zum Hauptzwecke seines Thuns und Lassens mache, erhebe nicht weniger die Selbstliebe zur vornehmsten Triebfeder seines Wollens und Handelns, als die, welche sich von Geldliebe oder von der Begierde nach sinnlichen Vergnügungen regieren lassen. Besonders sey es bei der Erziehung und Bildung der Jugend äußerst bedenklich, sich so unedler Antriebe zu bedienen: nichts sey wichtiger, als daß man junge Leute recht früh überzeuge, es sey ihre gar nicht von äußern Vortheilen abhängige unbedingte Pflicht, recht und gut zu handeln: durch den Gebrauch jedes unedlern Motives werde ihre sittliche Gesinnung zu der Zeit verfälscht, wo der Grund zu einem uneigennützig-tugendhaften Charakter auf das ganze Leben gelegt werden solle.

Ich antworte hierauf: es ist freilich wahr, daß der eigentlich sittliche Werth der menschlichen Gesinnungen, Entschließungen und Handlungen darin besteht, daß man das Gute wegen seiner innern Vortrefflichkeit wolle und ausübe; es ist wahr, daß man die Menschen nicht oft und nicht früh genug auf die Stimme ih-

rer Vernunft, welche die Tugend streng gebietet, aufmerksam machen und das Gefühl der Verbindlichkeit zum Gehorsam gegen dieses Gebot nicht sorgfältig genug wecken und pflegen kann. Aber wird denn hierdurch die Zulässigkeit jedes andern Motivs ausgeschlossen? Ich zweifle sehr daran.

Es ist allerdings des Menschen höchste Bestimmung, reine, uninteressirte Achtung gegen das Tugendgesez zum obersten Princip seines gesammten Wollens und Handelns zu erheben: daß dies aber auch sein einziges Handlungsprincip seyn müsse, das ist hiermit nicht gesagt. Denn nur stufenweise, durch allmähliche Veredelung seiner Sinnes- und Denkungsart, kann er dieser seiner höchsten Bestimmung immer näher gebracht werden. Und aus der unbestreitbaren Wahrheit, daß uneigennüziges Rechtverhalten das erhabene Ziel sey, dem jedes vernünftige Wesen unablässig nachstreben soll, folgt noch gar nicht, daß unter allen Menschen, die je auf Erden lebten, auch nur ein Einziger dieses Ziel völlig erreicht, d. h. das Gute jederzeit mit gänzlicher Ausschließung aller Bewegungsgründe der Selbstliebe, bloß aus Pflichtgefühl verrichtet habe, oder daß es je ein Sterblicher zu dieser Vollkommenheit bringen

gen werde. Ohne Zweifel soll die durch das Sittengesez gegebene Idee von einer ganz rein-moralischen Gesinnungs- und Handlungsweise uns nur zur Regel dienen, die wir in unserer stets fortschreitenden Ausbildung ohne Unterlaß vor Augen haben sollen, ohne jedoch erwarten zu dürfen, daß wir uns in irgend einem Zeitpunkte unsers Lebens werden rühmen können, zu jener rein-sittlichen Vollkommenheit wirklich gelangt zu seyn. Dem zufolge verdient der den Nahmen des besten und tugendhaftesten unter den Menschen, welcher dem Ideale der reinen Sittlichkeit am nächsten gekommen ist, und an dessen Rechtverhalten die Bewegungsgründe der Selbstliebe den geringsten Antheil haben. — Nach dieser Ansicht der Sache bedarf es keines weitern Beweises, daß es nicht nur erlaubt, sondern sogar nothwendig sey, mancherlei nicht-moralische Antriebe mit der rein-moralischen Triebfeder zu verbinden. Es verdient demnach an sich keinen Tadel, wenn man unter den Motiven, durch die man das Begehrungsvermögen auf das Gute und Gemeinnützige hinzurichten sucht, auch die Vortheile und Vergnügungen mit in Anschlag bringt, durch welche sich ein den Gesetzen der Vernunft angemessenes Betragen oftmals schon hier belohnt. Denn es wird

schwer-

schwerlich gelingen, durch die eigentlich sittlichen Bewegungsgründe allein die menschliche Trägheit zu besiegen, die Gewalt der Leidenschaften zu brechen und die Sinnlichkeit immer in Schranken zu halten, wenn man nicht jene edlern Motive durch Furcht und Hoffnung unterstüzt und nicht wenigstens im Anfang den Trieb der Selbstliebe mit zu Hülfe nimmt. Daher pflegen nicht nur Erzieher, sondern auch Gesezgeber und alle, deren Geschäft es ist, Ordnung und gute Sitten in größern oder kleinern Gesellschaften zu erhalten, sogar durch allerhand willkührliche Belohnungen und Strafen den Gründen, die sie ihren Vorschriften anfügen, mehr Kraft und Nachdruck zu geben: und niemand, der die menschliche Natur nimmt, wie sie ist, wird gegen dieses Verfahren an und für sich das Geringste einzuwenden haben; vorausgesezt, daß man dasselbe so einzurichten weiß, daß die Menschen dadurch zu immer größerer Empfänglichkeit für ächt moralische Antriebe gebildet, mithin jene von der Sinnlichkeit hergenommenen Hülfsmotive je länger desto mehr (wenn auch gleich nie ganz) entbehrlich werden.

Da es also überhaupt nicht zu misbilligen ist, wenn man bei der Menschenerziehung auch von den in der Selbstliebe gegründeten

Trie-

Trieben einen klugen Gebrauch macht; so ist nicht einzusehen, warum denn gerade die Ehrliebe allein ausgeschlossen seyn solle. Ist sie etwa ihrer Natur nach unedler, als Geldliebe oder als das Verlangen nach Sinnengenuß u. d. gl.? Ich glaube, daß sich aus den bisherigen Untersuchungen über das Wesen dieses Triebes gerade das Gegentheil ergebe. Der Wunsch, daß Andere uns achten mögen, ist, wie oben gezeigt worden, mit dem Wunsche, uns selbst achten zu können, sehr nahe verwandt; ja er entspringt zum Theil unmittelbar aus dem der menschlichen Natur so wesentlichen Triebe nach Selbstachtung. Es ist also ohne Mühe zu begreifen, daß die Ehrliebe, insofern sie aus dieser Quelle entsprungen ist, am leichtesten mit dem eigentlich sittlichen Willensprincip, nemlich dem Verlangen nach moralischer Selbstachtung und Selbstzufriedenheit, zusammenfließen und mit demselben gemeinschaftlich zu einem Ziele hinwirken könne, daß mithin unter allen menschlichen Trieben keiner so gut, als gerade die Ehrliebe, zu einem die Sittlichkeit unterstützenden Hülfsmotive tauge.

* * *

Andere halten es aus dem Grunde für bedenklich, Motive der Ehrliebe zur Lenkung des

Willens

Willens zu gebrauchen, weil dieser seiner Natur nach so gewaltige Trieb (welcher früh genug von selbst zu erwachen pflege), wenn man ihn mit Fleiß anrege und nähre, leicht eine der Moralität und Glückseligkeit des Menschen gefährliche Uebermacht im Gemüth erhalte und hernach so leicht nicht wieder in die gehörigen Schranken zurückzuweisen sey. Der Sklave der Ehrsucht lasse es sich gern gefallen, sich nach den noch so thörigten und schädlichen Vorurtheilen seiner Nebenmenschen zu bequemen, wofern er nur hoffen könne, hierdurch ihre Achtung und Bewunderung zu erhalten. Daher komme es denn, daß, je nachdem die Umstände und Verhältnisse beschaffen seyen, in die er gerathe, er sich durch diese übergewaltige Leidenschaft eben so leicht zu den schändlichsten als zu den lobenswürdigsten Handlungen antreiben lasse. Die vielen Ausartungen, sagt man ferner, welchen dieser Trieb vor andern ausgesezt ist (z. B. Eitelkeit, Uebermuth, misgünstige Eifersucht u. s. f.), haben das Besondere an sich, daß sie mehr, als manche andere Untugenden, den ganzen Charakter verderben und das gesammte Betragen eines Menschen entstellen. Es ist nicht genug, daß sie alle wahre Moralität vernichten; sie geben auch den äußern Sitten etwas widerliches

liches und zurückstoßendes, und machen nicht selten den Menschen, welchen man in der Jugend nicht sorgfältig gegen diese Fehler verwahrt hat, auf das ganze Leben zum Gegenstande des Hasses, der Verachtung und des Spottes. Daher scheint es das Sicherste zu seyn (dies ist das Resultat des ganzen Räsonnements), sich eines so zweideutigen Bildungsmittels, wie die Anregung nnd Unterhaltung des Ehrtriebes ist, bei dem Erziehungsgeschäfte gänzlich zu enthalten, und sich lieber bloß solcher Triebfedern zu bedienen, durch welche die moralische Lauterkeit der Sinnesart weniger gefährdet wird, und die eben erwähnten Verkehrtheiten des Charakters, die, wenn sie einmal vorhanden sind, selten wieder gänzlich gehoben werden können, nicht in gleichem Grade zu besorgen sind.

Durch dieses Räsonnement wird zwar allerdings soviel erwiesen, daß man bei dem Gebrauche der Ehrliebe, als eines Erziehungs- und Bildungsmittels, alle Vorsicht anzuwenden habe, damit die gedachten nachtheiligen Folgen verhütet werden mögen: das aber wäre viel zu weit gegangen, wenn man wegen der Nachtheile, die aus einem unklugen Gebrauche dieser mächtigen Triebfeder leicht entstehen können, jede Benutzung derselben, für unzulässig erklä-

ren wollte. Man würde gerade die edelsten Kräfte des Menschen unentwickelt und unangebaut lassen müssen, wenn diese Folgerung gelten sollte. Man würde berechtigt seyn, alle Vernunftaufklärung, so bei einzelnen Subjekten, wie bei ganzen Nationen, als höchst gefährlich zu widerrathen: denn dient nicht eine kultivirte Vernunft, wofern sie mit einem ungebesserten Willen verbunden ist, eher dazu, die Menschheit von ihrer hohen Bestimmung zu entfernen, als sie derselben näher zu bringen? und sind nicht die Uebel, welche aus einer falschen oder einseitigen Aufklärung entstehen, in der That weit größer, als die, welche den Zustand roher Unwissenheit zu begleiten pflegen? Man würde berechtigt seyn, jede religiöse Erhebung des menschlichen Geistes über diese Erde zu dem, was unsichtbar und ewig ist, zu verwünschen und nach Möglichkeit zu verhindern, weil gewisse religiöse Vorstellungen und Gefühle zu schädlichen Irrthümern, zu Schwärmerei, Aberglauben, Intoleranz u. dgl. Veranlassung geben können. Man würde jener losen Rotte von Sophisten, die sich so gern ausschließungsweise Philosophen nennen hören, seinen Beifall nicht versagen können, wenn sie behaupten, daß dem menschlichen Geschlechte besser gerathen seyn würde,

würde, wenn es mit allem, was man Religion nennt, ewig unbekannt geblieben wäre. Man würde, weil Ueberverfeinerung und eine nicht von moralischer Aufklärung begleitete Bildung des Geschmacks und aller Gefühle mit der Veredelung und Beglückung des Menschengeschlechts nicht bestehen kann, befugt seyn, aller Kultur das Verdammungsurtheil zu sprechen, und es zu beklagen, daß jene Vandalenphilosophie, welche in der erstern Hälfte dieses Jahrzehends allen Künsten und Wissenschaften mit mehr als barbarischer Wuth den Krieg ankündigte, sobald zu Schanden geworden ist. — Zur Annahme aller dieser ungeheuren Paradoxien würde man überflüßig berechtigt seyn, wenn man sich die Folgerung erlauben wollte, daß es, um der zufälligen Nachtheile willen, die aus der Erweckung der Ehrliebe, wofern man nicht mit der gehörigen Klugheit dabei verfährt, entstehen können, besser sey, lieber auf alle die grossen Vortheile, welche diese vielvermögende Triebfeder bei dem Geschäfte der Menschenerziehung gewähren kann, ganz und gar Verzicht zu thun. Gewiß, es hieße die Menschheit unverantwortlich vernachläßigen und sie auf dem Wege zu ihrer Vervollkommnung gleichsam mit Gewalt zurückhalten, wenn man den Trieb nach

Achtung und Ehre ungebildet und unbenuzt lassen wollte. Es hieße die Winke der Natur schlecht verstehen, wenn man von diesem so tief in jeder menschlichen Seele liegenden Triebe, der sich bereits in den zartesten Jahren des Lebens durch die unverkennbarsten Aeußerungen zu verrathen pflegt, nicht schon bei der frühesten Kindererziehung Gebrauch zu machen anfangen und damit in den folgenden reifern Altern, den jedesmaligen sittlichen Empfänglichkeiten und Bedürfnissen der zu bildenden Subjekte gemäß, fortfahren wollte.

III.

Besondere Bemerkungen über den Gebrauch des Ehrtriebes als eines Erziehungsmittels.

Auf die bisherigen allgemeinen Erörterungen über die Zulässigkeit und Nüzlichkeit des Gebrauches, der sich von der Ehrliebe bei der Erziehung machen läßt, gehe ich nun zu besondern Bemerkungen über die bei diesem Geschäfte zu befolgende Verfahrungsweise weiter fort.

Wenn

Wenn wir von dem Ehrgefühle oder der Ehrliebe im Allgemeinen, als von einem Bildungsmittel, reden; so verstehen wir nicht bloß das Verlangen nach der Achtung anderer Menschen, sondern nebst diesem auch den Trieb nach Selbstachtung, welcher, wie oben gezeigt worden, für die vornehmste Quelle des Verlangens nach fremder Achtung anzusehen ist. Wenn wir aber durch den Wunsch, uns selbst achten zu können und uns auch von Andern geehrt zu sehen, zu dem, was der Ehre und des Lobes werth ist, sollen angetrieben werden; so kommt, wie ein jeder leicht von selbst einsieht, die Hauptsache darauf an, daß unsere Begriffe von dem, was dem Menschen Werth und Würde giebt, wahr und unser Achtungsgefühl richtig, d. h. mit den Aussprüchen einer sittlich-aufgeklärten Vernunft übereinstimmend sey. Solange es uns hieran fehlt; solange werden wir in Gefahr stehen, durch thörigten Stolz und falsche Ehrliebe auf die gefährlichsten Abwege zu gerathen. — Hieraus folgt offenbar, daß wir bei der Bemühung, die Menschen durch den Ehrtrieb zum Guten zu bilden, den Anfang damit zu machen haben, daß wir ihre Vorstellungen und Gefühle über die benannten Punkte durch jedes mögliche Mittel berichtigen.

Das erste dieser Mittel ist eine gründliche und überzeugende Belehrung über die Natur und die hohe Würde und Bestimmung des Menschen, wie auch über die Eigenschaften und Vollkommenheiten, die ein vernünftiges Wesen besitzen, und über die Gesetze, die es in seinem Wollen und Handeln befolgen muß, wenn es sich dem erhabenen Ziele seines Daseyns ohne Unterlaß nähern soll. — Aus richtigen Grundbegriffen über diese Gegenstände, die für jedes noch nicht verbildete oder durch Welt- und Modegeist vereitelte Gemüth ein hohes Interesse haben, lassen sich dann die persönlichen Vorzüge, die dem Menschen gerechten Anspruch auf seine eigene und auf fremde Achtung ertheilen, und was ihn im Gegentheil der Verachtung würdig macht, leicht im Einzelnen bestimmen. Solche Belehrungen, sie mögen nun mündlich im Jugend- und Volksunterrichte, oder schriftlich ertheilt werden, müssen ihre Kraft, nicht nur zu überzeugen, sondern auch zugleich das Herz zu rühren, eines theils durch den erforderlichen Grad der Deutlichkeit und der ins Einzelne gehenden Popularität, andern theils durch diejenige Wärme des Vortrags erhalten, welche beweist, daß der Lehrende nicht nur von der Wahrheit seiner Grundsätze völlig gewiß, sondern

dern auch selbst von aufrichtiger Achtung gegen das, was er Andern ehrwürdig zu machen sucht, durchdrungen sey. — So wenig es zu bezweifeln ist, daß bei dieser Art der sittlichen Bildung die Ueberzeugung der Vernunft die Hauptsache ausmache, so gewiß ist es doch auch, daß der Lehrer seinen großen Zweck kaum zur Hälfte erreichen würde, wenn er sich begnügen wollte, seine Lehrlinge die Vortrefflichkeit des Guten bloß kennen zu lehren, ohne ihr Herz und ihre Empfindung für dasselbe zu gewinnen. Beispiele, sowohl des Achtungs- und Lobenswürdigen, als auch des Verächtlichen und Entehrenden, werden zu diesem Ende eine vorzügliche Wirkung thun. Der Lehrling wird sich einen bestimmtern Begriff von den menschlichen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten bilden, wenn man sie ihm in konkreten Fällen, nicht bloß in allgemeinen Schilderungen, vor Augen stellt; er wird sich auch viel stärker zur Liebe und Achtung gegen Verdienst und Tugend erwärmt und zur Verachtung und zum Hasse des Gegentheils gereizt fühlen, wenn er sich solche als Eigenschaften einzelner Personen anschaulich vorstellt, als wenn er sie bloß im Allgemeinen denkt. Schon die berühmten Redner und Schriftsteller des Alterthums suchten

durch Beispiele von uneigennützigem, sich selbst aufopferndem Patriotismus, standhafter Geistesgröße, kühnem Heldenmuthe und andern glänzenden Tugenden aus der entferntern oder nähern Vorzeit das durch Weichlichkeit Selbstsucht und Sittenverderbnis erschlaffte Achtungsgefühl für alles Edle und Große bei ihren Zeitgenossen wieder zu wecken und zu beleben: und der Erfolg hat ihre Erwartung wohl nie ganz getäuscht. — Will man sich zu diesem Ende der Erdichtung guter und schlechter Charaktere oder einzelner Handlungen bedienen (welches an sich nicht zu tadeln ist); so hüte man sich nur, daß man ja nicht in das Unnatürliche und Romanhafte ausschweife. Denn alles Ueberspannte, Unwahrscheinliche, Idealische, dem Gange der wirklichen Welt nicht Angemessene in den Sitten und Handlungen erdichteter Personen pflegt weder richtige und bestimmte Begriffe von den menschlichen Tugenden und Lastern zu gewähren, noch auch den Nacheiferungstrieb gehörig anzuregen. Beispiele aus der wirklichen Welt (und das Gebiet der alten und neuen Geschichte liefert selbige in großer Menge) unverkünstelt und in edler Einfalt dargestellt, sind, da, wo es auf Bildung der Gemüther abgesehen ist; jeder auch noch so glücklichen Erdichtung

weit vorzuziehen. Biographien sittlich merkwürdiger Personen, anschauliche Schilderungen ihrer Art zu denken und zu handeln, vornemlich Exempel von nicht gewöhnlichem Eifer für alles, was recht und gut ist, von seltener Stärke und Festigkeit des Geistes im standhaften Beharren bei einmal angenommenen sittlich-vortrefflichen Grundsätzen, von entschlossener Selbstverläugnung um der Pflicht willen, von eehabener Fassung und Resignation u. s. f. werden ungemein viel wirken, um besonders junge Seelen für Tugend nnd Herzensadel zu begeistern. — Diese Beispiele müssen uicht immer bloß aus den vornehmern Ständen, sondern noch häufiger aus den gemeinen, ja oft aus den niedrigsten Volksklassen hergenommen seyn; damit der Lehrling früh angewöhnt werde, den Geringen wie den Vornehmen, den Armen wie den Reichen, unabhängig von diesen ihren äußern Verhältnissen, bloß nach ihrer persönlichen Beschaffenheit zu achten. Denn jemehr sich junge Leute in Würdigung fremden Menschenwerthes von dem Vorurtheile, als ob irdisches Glück und hoher Stand ein ausschliessendes Recht auf Achtung ertheilten, losgemacht haben, desto weniger werden sie auch der Verirrung, ihr eigenes Verdienst und ihre

Größe, zum unaussprechlichen Nachtheile ihrer geistigen und sittlichen Veredelung, in bloß äußern Vorzügen zu suchen, ausgesezt seyn. — So viel von der Methode, die Lehrlinge mit den ihrer Achtung würdigen Gegenständen bekannt zu machen.

Das andere Mittel, das Ehrgefühl zu wecken und zu stärken, besteht darin, daß Achtung gegen das Achtungswerthe den Gemüthern gleichsam unmittelbar durch Sympathie mitgetheilt werde. Lehrer und Vorgesezte, und überhaupt Personen, welche das Zutrauen, die Liebe und die Hochachtung derer besitzen, auf die sie zu wirken wünschen, können schon bloß dadurch, daß sie innige Achtung gegen alles Edle und Gute an den Tag legen, ungemein viel zu ihrer Bildung beitragen. Autoritäten haben von jeher einen sehr großen Einfluß auf die Urtheile und die Gesinnungen der Menschen gehabt: und dies wird auch wohl im Wesentlichen immerfort so bleiben. So sehr es auch Pflicht ist, bei dem Geschäfte der Menschenerziehung dahin zu arbeiten, daß die Vernunft zu einem immer höhern Grade von moralischer Mündigkeit gelange, d. h. immer geschickter werde, nach eigenen Einsichten und Ueberzeugungen über den Werth und Unwerth der Dinge zu urtheilen; so

wenig

wenig verschmähet doch ein weiser Erzieher die Vortheile, die aus jenem natürlichen Hange des Gemüthes, sich in seiner Denk- und Empfindungsweise durch das Ansehen bestimmen zu lassen, zur Erreichung seiner Absichten gezogen werden können. Wenn ein angesehener Mann im Tone der festen Ueberzeugung und mit warmem Interesse von sittlichen Gegenständen spricht, oder wenn Personen, deren Urtheile wegen ihrer anerkannten Einsichten, ihrer Rechtschaffenheit und selbst wegen ihres Ranges und Standes Gewicht haben, das Verdienst bemerken, hervorziehen und ehren, der Untugend und Verdienstlosigkeit aber mit gerechter Verachtung begegnen; so wirkt das oft mehr bei dem Publikum, als die bündigsten Gründe, wodurch man die Vernunft zu überzeugen sucht. Mehr als durch alle ihre guten Lehren und durch die nachdrücklichste Einschärfung edler Grundsätze werden Eltern zur richtigen Stimmung des Achtungsgefühles bei ihren Kindern dadurch beitragen, daß sie gute verehrungswerthe Menschen bei jeder Gelegenheit durch ein achtungsvolles Betragen auszeichnen, oder wenn von ihnen die Rede ist, ihre Tugenden mit Wärme loben und zur Nachahmung empfehlen. Wenn aber junge Leute oder überhaupt Personen, denen es noch an der ge-

hörigen Gründlichkeit der sittlichen Denkungsart fehlt, bemerken, daß selbst ihre Eltern oder Andere, deren Beispiel bei ihnen etwas gilt, und welche ihnen von der Achtung, die der Tugend gebührt, so wie von der gerechten Verachtung, der sich das Laster ausseżt, immer viel schönes zu sagen wissen, im täglichen Umgange mit andern Menschen dem frivolen Gesellschaftstone folgen, und sich so betragen, als wenn sie selbst für den himmelweiten Unterschied zwischen Moralität und Immoralität keinen Sinn hätten; wenn sie sehen, daß man Personen, die wegen ihres bekannten schlechten Charakters und ihrer lasterhaften Aufführung wenig Anspruch auf wahre Achtung haben, wofern sie sich nur durch Stand oder Vermögen auszeichnen, oder auch durch gewisse über Gebühr geschäzte äußere Eigenschaften ihre persönliche Nichtswürdigkeit einigermaßen zu verschleiern wissen, mit derjenigen Aufmerksamkeit und Ehrerbietung begegnet, welche nur dem Verdienste zu Theil werden sollte, daß hingegen der Mann von Kenntnissen und von anerkannter Rechtschaffenheit, dem es etwa an jenen äußern empfehlenden Eigenschaften fehlt, mit Gleichgültigkeit und Kälte behandelt wird: — wenn junge Leute das sehen, werden sie dann nicht sehr natürlich auf den Gedanken gerathen,

es

es müsse wohl mit dem vorgegebenen Unterschiede zwischen Sittlichkeit und Unsittlichkeit, nach dem eigenen Urtheile derer, die ihn in ihren Reden als so groß vorstellen, eben nicht gar viel auf sich haben? Gewiß liegt in der Wahrnehmung dieses nur zu gewöhnlichen verkehrten Betragens ein Hauptgrund von der großen moralischen Lauigkeit, die besonders bei der heranwachsenden Generation immer mehr überhand nimmt, und die selbst manchen Jüngling von der bessern Art, welcher mit dem redlichsten Vorsatze, den Kampf gegen Thorheit und Laster muthvoll zu bestehen, in die Welt tritt, gar bald eine Beute der Verführung werden läßt.

Zur Berichtigung der praktischen Grundsätze und zur Bildung der sittlichen Gefühle des grösfern Publikums wird das öffentliche Betragen solcher Personen, die in angesehenen Aemtern stehen oder aus andern Ursachen die Blicke der Menge auf sich ziehen, ungemein viel wirken. — Regenten und Stellvertreter der Regenten! wofern es euch Ernst damit ist, daß wahre Begriffe von Ehre und Schande und richtiger Sinn für das, was des Menschen Werth und Unwerth ausmacht, sich je länger je mehr unter allen Ständen verbreite und hierdurch eine feste Grundlage zur moralischen Veredelung der

Na-

Nation entstehe; so gebt durch euer eigenes Verhalten gleichsam den richtigen Ton zu dieser Werthbestimmung an. Es ist damit nicht genug, daß ihr für einen zweckmäßigen Unterricht oder für sittliche Aufklärung sorgt und hierdurch geläuterte Begriffe über diese Gegenstände in Umlauf zu bringen sucht: ihr müßt auch selbst in eurem öffentlichen und Privatleben die Grundsätze befolgen, die man sowohl schriftlich als mündlich dem Publikum anpreist: hierdurch müßt ihr ihnen in den Augen des grossen Haufens das Siegel der Aechtheit aufdrücken. Wenn ihr wollet, daß die Menschen in allen Ständen ihren Vorzug und ihre Ehre in Verstandesbildung, in Kenntnissen, Geschicklichkeiten, gemeinnütziger Thätigkeit und treuer Pflichterfüllung suchen; so müßt ihr eines Theils in eurem ganzen Verhalten zeigen, daß ihr selbst eure Größe und euren Adel weit mehr in persönliche Verdienste setzt, als in die äussern Vorzüge, welche euch über die Menge erheben; andern Theils dürft ihr nie versäumen, das Gute und Edle, es finde sich wo es wolle, durch so unverkennbare Merkmale eurer Achtung auszuzeichnen, gegen alles auffallend Niedrige und Schlechte aber eure Verachtung auf eine so unzweideutige Art an den Tag zu legen, daß das

Pub=

Publikum über das, was den Werth des Menschen nach eurem eigenen Urtheile und Gefühle bestimme, nicht im Zweifel bleiben könne. Wenn ihr aufrichtig wünscht, daß, um des wahren Wohls der Menschheit willen, innige Ehrfurcht gegen das höchste Wesen und warmes Gefühl für die heiligen und hohen Wahrheiten der moralischen Religion aller Herzen erfüllen, daß hingegen irreligiöser Sinn, spottsüchtige Starkgeisterei und herzloser Unglaube nie in der öffentlichen Denkungsart Wurze. fassen und die Sitten vergiften; so dürft ihr selbst nicht unterlassen, eure demuthsvolle Ehrerbietung gegen Gott und eure Ueberzeugung von der Wahrheit der Lehren, welche das Wesentliche in der Religion ausmachen, öffentlich zu erkennen zu geben. — Durch ein so weises, gewähltes Betragen müßt ihr nicht nur das Urtheil der Menge über das, was dem Menschen werth und heilig seyn soll und ihm seinen eigenen und seiner Mitmenschen Beifall verdient, richtig zu stimmen, sondern auch, kraft des großen sittlichen Einflusses, den Beispiele besonders da zu äußern pflegen, wo sie von oben herab (d. h. von Personen, die an Stand, an Einsichten und Bildung weit über der Menge stehen) auf die niedern Klassen wirken, gute und edle Gefühle

fühle zu wecken und immer weiter zu verbreiten suchen. Nur auf diesem Wege wird es endlich dahin kommen, daß eine auf die richtigsten Grundsätze gebaute Achtung für alles, was den Menschen vervollkommnet und adelt, den Hauptzug im Charakter der Nation ausmacht. *)

IV.

Fortsetzung.

Es ist schon viel gewonnen, wenn wir die, welche wir zum Guten zu bilden wünschen, das, was der Achtung werth ist, richtig kennen gelehrt haben; allein diese Kenntnis ist für sich noch nicht hinreichend, wenn es an dem lebhaften

Trie-

*) Wir lesen von den Russen des 16ten Jahrhunderts, daß bei ihnen die Bekräftigung: „Wenn ich mein Wort nicht halte; so soll es mir eine Schande seyn!“ bei Verträgen statt des Eides diente. So dachten Halbbarbaren über Ehre und Schande, und so viel Gewicht hatten diese Vorstellungen bei ihnen! — Wohl dem Volke, das ihnen in diesem Stücke ähnlich ist!

Triebe nach Selbstachtung fehlt, d. h. wenn das Verlangen, sich selbst seines Beifalles würdig zu finden, bei dem Menschen nicht die gehörige Stärke hat, um ihn zum unablässigen Streben nach dem, was wahre Ehre bringt, anzutreiben und von dem Bösen und Schändlichen zurückzuhalten. Zwar ist der Trieb nach Achtung seiner selbst dem menschlichen Gemüthe so natürlich, daß niemand desselben gänzlich entbehrt: aber er hat nicht immer den erforderlichen Grad der Stärke, und oft ist er auf unwürdige Gegenstände hingerichtet. Wenigstens lehrt die Erfahrung, daß Viele, bei aller ihrer richtigen Kenntnis von dem, was einem vernünftigen Wesen Adel und Würde ertheilt, dieser ihrer Ueberzeugung doch nicht gemäß leben. Warum dies? ohne Zweifel darum, weil sie nicht edlen Stolz und nicht Eifer genug für ihre eigene Vervollkommnung haben, um ihre Trägheit zu überwinden und auch mit mühevoller Anstrengung ihrer Kräfte und mit Besiegung ihrer Leidenschaften sich den Besitz achtungswerther Eigenschaften zu erwerben. Es ist daher nöthig, daß man bei dem Erziehungsgeschäfte auf die Erweckung und Stärkung des Triebes nach Selbstachtung, oder des Verlangens, an sich selbst Wohlgefallen haben zu können, noch besonders Bedacht nehme. Und

durch

durch welche Mittel läßt sich dieser Zweck, wohl am sichersten erreichen?

Um den Trieb nach Selbstachtung zu beleben, muß man zuförderst den Gedanken an den Adel und die hohe Bestimmung der menschlichen Natur den Gemüthern tief einzuprägen und allezeit gegenwärtig zu erhalten suchen. Jemehr jemand von der Würde, die der Menschheit überhaupt zukommt, und von der Erhabenheit des Endzwecks, zu dem sie existirt, überzeugt ist, desto mehr wird er mit einem edlen Stolze auf die Würde seiner eigenen Natur und auf seine hohe Bestimmung erfüllt werden. Der Erzieher muß daher seinen Zögling stets an die große Wahrheit erinnern, daß der Mensch seiner vortrefflichen Anlagen und der Ehre, der Endzweck der Schöpfung zu seyn, erst dann würdig wird, wenn er sich hütet, seine Menschheit durch das, was an sich entehrend und erniedrigend ist, zu schänden, und sich im Gegentheil bemühet, durch selbstthätige Ausbildung und Anwendung seiner Fähigkeiten und Kräfte, seiner hohen Bestimmung Genüge zu thun.

Beispiele von Menschen, die so dachten und so handelten, werden auch hier die beste Wirkung thun. Wenn wir arme, von der Welt

ver-

verachtete Personen so handeln sehen, daß sie einen jeden überzeugen, ihr Gemüth sey zu voll edlen Stolzes auf ihre Menschenwürde, um sich durch Laster zu erniedrigen; wenn wir hören, daß Menschen von dieser Denkungsart jeden Gewinn, jede äußere Ehre und Hoheit der Welt, zu der sie durch Unsittlichkeit hätten gelangen können, verschmäheten, und das Bewußtseyn, den Adel ihrer Natur nicht durch Laster und Niederträchtigkeiten entweiht zu haben, dem glänzendsten Erdenglücke weit vorzogen: wenn wir das sehen und hören; so werden durch Sympathie gleiche Empfindungen in unsern Seelen rege, wir freuen uns unsers Menschenadels, wir fühlen uns groß und achtungswerth, mit Personen von so erhabenem Edelsinne gleiche Natur zu haben, und sind uns des lebhaften Verlangens bewußt, ihnen auch in ihren Tugenden ähnlich zu werden. So kann die Vernunft in Vorstellung des Moralisch-guten durch Verknüpfung ihrer Ideen mit Anschauungen (Beispielen), die ihnen untergelegt werden, eine Belebung des Willens hervorbringen, und also nicht als Wirkung sondern als Ursache eines Affekts in Ansehung des Guten see-

lenbelebend seyn, und einen Enthusiasmus des guten Vorsatzes bewirken. *)

Wenn Beispiele dieser Art dazu dienen, den Trieb nach Selbstachtung zu wecken und zu stärken; so wird jede mit wahren und lebhaften Farben gezeichnete Schilderung von dem innern geistigen Glücke, das aus dem Bewußtseyn eines selbsterworbenen persönlichen Werthes oder aus dem wirklichen Gefühle der Selbstachtung entspringt, den Entschluß erzeugen oder befestigen, uns durch ächte Verdienste unsers eigenen Beifalles würdig zu machen und zu erhalten. Noch mehr Wirkung werden Vorstellungen dieser Art besonders bei jungen Leuten thun, wenn sie zuweilen durch Schilderungen von dem unglückseligen Zustande derer unterstüzt werden, die sich selbst verachten müssen, weil sie aus Trägheit die erhabenen Anlagen ihrer Natur unausgebildet gelassen oder gar durch Laster nnd Niederträchtigkeit ihre Vernunft- und Menschenwürde geschändet haben. — Die Erfahrung wird einen jeden, der das menschliche Gemüth zu behandeln versteht, bald belehren, daß durch bloße Motive der Selbstliebe, sie mögen so künstlich aufgestuzt seyn als sie wollen, bei weitem

nicht

*) S. Kants Anthropologie §. 69.

nicht so viel auszurichten sey, als durch die Vorstellung, daß sich der Mensch durch Lasterliebe selbst entehre und seine Würde verläugne. Es ist auch nichts natürlicher als dieses. Denn bei allen Ermahnungen, die bloß durch Bewegungsgründe der Selbstliebe unterstüzt werden, bleiben die Ausflüchte übrig, daß tausend unsittliche und schlechte Handlungen gar keine äußerlich schädliche Folgen für den der sie ausübt, haben; daß man diesen durch Vorsichtigkeit und Klugheit in vielen Fällen vorbeugen könne; und daß es am Ende ja immer auf jeden selbst ankomme, worin er seine Glückseligkeit suchen wolle; daß sich niemand darum zu bekümmern habe, wenn jemand, mit Verzichtleistung auf die sogenannten edlern, geistigern Vergnügungen, und auf die Achtung der Welt, seinem individuellen Geschmacke gemäß, seine Glückseligkeit in der Befriedigung seiner sinnlichen Begierden zu finden glaube u. s. w. Solche Ausflüchte finden aber da nicht Statt, wo die Ermahnungen zur Tugend, so wie die Warnungen vor dem Laster, auf die rein-praktischen Vernunftideen von der absoluten Vortrefflichkeit und Achtungswürdigkeit alles Sittlich-guten, gegründet werden. Denn es ist durch alle nur mögliche Klugheit nicht zu bewirken, daß verschuldete Unwissen-

heit und rohe Ungeschicklichkeit, oder Ungerechtigkeit, Falschheit und andere Laster (ihre Folgen seyen bei einzelnen Subjekten und in einzelnen Fällen, welche sie wollen) nicht an sich schändlich und erniedrigend seyn, und nicht den, der sich derselben bewußt ist, in seinen eigenen Augen verächtlich machen sollten.

Zur Erweckung und Unterhaltung des Triebes nach Selbstachtung trägt auch das viel bei, wenn Personen, die bei uns in Ansehen stehen oder Gewalt über uns haben, durch ihr Betragen gegen uns beweisen, daß sie in uns die Menschheit ehren, und solche persönliche Vollkommenheiten bei uns zu entdecken wünschen, die uns ihrer Achtung würdig machen. Auch der Arme und Niedrige wird seine Menschenwürde fühlen, er wird in seinen eigenen Augen eine gewisse Wichtigkeit erlangen, wenn er sieht, daß die, welche an Stand, Macht und Einsichten weit über ihn erhaben sind, den Werth, welcher ihm als einem vernünftigen Wesen zukommt, anerkennen und sich für seine Vervollkommnung interessiren. Hingegen schlägt nichts das Selbstgefühl und den Trieb nach Selbstvervollkommnung mehr nieder, als wenn der Mensch bemerkt, daß er bei Andern gar nichts gilt. Sobald der Geringe und Dürftige, vielleicht durch seine Ar-

muth zu harter Dienstbarkeit Erniedrigte wahr=
nimmt, daß die, welche theils das Glück, theils
höhere Kultur weit über ihn erhoben hat, sei=
nen ganzen Werth bloß nach seinen dürftigen äus=
sern Umständen abmessen, und ihm, als Men=
schen, keine innere unbedingte Würde zuzugeste=
hen scheinen; so kann dies leicht eine so schäd=
liche Wirkung auf seinen Charakter haben, daß
er den Adel seiner vernünftigen Natur ganz ver=
kennt und bis zur tiefsten Immoralität und Nie=
derträchtigkeit herabsinkt. — Die Pflichten,
welche hieraus für die herfließen, welchen das
Schicksal die höhern Stellen in der menschlichen
Gesellschaft angewiesen hat, ergeben sich von
selbst. Wofern sie die Veredelung der niedrigen
Volksklassen von Herzen wünschen; so müssen sie
alles sorgfältig vermeiden, was die Meinung
erwecken könnte, als verachteten sie ihre Unter=
gebenen bloß ihres äußern Zustandes wegen. Sie
müssen ihnen zu verstehen geben, daß es bloß
auf sie selbst ankomme, ob sie, als Menschen,
einen großen oder einen geringen Werth in den
Augen jedes vernünftigen haben werden; daß
durch persönliche Vorzüge und treue Pflichterfül=
lung auch der Niedrigste sich weit über sein Schick=
sal erheben und sich Ansprüche auf die Achtung sei=
ner hohen und niedrigen Nebenmenschen erwer=

ben könne, deren der verdienstlose Reiche und Vornehme entbehre; daß kein Stand an sich einen Menschen ehre oder schände; daß der fleißige und dabei rechtschaffene Bauer und Taglöhner vielmehr ihren Stand ehren, so wie hingegen viele Vornehmen und Mächtigen den ihrigen durch Unwissenheit, rohe Sitten oder Lasterhaftigkeit schänden, u. s. w. — Werden es endlich einmal die Machthaber und Vorgesezten in großen und kleinen Gesellschaften auf diesem Wege versuchen; so werden sie bald durch eine glückliche Erfahrung lernen, daß sich ungleich mehr bei den Menschen ausrichten läßt, wenn man sie als Menschen behandelt, als wenn man sie durch Verkennung der ihnen allen, als moralischen Wesen, unveräußerlich eigenthümlichen Vernunftwürde und ihrer nie zu kränkenden Rechte entweder erbittert und zu tückischer Bosheit reizt, oder sie in ihren eigenen Augen so sehr herabsezt, daß sie allen Muth, sich durch Verdienst und Tugend einen persönlichen Werth zu verschaffen, gänzlich verlieren. Das erste und vornehmste von den Rechten, die der Mensch nie aufgeben kann und darf, ist das Recht auf die seiner Vernunft- und Menschenwürde gebührende Achtung. Dies ist einer von den Punkten worin, — bei allem Unterschiede, den

das Glück unter den Erdenbürgern eingeführt und selbst die gesellschaftliche Ordnung nothwendig gemacht hat, — Alle einander gleich sind. Man kann dies sagen, ohne darum die chimärischen Ideen mancher, vielleicht gutgesinnten, Gleichheitsenthusiasten zu billigen, und ohne die elenden Gaukeleien, welche neuerungssüchtige Schwindelköpfe mit dem Phantome einer durchgängigen Gleichheit, zur Berückung der Schwachen aus allen Ständen, treiben, weniger zu verabscheuen: und man muß es sagen, um nicht der ehrwürdigen Sache der Menschheit, die auch in der Bauernhütte, ja in Kerker und Fesseln, so gut wie auf dem Throne, Menschheit ist und bleibt, etwas zu vergeben. — Diese absolute Achtungswürdigkeit der menschlichen Natur verträgt sich vollkommen mit den Pflichten des Gehorsams und der in der Welt so nothwendigen Unterordnung (Subordination). Wir werden unsere Untergebenen in allen Ständen desto williger zur Unterwürfigkeit und zur Befolgung unserer Vorschriften machen, jemehr wir sie überzeugen, daß sie durch sittliche Gründe zum Gehorsam verbunden seyen, daß man denselben nicht aus Uebermuth und Herrschsucht von ihnen fordere, sondern sie aus Pflicht zu ihrer Schuldigkeit anhalten müsse. Wir wer-

den den natürlichen Widerwillen gegen das Gehorchen desto eher bei ihnen überwinden, je vertrauter wir sie mit dem Gedanken machen, daß es ihnen, als vernünftigen Wesen, viel anständiger und ihrer Menschenwürde weit angemessener sey, aus Pflichtgefühl und aus freier Entschließung zu thun, was ihnen obliegt, als, gleich den Thieren, durch bloße Furcht dazu gezwungen zu werden. Diese Angewöhnung zu einer pünktlichen Subordination aus sittlichen Gründen wird den edlen Stolz auf ihre Menschenwürde so wenig schwächen, daß vielmehr das Bewußtseyn eines den Gesetzen aus freier Wahl geleisteten Gehorsams sie mit Achtung gegen sich selbst erfüllen wird. — Dies alles ist nicht so gemeint, als solle man die, welche an Zwangsmittel gewöhnt sind, auf einmal bloß durch Motive der Sittlichkeit und Ehre in Schranken zu halten suchen, oder als könne man überhaupt allen Zwang aus der menschlichen Gesellschaft gänzlich verbannen. *) Unter die

*) Dies wird solange unthunlich bleiben, als die meisten Menschen so geartet sind, daß sie (wie ein einsichtsvoller Beobachter sagt) „nur das ehren, was sie fürchten, und das, was sie lieben sollten, fast ge=

die Wahrheiten, welche unser unglückliches Jahrzehend, unter dem lauten Jammergeschrei der Menschheit, mit furchtbarem Ernste predigt, gehört gewiß auch die, daß jeder Versuch, eine unaufgeklärte und unvorbereitete Menge bloß durch die Ideen von Recht und Pflicht zu bändigen, zu den schrecklichsten moralischen und politischen Zerrüttungen ausschlagen müsse, und nicht viel klüger sey, als wenn man einen wilden Riesen mit Zwirnsfäden binden wollte.*) Aber das ist doch möglich, die Menschen, anstatt sie bloß durch Drohungen und Strafen in Schranken zu halten, allmählich auch für edlere Antriebe empfänglich zu machen und sie immer mehr anzugewöhnen, ans Pflichtgefühl und Achtung gegen sich selbst recht zu handeln: und eins der vornehmsten Hülfsmittel zu diesem Zwecke besteht darin, daß man durch Anerkennung ihres Menschenwerthes das Bewußtseyn ihrer eigenen Vernunftwürde in ihnen wecke

---

geringschätzen." Es finden sich nur Wenige, die nicht geneigt wären, von einer nie mit Strenge abwechselnden Güte Misbrauch zu machen, weil sie selbige für Schwäche halten.

*) Erfahrungsbeweise hiervon finden sich in St. Domingo u. s. w.

und belebe. Und wenn man es denn auch durch eine mit Klugheit verbundene liberalere Behandlung bei dem großen Haufen nie dahin bringt, daß aller Zwang entbehrlich werde; so wird doch gewiß ein desto geringerer Grad desselben erforderlich seyn, je besser man zugleich die edlern, freier Wesen würdigern Triebfedern der menschlichen Natur in Bewegung zu setzen versteht. Durch diese Behandlungsart erhält man nicht bloß das, was sich allenfalls auch mit Gewalt eezwingen läßt (nehmlich äußern Gehorsam), weit besser und gewisser; sondern man erfüllt auch die Pflicht, die Menschen, selbst die Geringsten unter ihuen, nie bloß als Mittel zu gebranchen (d. h. ihr äußeres Verhalten einer gewissen Regel angemessen zu machen) sondern sie auch zugleich als Zweck an sich zu behandeln, welches durch Aufklärung ihrer sittlichen Vernunft und durch Besserung ihres Willens geschieht.

Ueber die eigentliche Jugenderziehung bemerke ich noch folgendes. Daß man Kinder ohne alle Zwangsmittel, bloß durch vernünftige Gründe und durch Ehrliebe, ziehen müsse, dies ist ein Einfall, der bei keinem Menschen, welcher nicht an Verstand, Erfahrung und Menschenkenntnis selbst noch ein Kind ist, Beifall finden

kann.

kann. Junge, sinnlich denkende und sinnlich begehrende Geschöpfe für jene edlern Motive erst empfänglich zu machen, dies ist ja eben der vornehmste Zweck der Erziehung. Hätten sie diese Empfänglichkeit von Natur; so bedürften sie keiner Erzieher. Man wird aber den gedachten Zweck nimmermehr erreichen, wenn man nicht vor allen Dingen ihre noch ungeordneten Begierden in gewisse Schranken zu bringen sucht: denn hierdurch wird es der Vernunft erst möglich gemacht, ihre Herrschaft über den Willen zu behaupten. Unter die Mittel aber, wodurch man sie schon früh gewöhnen muß, ihren Launen und Leidenschaften zu widerstehen und sich auch gegen ihre Neigung den Vorschriften ihrer Eltern und Erzieher zu unterwerfen, gehört gewiß auch ein weiser Gebrauch des Zwangs und der Strafen. Jemehr man sie in diesen frühen Jahren, durch jedes für sie passende Motiv, gewöhnt, so zu handeln, wie sie handeln würden, wenn sie ihre Vernunft zu gebrauchen wüßten, desto leichter wird es dieser in einem reifern Alter werden, sie auf dem guten Wege zu erhalten. Doch darf man ja nicht versäumen, schon von den zarten Jahren an die edelsten Kräfte des Gemüthes in ihnen zu wecken und zu bearbeiten. Früh muß man sie auf den hos-

hen

hen Werth, welchen ihnen ihre Anlage, vernünftig und frei zu handeln, und ihre Bestimmung, das Gute nicht aus Zwang, sondern aus eigener Wahl zu thun, vor den Thieren giebt, aufmerksam machen und hierdurch das Gefühl ihrer sittlichen Würde bei ihnen anregen und unterhalten. Zu dem Ende müssen Eltern und Erzieher ihre Kinder und Zöglinge zu überzeugen suchen, daß sie nicht nur aus Liebe zu ihnen ihre Glückseligkeit wünschen, sondern sie auch als Menschen achten: daß sie in allen Dingen, die sie von ihren Untergebenen fordern, und wozu sie dieselben nöthigen Falls zu zwingen entschlossen seyen, nicht die Absicht haben, sie wie Maschinen zu behandeln oder wie willenlose Thiere abzurichten, sondern sie zu vernünftig-freien Wesen zu bilden. Wenn sie sehen, daß von ihnen verehrungswürdigen Personen ihr Menschenadel anerkannt wird; so werden sie sich der Würde ihrer moralischen Natur immer besser bewußt werden: der Trieb, ihre eigene Achtung zu verdienen, wird erwachen und ihnen die Tugend liebenswürdig machen, gegen alles aber, wodurch sie sich schänden und erniedrigen würden, Ekel und Abscheu bei ihnen erwecken.

V.

Ueber den Gebrauch des eigentlichen Ehrtriebes, als eines Bildungsmittels.

Wenn es uns gelungen ist, durch die bisher angegebenen Mittel, denen, die wir zum Guten zu bilden suchen, eines Theils richtige Begriffe von den achtungswürdigen Vollkommenheiten beizubringen, andern Theils aber auch einen edlen Stolz und den Trieb nach Selbstachtung in ihnen zu wecken; so wird hierdurch ihre Veredelung desto mehr befördert werden, je lebhafter man sie überzeugen wird, daß sie durch die Vollkommenheiten und Verdienste, wodurch sie ihres eigenen Beifalles würdig werden, auch die gute Meinung und die Achtung ihrer Nebenmenschen erlangen. Hier kommt also der eigentliche Ehrtrieb oder das Verlangen nach der Achtung Anderer mit ins Spiel, und dient den sittlichen Triebfedern zur starken Unterstüzzung. Dem zufolge handeln wir nun von der Methode, nach welcher der Menschenerzieher einen für sein Geschäft vortheilhaften Gebrauch

von

von dem Triebe nach fremder Achtung oder nach der Ehre bei Andern zu machen hat.

Es ist oben gezeigt worden, und es kann nicht zu oft eingeschärft werden, daß der vornehmste, wenigstens der vernünftigste Grund, warum wir an der Achtung Anderer und an den Ehrenbezeugungen, wodurch sie selbige an den Tag legen, Wohlgefallen haben, dieser sey, weil durch die gute Meinung unserer Mitmenschen unsere eigene Ueberzeugung von unserm persönlichen Werthe bestätigt und das Gefühl der Selbstachtung in uns gestärkt wird (2 Abschn. III.). Wenn also, wie ebenfalls schon ist bemerkt worden, nur die Selbstachtung vernünftig ist, welche sich auf wahre Vorzüge gründet; so folget von selbst, daß auch nur das Wohlgefallen an fremder Achtung und das Verlangen darnach zu billigen sey, wobei man durch Dinge, die wirklich der Ehre werth sind, den Beifall seiner Nebenmenschen sucht. Daher muß man denen, die man durch diesen Trieb zu bilden bemüht ist, den Gedanken beständig gegenwärtig erhalten, daß nur die Achtung und die Ehre einen Werth habe, die uns um wirklicher Vorzüge und um lobenswürdiger Handlungen willen widerfährt. Man darf nie müde werden, sie daran zu erinnern, daß es

die

die größte Thorheit sey, sich auf den Beifall, den man nicht durch wahre Vollkommenheiten verdient, etwas einzubilden; daß vielmehr ein jeder, der noch Sinn für Wahrheit und Menschenwerth hat, durch unverdiente Ehre mehr niedergeschlagen als zu eitlem Stolze verleitet werde, weil die Vergleichung dessen, was er ist, mit dem, wofür ihn Andere halten, nur dazu dient, ihn das geringe Maaß seiner Verdienste, vermittelst des Kontrastes mit den übertriebenen Meinungen Anderer, lebhafter fühlen zu lassen; daß endlich der Beifall, welcher einem Menschen wegen solcher Dinge, die nicht einmal wahre Vorzüge sind, zu Theil wird, an sich gar keinen Werth habe. — Nach eben den Grundsätzen muß man die Zöglinge über Tadel und Verachtung denken lehren. Man sage ihnen, daß jeder Tadel, er sey verdient oder unverdient, vorsichtig machen und uns antreiben soll, durch Verbesserung dessen, was an uns zu verbessern ist, und durch Erwerbung wahrer Vorzüge, nicht nur unsere eigene Achtung zu verdienen, sondern auch Andern ein günstiges Urtheil abzunöthigen; daß wir aber, was die Verachtung unverständiger und verdorbener Menschen betrifft, eher Ursache haben, stolz darauf zu seyn, als uns dadurch niederschlagen zu lassen.

sen. Kurz, man darf keine Mühe sparen, um sie zu überzeugen, daß ein jeder über die große Frage: worin habe ich meinen Werth und meine Ehre zu suchen? nach den Aussprüchen seiner eigenen Vernunft und seines sittlichen Gefühles bei sich einig werden müsse, nicht aber erst aus den Urtheilen Anderer, am allerwenigsten aber aus den Meinungen des großen Haufens, lernen könne, was den Menschen der Achtung würdig mache.

Hat man nun die, welche man vermittelst der Empfindung für Ehre und Schande zu bilden wünscht, durch solche Grundsätze gegen die nur zu gewöhnlichen Verirrungen dieses Gefühles verwahret; dann ist es Zeit, sie den großen Werth des Beifalles Anderer, vorzüglich der Rechtschaffenen und Weisen, kennen und würdigen zu lehren. Man suche ihnen Sinn für das Beruhigende und Herzerhebende beizubringen, welches in dem Gedanken liegt: die Verständigern und Bessern unter meinen Nebenmenschen urtheilen gut von mir, und finden mich vor vielen Andern ihrer Liebe und Achtung würdig. Man bemühe sich, sie zu überzeugen, wie sehr der Mensch alles Edelsinns beraubt seyn müßte, der sich durch den Beifall und selbst durch das laute Lob der Unverständigen für die ver-

scherzte Achtung der Weisen und Guten entschädigt glauben wollte, und wie weit die günstige Meinung und das Lob der Leztern über jeden unverdienten Tadel derer erhebe, welchen es an den Eigenschaften des Geistes und des Herzens fehlt, die zur richtigen Bestimmung des Menschenwerthes erforderlich sind. Um solche Vorstellungen denen, die man durch edlen Stolz zum Guten bilden will, recht einleuchtend und gleichsam anschaulich zu machen, lehre man sie aus der Geschichte und dem täglichen Leben viele Beispiele solcher Menschen kennen, die zwar lange verkannt oder von Unvernünftigen getadelt und gering geschäzt wurden, durch ihren ausdaurenden Eifer in der Vollbringung ihrer Pflichten aber sich doch zulezt das achtungsvolle Wohlwollen der Verständigen und Guten erwarben. Man suche den Gefühlszustand des Tugendhaften, der sich vermöge des Beifalls weiser und rechtschaffener Menschen selbst achtungswürdig erscheint, den Zöglingen so wünschenswerth darzustellen, daß auch sie hierdurch angetrieben werden, die Achtung der Edeln über alles zu schätzen. Gleichermassen muß man sie auch durch ausgewählte Beispiele von Menschen, die sich durch ihre Verdienstlosigkeit und durch ihre Laster die Verachtung aller

Gutdenkenden zugezogen haben, dahin bringen, daß sie die Frage bei sich selbst aufwerfen: Wie würde mir zu Muthe seyn, wenn ich mich, wie der oder jener von dem bessern Theile meiner Nebenmenschen gering geschäzt sähe, und mir zugleich den Vorwurf machen müßte, daß ich mir diese Verachtung durch meine eigene Schuld zugezogen hätte? Würde mir wohl der Beifall derer, die mir an Nichtswürdigkeit gleich wären, oder das Lob der Kurzsichtigen, die etwa nach dem bloßen Scheine urtheilen, Ersaz für den Verlust der Achtung der Weisern und Bessern seyn? — Endlich muß man sie auch durch Beispiele belehren, daß die Achtung der Weisen und Tugendhaften auch von weit längerer Dauer ist, als der Beifall der Thoren. Der große Haufe urtheilt nach dem gegenwärtigen Eindrucke, nach dem äußern Schimmer und nach Launen. Wie bald aber kann sich das alles ändern! Und wenn es sich nun entdeckt, daß das was man an einem Menschen bewunderte, das nicht ist, wofür man es hielt; wie leicht tritt nicht dann an die Stelle der vorigen Achtung Kälte und Geringschäzung, oft sogar Spott, Haß und Feindschaft! Man pflegt dann eben so wenig auf der andern Seite Maaß und Ziel zu halten. Nichts ist gewöhnlicher, als daß wir Menschen, die

erst

erst noch vor Kurzem von der unverständigen Menge über die Gebühr verehrt wurden, für die man nicht Lobsprüche genug hatte, um deren Gunst man sich einander beneidete, bald darauf nicht nur gleichgültig behandelt und vernachläßigt, sondern auch nicht selten der tiefsten Verachtung Preis gegeben sehen. So wie man ihnen zuvor Vollkommenheiten andichtete, die sie nicht besassen, so findet man jezt Fehler an ihnen, die sie gar nicht haben. So etwas eitles, hinfälliges und unbeständiges ist es mit der Verehrung des Pöbels aus allen Ständen! So ist es selbst mit dem Ruhme Mancher von denen beschaffen, welche eine Zeitlang unter die Idole ihres Jahrhunderts gehören! *) So unsicher und ungewiß, (dies kann man jungen unerfahrenen Menschen nicht oft genug wiederholen), ist der Besiz desjenigen Beifalles,

*) „Es ist mit dem Ruhme bei den Zeitgenossen (sagt von Halem) wie mit dem Echo. Trifft Einer die rechte Stellung und ist der Geist des Zeitalters darnach gestimmt; so erschallt sein Ruhm weit umher, wenn er nur den Mund aufthut, (ich setze hinzu: oder wenn er etwas an sich noch so wenig verdienstliches verrichtet): aber freilich verhallt solch ein Ruhm dann auch wie das Echo.“

den man sich nicht durch reelle Vollkommenheiten, sondern durch den bloßen Schein derselben, durch leeren Tand und armseliges Blendwerk erworben, oder den man wohl gar einem Ungefähr oder gewissen zufälligen Ursachen zu verdanken hat. Wie ganz anders ist es auch in dieser Rücksicht mit der Achtung der Verständigen und Tugendhaften beschaffen! So vorsichtig und behutsam sie zu seyn pflegen, wenn es darauf ankommt, den persönlichen Werth eines ihrer Nebenmenschen zu bestimmen, so fest und unwandelbar ist auch hernach ihr günstiges Urtheil. Sie gestehen zwar ihre Achtung niemanden zu, von dessen Verdiensten sie nicht völlig überzeugt sind: dagegen hat man aber auch nicht zu fürchten, daß man dieselbe unverdienter Weise wieder verlieren werde. Sie ist eben so beständig und daurend, als die Achtung des unaufgeklärten und wenig gebildeten Haufens dem Wechsel unterworfen ist. — Solche Vorstellungen, wofern sie dem Fassungsvermögen junger Gemüther gehörig angepaßt werden, pflegen ihren Zweck nie ganz zu verfehlen.

Das bisher Gesagte gilt zwar vorzüglich dem eigentlichen Jugenderzieher und dem Volkslehrer: doch können auch die Aufgeklärtern und die Gebildetern in jedem Stande, zumal, wenn

sie

sie der Menge vorgesezt sind und daher mancherlei Gelegenheiten in Händen haben, auf diese zu wirken, ebenfalls das Ihrige dazu beitragen, die Begriffe ihres Publikums über Achtung und Ehre zu berichtigen. Daß dieses von Seiten der Angesehenern in allen Volksklassen mehr durch Beispiele, als durch Lehren zu bewirken sey, ist schon bemerkt worden.

VI.

Fortsetzung.

Es ist nicht genug, die Menschen auf die bisher erklärte Weise, zu unterrichten, worin die wahre Ehre zu suchen sey, und um welcher Personen Beifall sie sich bemühen sollen; nicht genug, durch Lehren und Beispiele den Trieb nach Achtung und Ehre in ihnen zu wecken: sondern man muß diesen Trieb auch dadurch zu stärken und zu unterhalten suchen, daß man sie mit den Wirkungen, welche Lob und Tadel im Gemüthe hervorbringen, so viel möglich ist, durch das eigene Gefühl bekannt macht. Wenn sie durch eigene Erfahrung gelernt haben, wie sehr durch den Beifall solcher Personen, die sie hochachten, das erhebende Bewußtseyn ihres eigenen

Werthes gestärkt, durch den Tadel und die Geringschätzung derselben aber ihre Eigenliebe gekränkt und niedergeschlagen wird; so werden sie theils durch Erhaltung und Vermehrung ihrer Vorzüge ihres eigenen und fremden Beifalles würdig zu bleiben, theils durch Verbesserung und Ablegung ihrer Fehler sowohl den Vorwürfen ihres eigenen Bewußtseyns, als auch dem Tadel ihrer Mitmenschen zu entgehen suchen. — Ich rede hier noch nicht von den sinnlich-angenehmen, und unangenehmen nüzlichen und schädlichen Folgen der Ehre und der Schande: auch ohne alle Hinsicht auf diese muß man die Menschen fremde Achtung und Verachtung, Lob und Tadel, wegen ihres natürlichen Einflußes auf Selbstachtung und Selbstverachtung, würdigen lehren. Zu dem Ende kann man ihnen entweder selbst seinen Beifall oder dessen Gegentheil zu erkennen geben; oder sie von den günstigen oder ungünstigen Meinungen, die Andere von ihnen hegen, unterrichten; oder endlich sie in die Umstände versetzen, daß sie sich von der Achtung oder der Verachtung ihrer Nebenmenschen durch eigene Erfahrung überzeugen können.

Was nun den ersten dieser drei Wege betrifft; so ergiebt sich aus den bishergen Erörterungen von selbst, daß ich zur Veredelung

eines

eines Andern nur durch den Beifall und durch die Achtungsbezeugungen mitwirken kann, die ich ihm um wahrer Vorzüge willen zu Theil werden lasse, durch das entgegengesezte Verhalten aber mehr zu seiner Verschlimmerung, als zu seiner Besserung beitragen würde. — Auch bedarf es wohl keines Beweises, daß jeder Beifall und jedes Lob, wodurch gute Gefühle in dem Herzen eines Andern erzeugt werden sollen, unverkennbare Merkmale an sich haben müsse, daß es damit ernstlich gemeint sey. Zwar lassen sich viele Menschen von ihrer Eigenliebe leicht überreden, daß jeder ihnen ertheilte auch noch so übertriebene Lobspruch von ihrer Seite wohl verdient und aus der Ueberzeugung von ihrem Werthe entsprungen sey (und desto schlimmer, wenn man sie durch verstelltes Lob zu solchen falschen Einbildungen verleitet, wenigstens darin bestärkt!): aber nicht Alle, selbst nicht alle Kinder und junge Leute sind so blind in Ansehung ihres eigenen Werthes, daß sie sich alle die Vollkommenheiten und Verdienste zutrauen sollten, welche ihnen die Schmeichelei beizulegen öfters unklug oder niederträchtig genug ist. Die Folge davon ist gewöhnlich diese, daß sie den Schmeichler wegen seines unredlichen Charakters im Herzen verachten, ob sie

gleich dies vielleicht äußerlich nicht merken lassen, und wohl gar sein Lob aus dem Grunde gern hören, weil es ihnen wenigstens dazu dienen kann, ihnen die vortheilhafte Meinung mancher andern Menschen zuwege zu bringen. Immer hat ein gemäßigtes aber aufrichtiges Lob in den Augen jedes nicht ganz unverständigen Menschen ungleich mehr Werth, als der lauteste Beifall, mit dem es nur halb oder wohl gar nicht Ernst ist. Nur jenes thut dem Herzen wohl: dieser läßt uns über das, was Andere von uns denken, völlig im Zweifel, und macht uns zulezt an uns selbst irre. Und was das Gefühl der Selbstachtung betrifft; so kann dasselbe durch keine andere, als durch solche uns widerfahrende Achtungsbezeugungen sympathetisch in uns angeregt werden, denen man es ohne Mühe ansieht, daß sie von Herzen gehen. Nur diese bewirken, daß wir anfangen, ein gutes Zutrauen zu uns selbst zu fassen, und daß der Trieb, nach immer höhern Vollkommenheiten emporzustreben, über Trägheit und niedrige Neigungen die Oberhand gewinnt. — Daß eben dieses auch von Verachtung und Tadel gelte, versteht sich wohl von selbst. Wie kann ich hoffen, durch meine Misbilligung oder durch gewisse Zeichen meiner Geringschätzung Eindruck

auf

auf die Gemüther zu machen, und vermöge des Mitgefühles eine Art von Selbstverachtung bei ihnen hervorzubringen, wenn ich merken lasse, daß das, was ich zu ihrer Beschämung sage oder thue, mir nicht ganz von Herzen geht, sondern nur zum Scheine, oder weil es der Wohlstand oder mein Amt so fordert, geschieht?

Noch stärker, als durch eigenes Loben und Tadeln kann man zweitens oftmals auf das Ehrgefühl Anderer dadurch wirken, daß man sie von der guten oder schlechten Meinung achtungswerther Personen oder eines ansehnlichen Theils des Publikums unterrichtet. Wenn wir hören, daß Andere vortheilhaft von uns denken, und uns ihres Wohlwollens und Zutrauens würdigen; so entsteht hieraus ganz natürlich der Wunsch, dieses Beifalles werth zu bleiben und ihn in noch höherm Grade zu verdienen. Gleichwie die Begierde, immer mehr Eigenthum zu erwerben, erst dann recht zu erwachen pflegt, wenn man durch Zufall oder durch Fleiß schon zu einigem Vermögen gekommen ist; so äußert sich auch gewöhnlich das Verlangen nach eigener und fremder Achtung nicht eher in seiner ganzen Stärke, als wenn man sich entweder von einzelnen bedeutend scheinenden Personen, oder von dem grösfern Publikum, um gewisser achtungswerther Ei-

genschaften willen, geehrt siehet. — Und müßte nicht der Mensch schon den größten Theil seiner bessern Gefühle eingebüßt haben, der es gleichgültig und ungerührt anhören könnte, wenn man ihm sagte: „denke nicht, daß deine Fehler unbemerkt bleiben! Alle Rechtschaffenen versagen dir derselben wegen ihre Achtung und ihr Zutrauen. Selbst deine lobenswürdigen Eigenschaften verlieren durch sie ihren Werth in den Augen des Publikums u. s. w. —?“

Zur Erweckung und Belebung des Ehrtriebes wird endlich drittens auch das ein wirksames Mittel seyn, wenn man den Menschen in Umstände versezt, wo er sich durch eigene Erfahrung von der günstigen oder ungünstigen Meinung seiner Mitmenschen überzeugen kann. Man verschaffe dem, den man zur Ausbildung seiner Talente, zum Streben nach immer größerer Vollkommenheit in einer Wissenschaft oder Kunst gern anfeuren möchte, nur Gelegenheit, sich zu zeigen, seine Vorzüge und Geschicklichkeiten sehen zu lassen, und, wo nicht Beifall und Lob zu ernden, doch wenigstens einige Aufmerksamkeit zu erregen. Sobald der Mensch sieht, daß er Andern nicht gleichgültig ist; so fängt er an, in seinen eigenen Augen wichtig zu werden. Die günstigen Meinungen Anderer von seinen Anlagen,

lagen, Kenntnissen oder Tugenden regen jede Kraft zum Weiterstreben in ihm auf und erwecken ein lebhaftes Verlangen, die ehrenvollen Urtheile, welche man von ihm fällt, zu rechtfertigen. Die guten Erwartungen, die man von ihm hegt, ermuntern ihn zu einem edlen Selbstvertrauen: und was ist dem Menschen noch unmöglich, wenn einmal eine feste Zuversicht zu sich selbst sein Gemüth mit Muth zur Bekämpfung aller ihm in den Weg kommenden Hindernisse erfüllt hat? — Besonders wird der eigentliche Jugenderzieher wohl thun, wenn er seine Zöglinge in die Umstände zu versetzen sucht, wo sie sich durch eigene Erfahrung überzeugen können, wie günstig oder wie ungünstig Andere von ihnen urtheilen. Das Lob und der Tadel der Eltern oder Lehrer thun bei manchen jungen Leuten oft aus dem Grunde nicht die gehoffte Wirkung, weil sie desselben schon einigermaßen gewohnt sind. Aber man gebe ihnen Gelegenheit, sich vor einem größern Publikum zu zeigen und aus Eefahrung zu lernen, welche Eindrücke ihre Vorzüge oder ihre Fehler auf Personen machen, die ihnen fremder sind; und man wird finden, daß hierdurch ihre Ehrliebe weit stärker gerührt wird. Besonders benutze man das Gefühl der Scham, um junge Personen auf sich selbst aufmerk-

merksam zu erhalten, und sie auch von denen Unarten, gegen welche andere Mittel nichts helfen wollen, zu heilen. Man lege es zuweilen durch absichtliche Veranstaltungen darauf an, daß sich der Zögling durch seine Untugenden selbst Demüthigungen zuziehe, und sich dem lauten Tadel oder dem Spotte Preis gebe. Dies wird oft mehr fruchten, als die ernstlichsten Warnungen. — Ich bemerke hierbei noch dieses, daß junge Personen am meisten gegen die Verachtung und den Tadel derer, die ihnen an Alter gleich oder an Denkungsart ähnlich sind (z. B. ihrer Mitschüler und Kameraden) empfindlich zu seyn pflegen, weil sie mit diesen stärker, als mit Andern, sympathisiren (vergl. 2 Abschn. III.). Auch lehrt die Erfahrung, daß es kein besseres Mittel giebt, sie von manchen Fehlern zurückzubringen, als wenn man es so zu veranstalten weiß, daß sie sich dadurch bei ihres Gleichen verächtlich und lächerlich machen: und hierin besteht ein Hauptvorzug der öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, daß man in diesen von dem eben erwähnten Bildungsmittel einen viel häufigern Gebrauch machen kann, als in der häuslichen Erziehung. Aber freilich wird hierbei vorausgesezt, daß in solchen Anstalten ein guter Geist, d. i. richtige

Ge-

Gefühle und Ideen über Ehre und Schande herrschen. Ist dies der Fall; so läßt sich hoffen, daß ein junger Mensch, der ein Mitglied einer solchen Gesellschaft wird, für Ordnung, Fleiß und gute Sitten schon mehr als zur Hälfte gewonnen sey. Wer erschrickt aber nicht bei dem Gedanken an die Gefahr, welcher Knaben und Jünglinge in solchen Anstalten ausgesezt sind, wo Fleiß und Tugend nichts gelten, wo man seine Ehre in nichtsbedeutenden Thorheiten oder gar in schändlichen Dingen sucht, und Zügellosigkeit nnd Laster den guten Ton ausmachen. Ist es wohl zu erwarten, daß ein junger Mensch, der sich auf einmal unter Leute von so verdorbenen Gesinnungen und Sitten versezt sieht, Muth und Stärke genug haben werde, sich über die öffentliche Meinung der Gesellschaft, in welcher er jezt lebt, hinauszusetzen, und den bessern Grundsätzen und Gewohnheiten, die er etwa aus dem väterlichen Hause mitgebracht hat, getreu zu bleiben? — Wie groß und wichtig daher die Pflicht sey, den herrschenden Geist öffentlicher Anstalten durch jedes dazu dienliche Mittel, vorzüglich durch Berichtigung und kluge Leitung des Ehrgefühles, zu verbessern, dies leuchtet von selbst ein.

* * *

Es ist oben gezeigt worden (s. 2 Abschn. IV.), daß fremde Achtung auch aus dem Grunde wünschenswerth sey, weil sie uns zur Erreichung so vieler Zwecke unsers irdischen Lebens beförderlich ist. Nun fragt sich: ist es auch rathsam, den Ehrtrieb durch die Hinsicht auf den Nutzen und das Vergnügen, das uns die günstige Meinung unserer Nebenmenschen gewährt, zu wecken und zu nähren? Sollen zu dem Ende Eltern und Erzieher die Kinder durch fremde Beispiele und durch eigene Erfahrung mit den manigfaltigen Annehmlichkeiten bekannt machen, welche sie sich davon, wenn man gut von ihnen denkt, zu versprechen haben? Sollen sie ihnen Lust und Liebe zur Tugend durch die Vorstellung beizubringen suchen, daß, wenn sie sich durch Wohlverhalten und sittsames Betragen in guten Ruf gesezt haben, nicht nur andere junge Leute sich um ihren Beifall und um ihre Freundschaft bewerben, sondern auch erwachsene, selbst vornehme Personen, ihnen ihre Achtung und ihre Zuneigung durch tausend Gefälligkeiten zu erkennen geben, und sich eine Freude daraus machen werden, zu ihrem Vergnügen beizutragen? Soll man sich bemühen, sie dadurch von Unarten und Fehlern zurückzubringen, daß man ihnen die nachtheiligen Folgen

schil-

schildert, welche die Verachtung ihrer Neben-
menschen, die sie sich durch ihre Untugenden zu-
ziehen, unfehlbar für sie haben wird; daß selbst
die, welche an Stand und Glücksgütern weit
unter ihnen sind, sie mit Geringschätzung be-
trachten und es nicht der Mühe werth achten
werden, ihnen gefällig zu seyn und etwas zu
ihrer Zufriedenheit beizutragen? Soll man dem
Jünglinge sagen, daß er durch Erweckung ei-
ner guten Meinung von seinen Fähigkeiten,
Kenntnissen, Geschicklichkeiten und Tugenden
sich den Weg zum Glücke seines ganzen Lebens
bahnen werde; daß, wenn er sich früh das Lob
der Dienstfertigkeit, der Menschenliebe, der
Wahrheitsliebe und der Aufrichtigkeit erwerbe,
ihm jedermann sein Vertrauen schenken, und er
hierdurch tausend Gelegenheiten finden werde,
sein eigenes und fremdes Wohl zu befördern;
daß Bescheidenheit und gefällige Sitten ihn bei
jedermann beliebt und in allen Gesellschaften
angenehm machen werden; kurz, daß, gesezt
auch die Achtung seiner Mitmenschen hätte an
und für sich selbst keinen Werth in seinen Au-
gen, er doch, um des ungemein großen Ein-
flusses willen, den dieselbe auf sein Wohlseyn
und Vergnügen haben werde, wenigstens aus
Liebe zu sich selbst, sich um die Erwerbung und

Erhaltung eines guten Nahmens mit anhaltendem Fleiße bemühen müsse?

Es leidet zwar keinen Zweifel, daß die uneigennützige Ehrliebe (welche fremden Beifall darum wünscht, weil dadurch das Gefühl der Selbstachtung gestärkt wird), an sich edler und in ihren Wirkungen der sittlichen Veredelung beförderlicher sey, als die Art der Ehrbegierde, welche die gute Meinung und die Achtung Anderer nur um ihrer angenehmen Folgen willen sucht. Daher muß man auch vornehmlich von der erstern bei dem Erziehungsgeschäfte Gebrauch machen. Damit ist aber nicht gesagt, daß die leztere, als Motiv zum Guten, von gar keinem Nutzen sey. Nach allem dem, was oben über die Nothwendigkeit, sich bei der Menschenerziehung auch jedes nicht-sittlichen Mittels, wodurch man dem Herzen nur irgendwo beikommen kann, zu bedienen, ist gesagt worden (vergl. 3 Abschn. II.), bedarf es wohl hier keines umständlichen Beweises, daß es erlaubt, ja Pflicht des Erziehers und Lehrers sey, auch die Triebe der Selbstliebe, und nahmentlich auch jene interessirtere Gattung der Ehrbegierde, in Thätigkeit zu setzen, damit entweder gewissen schon herrschenden Neigungen der gröbern Sinnlichkeit das Uebergewicht abgewonnen, oder überhaupt

haupt rohere und für die rein-moralischen Triebfedern noch nicht recht empfängliche Gemüther vorerst in den Weg der äußern Ordnung und Legalität eingeleitet werden; bis die immer steigende Kultur der Vernunft und der sittlichen Empfindung den Gebrauch jener sinnlichern Antriebe je länger je mehr entbehrlich macht.

So wenig es indessen an sich zu tadeln ist, wenn man den Trieb nach fremder Achtung auch mit durch Hinweisung auf ihre nüzlichen Folgen zu reizen sucht; so viel kluge Vorsichtigkeit ist bei dem Gebrauche dieses Bildungsmittels nöthig. Man darf nie müde werden, dem Zöglinge zu wiederholen und ihm durch alle Mittel einer wohlüberdachten Methode ernstlich einzuschärfen, daß es in hohem Grade verkehrt seyn würde, wenn man bloß um gewißer Vortheile willen nach der guten Meinung Anderer streben und wohl gar durch niederträchtiges Bequemen nach den herrschenden Vorurtheilen und Gewohnheiten, oder durch Heucheln und Schmeicheln und andere schlechte Kunstgriffe, sich um die Gunst und den Beifall derer bemühen wollte, von denen man Nuzzen zu ziehen hofft. Man darf keine Mühe sparen, um junge Gemüther recht innig vertraut mit der Ueberzeugung zu machen (und nur

durch diese Ueberzeugung können die so schädlichen Verirrungen des Ehrtriebes verhütet werden), daß das, was die Achtung unserer Mitmenschen zum würdigen Gegenstande unserer Wünsche macht, eigentlich nicht ihre äußerlich vortheilhaften Folgen, sondern ihr innerer Werth sey; daß aber dieser ihr nur insofern zukomme, als wir die Vorzüge wirklich an uns finden, welche uns die günstige Meinung Anderer beilegt.

VII.

Klugheitsregeln, die bei dem Gebrauche des Lobes und Tadels zu beobachten sind.

Es ist eine schon oft gemachte Bemerkung, daß man auf einige Menschen mehr durch Lob und Beifall, auf andere mehr durch Tadel und Beschämung wirken kann. Der Erzieher muß daher in dieser, so wie in vielen andern Rücksichten, das Individuelle in der Gemüthsart derer Subjekte, die er bilden soll, möglichst kennen zu lernen und nach diesem seine Behandlungsweise einzurichten suchen. Speciellere Re-

geln

geln hierüber gehören nicht an diesen Ort; wohl aber folgende kurze allgemeine Bemerkungen.

Man darf die, welche man vermittelst des Gefühles für Ehre und Schande bessern will, nicht leicht loben oder tadeln, ohne die Gründe dieser günstigen oder ungünstigen Beurtheilung bestimmt anzugeben. Schränkt man sich bloß darauf ein, seinen Beifall an den Tag zu legen, ohne besondere Ursachen davon anzuzeigen; so wird hierdurch der Ehrtrieb zwar geweckt, aber er bekommt keine bestimmte Richtung und kann daher leicht auf Abwege gerathen. Ein junger Mensch z. B. merkt, daß man gut von ihm denke; er hört sich im Allgemeinen loben, und freut sich darüber, ohne genau zu wissen, um welcher Vorzüge willen ihm dieses Glück zu Theil werde. Diese Unbestimmtheit in der Vorstellung seines eigenen Werthes giebt seiner Eigenliebe die Freiheit, sich seine Vollkommenheiten so groß und wichtig zu denken, als es ihr gefällt: und wie leicht kann er dann dahin gerathen, daß er alles an sich für gut, für beifallswürdig oder gar für außerordentlich hält, gegen seine Fehler aber ewig blind bleibt! Solche Verirrungen eines ungezügelten Selbstdünkels sind weniger zu befürchten, wenn man den Zögling über das Gute, das man an ihm des

Beifalls würdig findet, nicht in Ungewißheit läßt und so seiner Eigenliebe die Mühe erspart, den Grad seiner Achtungswürdigkeit nach Belieben zu bestimmen. Man erkenne das Beifallswerthe, und ertheile ihm das Lob, das es verdient, ohne die Unvollkommenheiten, die zu verbessern und die Fehler, die abzulegen sind, zu übersehen. Dieses durch einigen gerechten Tadel gemäßigte Lob wird das Streben nach höherer Vervollkommnung desto mehr anfeuren, je weniger es den schädlichen Dünkel, als sey man schon vollkommen und als sey nichts mehr zu thun übrig, aufkommen läßt.

Eine gleiche, vielleicht noch größere Vorsichtigkeit ist nöthig, wo man die Menschen durch Tadel und andere Zeichen der Geringschätzung zu bessern sucht. Ungerechtigkeiten, die man sich hier zu Schulden kommen läßt, erbittern nur, oder bewirken doch, daß man Verweise, Zurücksetzungen und Beschämungen, die man nicht zu verdienen bei sich überzeugt ist, wenig achtet, und zulezt auch gegen den Tadel und die Vorwürfe, die man wirklich verdient, gleichgültig wird. Man beschämt einen Menschen auf das empfindlichste, wenn man, indem man ihm seine Untugenden vorhält, auch zugleich das Gute, das er an sich hat, erkennt und lobet.

Seine Fehler werden ihm durch den Kontrast mit den Tugenden, die man ihm zugesteht oder doch noch in Zukunft von ihm hofft, noch verächtlicher erscheinen. Ueberdas schmerzt uns die Misbilligung eines Menschen desto mehr, je mehr er unsere Liebe, unser Vertrauen und unsere Achtung gewonnen hat: diese gewinnt aber der unausbleiblich, welcher eben so wohl für unsere Vorzüge, als für unsere Fehler Augen hat, und das, was er zu unserer Beschämung und Besserung sagt oder thut, so zu sagen und zu thun versteht, daß der Wunsch nnd die Bereitwilligkeit, uns durch seinen Beifall zu erfreuen, sobald wir uns desselben nur werden würdig gemacht haben, unverkennbar daraus hervorleuchtet. Durch eine so kluge Verbindung des Lobes und des Tadels wird in jedem besserungsfähigen Gemüthe der Besserungstrieb am sichersten angeregt. Ein weiser Erzieher verbirgt sogar manchmal sein Misfallen an dem Zöglinge und nimmt den Schein eines größern Zutrauens zu demselben an, als er wirklich heget. Doch muß hierbei alles vermieden werden, wodurch junge Leute zu dem Gedanken veranlaßt werden könnten, als sey der Erzieher zu kurzsichtig, um ihre Fehler zu bemerken. Daher dürfen gerade diejenigen Untugenden, bei denen

es darauf abgesehen ist, die Eltern oder Lehrer zu hintergehen, am wenigsten unbemerkt und ungerügt bleiben. Manche andere Fehler kann man schon eher eine Zeit lang ignoriren, ohne sich darum weniger Mühe zu geben, durch den Gebrauch der erforderlichen Gegenmittel denselben für die Zukunft vorzubeugen. Und von diesen Mitteln ist vielleicht gerade das eins der wirksamsten, daß man Gelegenheit nimmt, dem Zöglinge das Verächtliche und Schädliche des an ihm ignorirten Fehlers vorzustellen, ihm aber dabei zu verstehen giebt, daß man noch zur Zeit zu gut von ihm denke, um ihn desselben fähig zu glauben. Selbst dann, wenn man es für das Rathsamste hält, ihm seine Untugenden ernstlich zu verweisen, kann man seinem Ehrgefühle dadurch wieder sehr aufhelfen, daß man sich wenigstens geneigt zeigt, nicht nur zu entschuldigen, so viel sich nur entschuldigen läßt, sondern auch für die Zukunft alles Gute von ihm zu hoffen. Ist ein junger Mensch, mit dem man so umgeht, nicht sehr bös geartet und verdorben (und in diesem Falle muß man ganz andere Wege mit ihm einschlagen); so wird er sich nicht nur vor seinen Vorgesezten, die ihm diese Schonung beweisen, sondern auch vor denen, die davon Zeugen sind, ja sogar vor sich

selbst

selbst schämen, dieses gute Zutrauen zu täuschen und sich selbst aller Achtung für die Zukunft unwerth zu machen.

Es ist auch eine äußerst wichtige Erziehungsregel, bei allem, wobei man die Absicht hat, durch Beschämung zu bessern, nur stufenweise, und zwar langsam, vom Geringern zum Größern fortzugehen. Glücklich ist der Erzieher, dessen Untergebene noch so empfindlich gegen Lob und Tadel sind, daß auch schon ein Wort oder ein Blick der Misbilligung hinreicht, sie zu rühren! Diese Empfindlichkeit wird aber nur dadurch unterhalten, daß man das Gefühl für Ehre und Schande, solange man nur kann, zu schonen sucht. Bei den meisten Menschen thun sowohl die natürlichen, als die willkührlichen Strafen mehr Wirkung, indem sie selbige fürchten, als indem sie sie wirklich fühlen: denn so lange man sie noch als künftig denkt, so stellt sie die Einbildungskraft weit empfindlicher und schmerzender vor, als man sie findet, wenn man sie wirklich aus Erfahrung kennen lernt. Dies gilt denn auch insbesondere von den beschämenden Strafen: und gewiß liegt hierin eine von den Ursachen, warum die Menschen diese Gattung der Strafen bei weitem

nicht mehr so sehr scheuen, nachdem sie ihnen schon mehrmals sind zugefügt worden, als da sie selbige nur noch aus Drohungen oder aus Beispielen kannten. — Kommt hierzu noch dieses, daß es nur einigen Anschein hat, als leide man Unrecht, oder als habe man diese Strafe wenigstens nicht ganz verdient; so pflegt sich die Eigenliebe mit Troz gegen das Gefühl der Schande zu waffnen. Wodurch will man einem Gemüthe, das gegen die Eindrücke des Tadels und der Beschämung einmal verhärtet ist, hernach noch beikommen? wodurch einen Menschen noch rühren, den die Gewohnheit, sich verachtet und heruntergesezt zu sehen, gegen jede Empfindung der Scham abgestumpft hat? — Kein Erzieher, und überhaupt niemand, der von dieser Seite auf die Menschen zu wirken sucht, sollte das, was ich hier gesagt habe, aus den Augen sezen. Man versuche es erst eine Zeit lang mit den geringern Graden dieser Gattung von Besserungsmitteln; und entschließe sich nicht eher, zu den höhern fortzuschreiten, als bis man sich völlig überzeugt hat, daß durch eine fortgesezte schonendere Behandlung die gehoffte Besserung nicht zu bewirken sey. Man hüte sich ja, eine oder mehrere Stufen auf dieser Leiter zu überspringen: man gehe überhaupt

nur

nur langsam fort, damit man sich nie, oder doch so spät, als möglich, genöthigt sehe, zu den Extremen zu schreiten. Durch ein entgegengesezтes Verhalten kann ein Erzieher unbeschreiblich großen Schaden stiften und sich am Ende selbst in die äußerste Verlegenheit setzen: denn wenn er in der Geschwindigkeit den ganzen Vorrath der in seiner Gewalt stehenden harten Besserungsmittel ohne Erfolg erschöpft hat; was soll er dann mit einem Menschen weiter anfangen, der durch eine unkluge Behandlung gegen Verweise, Beschimpfungen und Züchtigungen stumpf geworden ist, und nun wohl gar seine Ehre in die Schande sezt, oder sich für die verlorne Achtung seiner Vorgesezten durch den Beifall und die Theilnahme schlechtdenkender Personen schadlos zu halten sucht?

Ueberhaupt ist ein weises Maaß- und Zielhalten nirgends nöthiger, als bei den bisher erörterten Bildungsmitteln. Uebertriebene Beifallsbezeugungen haben Eigendünkel und eitele Einbildung zu Folgen und lähmen den Trieb nach immer größerer Vervollkommnung. Ungemäßigtes oder gar ungerechtes Tadeln, Zurücksetzen und Beschämen reizt zur Erbitterung und zum Trotze, oder schlägt doch den Muth, wieder Beifall und Ehre zu verdienen, gar zu

sehr nieder. Daraus entsteht bei Manchem ein völliges Verzweifeln an sich selbst und an seinem persönlichen Werthe, und hieraus zulezt ein Grad von Gleichgültigkeit gegen die Urtheile der Menschen, welcher zu den größten Niederträchtigkeiten fähig macht. Es giebt zwar Fälle, wo die Sorge für das gemeine Wohl erfordert, daß sehr verdorbene Subjekte, an denen ohnehin jedes gelindere Besserungsmittel verloren seyn würde, auf eine recht ausgezeichnet schimpfliche Art bestraft werden, damit sie Andern zum abschreckenden Beispiele dienen. Aber diese Fälle kommen so häufig nicht vor: und auch hier müssen, wofern es nur möglich ist, die Züchtigungen dieser Art so eingerichtet werden, daß der Bestrafte nicht nur die Gelegenheit, sondern auch den Willen und den Muth behalte, auf den Weg der Ehre zurückzukehren.

Aus der obigen Bemerkung, daß wir die Achtung und den Beifall eines Menschen desto mehr wünschen, jemehr wir ihn selbst lieben und verehren (s. 2 Abschn. III.), ziehe ich hier die praktische Folge, daß ein jeder, der durch Lob oder Tadel, durch Beweise der Achtung oder der Geringschätzung auf Andere wirken will, vor allen Dingen sich selbst fragen müsse, ob er auch in dem Grade des Ansehens bei ihnen

nen stehe, der erforderlich ist, wenn sein Beifall oder seine Misbilligung einen heilsamen Eindruck auf sie machen, und nicht etwa, statt des bezweckten Nutzens, nur Schaden anrichten soll. Denn es ist in der That nichts seltenes, daß Personen, von deren Einsicht und Beurtheilungsgabe man nicht die vortheilhaftesten Begriffe hat, oder die — mit oder ohne ihre Schuld — nicht in der besten Achtung stehen, das Gute, wozu sie Andere durch ihr Beispiel und ihren Beifall aufzumuntern suchen, nicht so wohl empfehlen, als vielmehr schwache Gemüther noch mehr dagegen einnehmen. Wie sehr hat daher ein jeder, der von dieser Seite zur Bildung der Menschen wirksam zu seyn wünscht, Ursache, sich Mühe zu geben, damit sein Publikum theils von seinen Einsichten, theils von seiner Tugend und Redlichkeit eine günstige Meinung hege; wenigstens alles sorgfältig zu vermeiden, was ihn in den Augen desselben herunterseßen könnte! Er wird zu dem Ende selbst manchen an sich unschädlichen Vorurtheilen nachgeben, und sogar durch gewisse an sich vielleicht sehr unbedeutende äußere Eigenschaften Aufmerksamkeit zu erregen suchen, wenn er sieht, daß er ohne sie durch sein Lehren und Warnen, Loben und Tadeln wenig ausrichten würde. —

Hieraus erhellet denn auch, wie sehr es Pflicht des Staates sey, wofern ihm die Veredelung der Nation am Herzen liegt, dafür zu sorgen, daß die Personen, welchen die Volksbildung übertragen ist, ein gewisses äußeres Ansehen behaupten können; wozu aber Rang und Einkünfte erforderlich sind. Freilich reicht dies alles allein nicht hin, um denen, die ihr Amt und ihren Stand durch Unwissenheit, Ungeschicklichkeit, Trägheit oder Laster schänden, Achtung zu verschaffen: es reicht nicht hin, den Mangel innerer persönlicher Vorzüge zu ersetzen; und dazu soll es auch nicht dienen. Aber auch die achtungswürdigsten persönlichen Vollkommenheiten und Verdienste werden den Mann ohne Rang, oder den, der in Armuth und Dürftigkeit schmachtet, nicht gegen die Geringschäzzung des großen Haufens sichern, auf den er doch durch sein Beispiel und durch seine Achtungs- und Verachtungsbezeugungen wirken soll. Sey es auch noch so unvernünftig, die Lehren oder die billigenden und misbilligenden Urtheile, das Lob und den Tadel eines anerkannt verständigen und rechtschaffenen Mannes keiner sonderlichen Aufmerksamkeit zu würdigen, weil — der Mann in geringen und dürftigen Umständen lebt; so ist dies doch einmal die

Den-

Denkungsart der größern Anzahl aus jedem Stande: und solange die Obrigkeiten diese nicht umschaffen können; so lange sollten sie ernstlich dafür besorgt seyn, daß diejenigen, deren Beruf es ist, an der Aufklärung und Ausbildung des Publikums zu arbeiten, nicht durch ihre äußere Lage verächtlich würden. — Doch ich kehre von dieser Abschweifung zurück, um noch einige für die Erziehung nicht unwichtig scheinende Bemerkungen über die Austheilung des Lobes und des Tadels zu machen.

Die Erfahrung hat schon öfters gelehrt, daß bei manchen jungen Leuten in Schulen und Erziehungsanstalten das ihnen wegen ihres Fleisses oder ihrer Aufführung öffentlich ertheilte Lob auffallend nachtheilige Wirkungen hervorbrachte; daß sie entweder träger und nachläßiger in ihren Geschäften, oder ungesitteter in ihrem Betragen wurden, als sie vorher gewesen waren. Es können mehrere Ursachen vorhanden seyn, die hierzu gemeinschaftlich wirken. Abgerechnet, daß ein zu freigebig oder nicht mit der gehörigen Klugheit ertheiltes Lob den Zögling leicht zu der Einbildung verleitet, er habe schon mehr geleistet, als man von ihm fordere und erwarte, er dürfe sich nun ferner keine sonderliche Mühe mehr geben, um den Beifall seiner Vorgesezten

zu

zu erhalten; so hat auch die daraus entstehende Besorgnis, die Scheelsucht und den Neid seiner Mitschüler zu erregen, gar oft einen nachtheiligen Einfluß auf sein ferneres Betragen: denn an der Gunst und Freundschaft dieser ist vielen jungen Leuten weit mehr gelegen, als an dem Beifalle ihrer Vorgesezten. Muß also eins von beiden entbehrt werden; so wählt Mancher lieber das Erstere. Er thut Verzicht auf die Ehre, denen, mit welchen er beständig umgehen muß und deren misgünstige oder gehäßige Gesinnung ihm tausend Verdrüßlichkeiten verursachen kann, vorgezogen zu werden; und um ihre Freundschaft zu erhalten oder wieder zu erwerben, vermeidet er sogar den Schein, als suche er es ihnen an Fleiß und Geschicklichkeit zuvorzuthun. Er will wenigstens nicht das Ansehen haben, als bemühe er sich, sie zu übertreffen: daher bestrebt er sich, seinen Eifer, in Erfüllung seiner Pflichten, gesezt, er wäre auch noch eben so groß, als er zuvor war, nicht mehr so bemerkbar werden zu lassen. Er sucht diejenigen von seines Gleichen, die ihn darum haßten oder bespöttelten, weil er es wagte, besser als sie zu seyn, dadurch wieder mit sich auszusöhnen, daß er sich ihnen sogar in ihren Unarten gleichstellt. — Diese schädlichen Wirkungen des öffentlich ertheil-

theilten Lobes pflegen sich in desto größerm Maaße bei einem Menschen zu zeigen, jemehr es seinem noch jugendlichen Charakter an Stärke und seinen sittlichen Grundsätzen an Festigkeit fehlt, und je roher oder verderbter die in der Anstalt, worin er sich befindet, herrschende Denkungsart ist. Und sollte es gar in einer Gesellschaft von jungen Leuten so weit gekommen seyn, daß man nicht nur alles Gefühles für das wahrhaft Achtungswerthe entbehrte, sondern selbst in Untugenden seine Ehre suchte; so würde in der That ein höherer Grad von moralischer Solidität, als das Eigenthum des Jünglings zu seyn pflegt, dazu erfordert werden, wenn der Bessergesinnte durch ein öffentliches Zeugnis seines Wohlverhaltens — ich will nicht sagen, zum Guten noch mehr angefeuret, sondern — in dem Eifer für Tugend und Pflicht nur nicht lauer werden sollte. Vielleicht wurden die Vorzüge, durch die sich der gutgeartete Jüngling auszeichnete, von seines Gleichen nicht sonderlich bemerkt, und brachten ihm daher auch von Seiten dieser keine Unannehmlichkeiten zuwege. Sobald man ihn aber hervorzog und Andern zum Muster vorstellte; so erwachte der Haß und die Spottsucht der Schlechtgesinnten (die sich oft zum Unglücke bei der Menge in ein besonderes Ansehen zu setzen wis-

wissen): und dies ist dann eine Probe, in der eine Tugend (wenn man sie so nennen darf), welche mehr die Frucht natürlich guter Anlagen oder glücklicher Gewohnheiten, als durchdachter und fester Grundsätze ist, nur selten besteht. — Kommt hierzu noch der Umstand, daß es dem, der das Lob ertheilt, selbst an der erforderlichen Achtung fehlt; so darf man sich noch weniger wundern, wenn sein Beifall eine seiner guten Absicht gerade entgegengesezte Wirkung hervorbringt. — Daß unter den bisher erwähnten Umständen auch öffentlicher Tadel mehr Schaden als Nutzen stiften könne, ist für sich klar. Mancher rechnet es sich zur Ehre an, wenn er um solcher Dinge willen Verweise oder gar Züchtigungen erhält, in welche der große Haufe seiner Mitschüler seine Ehre sezt. Er glaubt durch diese Art des Märtyrerthums eine gewisse Wichtigkeit unter seines Gleichen und einen Anspruch auf ihre höhere Achtung zu erhalten: ein Preis, um den er den Beifall seiner vielleicht nicht sehr geachteten Vorgesezten gern dahin giebt.

Man sieht hieraus, wie viel vorsichtige Klugheit nicht nur Erzieher und Lehrer, sondern überhaupt Vorgesezte in allen Ständen anzuwenden haben, wenn sie durch Zeichen ihres

res Beifalles und ihrer Achtung, oder durch das Gegentheil, auf die Gemüther ihrer Untergebenen wirken wollen. Besserungsmittel dieser Art dürfen überhaupt ja nicht zu häufig gebraucht werden: und jedesmal müssen die, welche sich derselben bedienen wollen, sich zuvor selbst fragen, ob sie auch Ansehen genug haben, um durch ihr Billigen und Misbilligen, durch ihr Loben und Tadeln den gewünschten Eindruck zu machen. Wem es hieran fehlt, der täuscht sich mit leeren Hoffnungen, wenn er glaubt, er werde durch Achtungs- oder Verachtungsbezeugungen viel ausrichten.

VIII.

Von dem Gebrauche der Satyre, als eines Besserungsmittels.

Unter die Fragen, welche hier nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden dürfen, gehört auch die, ob man die Menschen durch Erregung des Gefühles des Lachens, oder durch Spott und Satyre bessern könne?

Das Gefühl des Lachens entsteht bei der Wahrnehmung auffallender Ungereimtheiten, d. h.

alles deſſen, was gegen die allgemein befolgten Regeln des Denkens, Redens und Handelns oder gegen die herrſchenden Sitten verſtößt: und je auffallender und unerwarteter dieſer Verſtoß oder je größer die Abweichung von der herrſchenden Analogie, deſto ſtärker iſt der Reiz zum Lachen. Doch darf die Abweichung, wofern ſie lächerlich erſcheinen ſoll, weder in ſittlicher Rückſicht, noch in Anſehung des menſchlichen Wohls und Wehes, von ſonderlicher Bedeutung ſeyn: wenigſtens muß ſie bloß von einer ſolchen Seite betrachtet werden, von welcher ſie nur von geringer Wichtigkeit zu ſeyn ſcheint. Denn wenn ich mir die Uebertretung eines moraliſchen Geſetzes, oder auch eine Abweichung von dem Gewöhnlichen und Hergebrachten vorſtelle, wodurch meine oder Anderer Wohlfahrt Schaden leidet, wenigſtens leiden könnte; ſo entſteht hieraus entweder Abſcheu und Unwille, oder Schmerz, Beſorgnis, Mitleiden und andere ernſte Gemüthsbewegungen, neben welchen die Wahrnehmung des Lächerlichen, als welche eine ruhige Seele vorausſezt, nicht Statt haben kann.

Wenn alſo das eigentlich Unſittliche an ſich zu wichtig iſt, als daß man darüber lachen könnte; ſo erhellet leicht, daß laſterhafte Geſinnungen,

Neigungen und Handlungen nur insofern Gegenstände des Spottes und der Satyre seyn können, als sie nicht von ihren schändlichen und verabscheuungswürdigen Seiten, sondern vielmehr als Ungereimtheiten dargestellt werden. Es findet sich aber, außer dem eigentlich Unmoralischen, in den menschlichen Wünschen, Bestrebungen, Gewohnheiten und Handlungen sehr vieles, das kindisch, thörigt, widersinnig und ungereimt ist, ohne darum das sittliche Gefühl sehr zu empören oder der menschlichen Glückseligkeit sonderliche Gefahr zu drohen. Dies alles (gewiß ein weites Feld!) ist zunächst vorzüglich Objekt der Satyre: und wie groß würde ihr Verdienst seyn, wenn sie das Menschengeschlecht auch nur von diesen Thorheiten zu heilen vermöchte! Indessen lassen sich doch auch eigentlich moralisch-böse Gesinnungs- und Handlungsarten von solchen Seiten betrachten, von welchen weniger das Abscheuliche und Verderbliche, als das Ungereimte und Widersinnige derselben in die Augen fällt; und von diesen Seiten angesehen erweckt auch das Laster Lachen. Diese Ansichten faßt der Satyriker auf, und stellt sie dem Publikum zur Belustigung und zur Warnung vor. Wenn er z. B. den Geiz zum Gegenstande seines Spottes wählt;

so ist das, was er lächerlich zu machen sucht, nicht eigentlich die gegen jede Theilnehmung verschlossene Selbstsucht, nicht die unmenschliche Hartherzigkeit, nicht das unersättliche aller Arten der Ungerechtigkeit fähige Streben nach immer mehrerm Gut und Geld; kurz, nichts von allem dem, was eigentlich das Verabscheuungswürdige dieses Lasters ausmacht: daß aber der Geizhals immer sammelt und nie genießt, daß er bei allem seinem Ueberflusse darbt, daß er beinah verhungert, um sterbend Haufen Goldes zu hinterlassen, das sind die Ungereimtheiten, wodurch er dem Satyriker so reichen Stoff giebt, das Publikum auf seine Unkosten zu belustigen. Man sieht leicht, daß es nicht gründliche Besserung des Herzens und der Gesinnungen sey, was durch die spottende Satyre (denn es giebt auch eine ernste Satyre, welche das Laster in seiner Abscheulichkeit darstellt) bewirkt wird. Sie begnügt sich und sie muß sich ihrer Natur nach damit begnügen, die Menschen durch die Furcht, lächerlich zu werden, von dem Thörigten und Widersinnigen in ihrem äußern Thun und Handeln zu entwöhnen. Ein Harpagon wird durch die witzigste und beißendste Satyre auf den Geiz schwerlich in dem Grade gebessert werden, daß er weniger, als vorher,

daß

das Gold wie seinen Gott verehren und weniger jedes noch so niederträchtige Mittel, seinen Reichthum zu vermehren, gebrauchen sollte, wofern es nur ohne zu großes Aufsehen geschehen kann: aber der Spott wird doch so viel bei ihm ausrichten, daß er sich in Zukunft hütet, durch ein auffallend thörigtes Betragen, zu dem die übermäßige Geldliebe so leicht verleitet, sich dem Gelächter Preis zu geben; er wird sich bemühen, seine heillose Leidenschaft zu verbergen, und zu dem Ende sogar zuweilen den Uneigennützigen und Freigebigen spielen. Eben das gilt von allen Lastern. Der Spott macht keinen Menschen tugendhaft: aber er legt doch den bösen Neigungen und Leidenschaften gleichsam einen Zaum an, damit sie sich nicht ohne Scheu und Rückhalt äußern und sich hierdurch die Peitschenhiebe der Satyre zuziehen. Denn den allermeisten Menschen ist nichts unerträglicher, als die Art von Geringschätzung, welche sich durch Verlachen äußert. Der Grund hiervon scheint vornemlich darin zu liegen, weil das Lächerliche in den Sitten und Handlungen mehrentheils einen Mangel an Kenntnissen, an Welterfahrung und Geistesbildung, eine gewisse Einfalt und Verstandesschwäche verräth. Viel lieber aber würde es Mancher sehen, daß man

ihn für lasterhaft, als daß man ihn für einfältig und schwach an Geiste hält. Freilich sonderbar genug! Doch der Grund dieser seltsamen Denkart mag liegen wo er will; der Satyriker benuzt sie (und er thut wohl daran), um gewissen Thorheiten, gegen die man sonst nicht leicht etwas ausrichten kann, in der Furcht, verlacht zu werden, einen starken Damm entgegenzusetzen. Sollte es auch nicht gelingen, den Thoren, welchen die Satyre Andern zum Exempel geisselt, selbst zu überzeugen, daß er verlacht zu werden verdiene (denn dagegen hat gewöhnlich die Eigenliebe außerordentlich viel einzuwenden *); so ist schon genug gewonnen, wenn

er

*) Nichts ist gewöhnlicher, als daß der, welcher der Gegenstand eines satyrischen Einfalles ist, diesen für matt, für verunglückten und schalen Wiz erklärt: und mit diesem Urtheile pflegt es auch völlig Ernst zu seyn. Der Verspottete allein findet nicht lächerlich, worüber die ganze übrige Welt lacht. Woher kommt dieses? Eine Frage, auf die sich die Antwort, in obiger Bemerkung, daß das Gefühl des Lachens nur in einer ruhigen, mit keiner ernsten Empfindung beschäftigten Seele Statt hat, leicht finden läßt. Denn das Misvergnügen, mich in

dem

er bloß fürchtet, Andern lächerlich zu erscheinen, und sich hierdurch von seinen groben Fehlern zurückbringen läßt. Und sollte der Satyriker auch diese Absicht nicht erreichen; so nuzt er schon dadurch, daß er den Thoren und Lasterhaften bei dem Publikum verächtlich macht: denn selten kann der großen Schaden thun, welcher der allgemeinen Verachtung Preis gegeben ist.

Wer dies alles bedenkt und dabei noch erwägt, daß durch den Spott auch der Bösewicht schüchtern gemacht werden kann, gegen

---

dem Grade gering geachtet zu sehen, den jeder satyrische Angriff voraussezt, und die Furcht, daß Andere den gegen mich gerichteten Spott witzig finden und sich auf meine Unkosten daran ergötzen dürften, sind viel zu ernste Gefühle, als daß sie mich nicht verhindern sollten, das wirklich Witzige und Lächerliche desselben wahrzunehmen. Daher wird selten jemand einen spöttischen Einfall, der gegen ihn selbst vorgebracht wird, mit belachen, (vom bloßen Scherze ist nicht die Rede), so wenig es ihm sonst an Empfänglichkeit fehlt, das Treffende und Beissende der Satyre zu fühlen, wenn ein Anderer der Gegenstand derselben ist.

den die Gesetze nichts vermögen, weil er sich gleichsam über selbige erhaben zu seyn dünkt, der wird sich leicht überzeugen, daß der Gebrauch der Satyre, (sie erscheine nun in der Form des Lustspiels oder in andern Gestalten), ein der Aufmerksamkeit der Gesezgeber und Regenten überaus würdiger Gegenstand sey. Der Beistand, den die Gesetze und die Sittenlehre von ihr hoffen können, wofern sie nur mit ihnen auf einen Zweck hinarbeitet, ist ungemein wichtig. Wenn es darauf ankommt, tiefgewurzelte Thorheiten und herrschende Untugenden auszurotten; so würden die stärksten Gründe der Moral und die ernste Stimme des Gesetzes, ohne die Unterstützung, welche ein wohlangebrachter, treffender Spott gewährt, nur eine halbe Wirkung thun. *)

Weiter in das Einzelne dieser Materie einzugehen, und noch besondere Regeln über den Gebrauch der Satyre bei der eigentlichen Jugenderziehung hinzuzufügen, verträgt sich nicht mit dem Zwecke dieser Schrift. Ich beschränke mich

*) „Zuerst müssen Moral und Politik ein Vorurtheil ins Auge fassen und entblößen; und hernach hezt es das Lustspiel durch Spöttereien zu Tode" — sagt Mirabeau in seinen Briefen an Chamfort.

mich daher auf die einzige Bemerkung, daß der Erzieher alle Ursache habe, mit diesem Besserungsmittel äußerst vorsichtig umzugehen. Er muß sich sehr hüten, daß er nicht durch Spöttereien, die seiner nicht würdig sind, an seinem Ansehen verliere. Denn es geschieht gar zu leicht, daß der, welcher einen Gegenstand oder eine Person lächerlich zu machen sucht, wofern er sich zu diesem Ende solcher Vorstellungen bedient, die in das Niedrig-komische fallen oder sich demselben zu sehr nähern, zugleich mit lächerlich wird. Und dann darf er auch nie vergessen, daß keine Art des Spottes, die erbittert oder zu sehr demüthigt, bei Subjekten, die für eine gelindere Behandlung noch nicht in zu hohem Grade verdorben sind, gebraucht werden dürfe; weil sie hier ungleich mehr Schaden als Nutzen stiften würde. Nur für Menschen, auf die sonst nichts mehr Eindruck macht, spare man diese harten Besserungsmittel auf. Sollte auch an Subjekten dieser Art wenig zu bessern seyn, so ist doch auch nicht viel mehr an ihnen zu verderben: und eine zu glimpfliche Behandlung derselben würde Versündigung gegen den bessern Theil seyn, der vielleicht nur durch auffallende und abschreckende Warnungsbeispiele vor gleichem Verderben kann bewahrt werden.

IX.

Ueber die Mittel, Eitelkeit, thörigten Stolz und andere Ausartungen des Ehrtriebes bei der Jugend zu verhüten.

Da kein an sich unschuldiger Trieb in der menschlichen Natur mehrern und schädlichern Ausartungen unterworfen ist, als die Ehrliebe; so ist es eine der allerwichtigsten Pflichten des Erziehers, zu wachen, daß nicht dieser Trieb, vornehmlich in den Jahren der frühen Jugend, wo derselbe, vermöge des alsdann vorzüglich starken Hangs zum Nachahmen und der besondern Empfänglichkeit für unmittelbare Theilnehmung an fremden Empfindungen, sich sehr lebhaft zu äußern pflegt, auf Abwege gerathe. Denn wenn es schwer ist, dergleichen Verirrungen, die gewöhnlich von dem nachtheiligsten Einflusse auf die Moralität und Glückseligkeit des ganzen Lebens sind, zu verhüten; so ist es noch viel schwerer, diesen Trieb, nachdem er einmal eine falsche Richtung genommen hat, wieder ins Gleis zu bringen. Ich glaube daher meine Abhandlung nicht schließen zu dürfen, ohne noch

eini-

einige Worte über die Mittel hinzuzufügen, durch welche die Jugend gegen ungemäßigte Eigenliebe, Ehrgeiz und Eitelkeit und andere Fehler dieser Art verwahrt werden muß; wobei jedoch alles, was ich schon an andern Stellen dieser Schrift über Erweckung und Bildung der Achtungs- und Ehrgefühle im Allgemeinen gesagt habe, vorausgesezt wird.

Eine der vornehmsten Regeln, welche die Erziehung in dieser Rücksicht zu befolgen hat, ist wohl diese: Man halte die jungen Leute, soviel nur immer möglich ist, von dem Umgange mit solchen Menschen zurück, die durch ihre Urtheile und Handlungen verrathen, daß ihre Begriffe über Ehre und Schande falsch sind; mit Menschen, die ihren Geld- und Rangstolz nicht verbergen können, oder die ihren Werth in äußerm Glanze, in Aufwand und Kleiderpracht suchen, oder wohl gar ihre Ehre in Laster und Thorheiten setzen. Hingegen bemühe man sich, die Zöglinge mit solchen Personen in Bekanntschaft zu bringen, die von wahrer Achtung gegen alles Edle und Gute beseelt sind, und aus deren Reden und ganzen Betragen ein reines, unverfälschtes Gefühl für alles, was wahrhaft vortrefflich und ehrenwerth ist, hervorleuchtet. Durch den Umgang mit Menschen von dieser

Den-

Denkungsart werden die von Eltern und Lehrern den jugendlichen Gemüthern eingepflanzten guten Grundsätze immer mehr befestigt und belebt und die noch unverdorbenen Herzen durch Sympathie zu gleichen Gesinnungen gestimmt. Hingegen ist auch nichts ansteckender, als eine eitelsinnige und frivole Denkungsart, welche den Werth der Dinge nur nach dem äußern Scheine oder nach geerbten Vorurtheilen bestimmt; und nichts gefährlicher für Tugend und Unschuld der Sitten, als der Umgang mit Menschen, in deren Augen das stille, bescheidene Verdienst nichts, Flitterwerk, Glanz und Scheingröße aber alles gilt, oder die wohl gar in der Schande ihre Ehre suchen. — Man hat mehrmals die Frage aufgeworfen, ob man junge Leute aus den mittlern und höhern Ständen an den Zirkeln und Gesellschaften der Erwachsenen solle Theil nehmen lassen. Wenn man erwägt, wie der bei vielen Zusammenkünften dieser Art (bei Visiten und ähnlichen Gelegenheiten), herrschende Ton beschaffen ist; wie der größte Theil derer, die man Menschen von Welt und feiner Erziehung nennt, sich immer die größte Mühe giebt, die glänzende Seite auswärts zu kehren und mehr durch das, was in die Augen fällt, durch Kleiderpracht, durch

sogenannte feine Sitten, durch auswendig gelernte Höflichkeitsformeln u. dgl., als durch reelle Vollkommenheiten zu gefallen; wie die, welche sich durch Dinge von der eben erwähnten Art zu empfehlen wissen, fast überall eine warme Aufnahme finden, während man wahren Verdiensten, wenn sie nichts an sich haben, das die Augen blendet, mit Kälte begegnet; wenn man bedenkt, wie viele äußerst schiefe und erbärmliche Urtheile über Werth und Unwerth der Menschen, über Ehre und Schande man in den Gesellschaften der sich so nennenden feinern und gebildetern Welt zu hören bekommt; wenn man weiß, wie da mancher Untugend, mancher Ausschweifung mit Beifall, wenigstens mit solchen Entschuldigungen, die nicht viel weniger, als förmlicher, gutheißender Beifall gelten, mancher Tugend aber in einem kalten, zweideutigen Tone oder gar mit einem verächtlichen Achselzücken erwähnt wird; wie sich Viele des Guten, das sie allenfalls noch an sich haben, vor der Welt schämen, und erröthen, wenn sittlich-rohe oder verdorbene Menschen, welche freche Unverschämtheit für eine wesentliche Eigenschaft eines Mannes von gutem Tone halten, sie mit ihrer Aufrichtigkeit, ihrer Unschuld, ihrer Unbekanntschaft mit

gewis-

gewissen Modelastern, mit ihrer Achtung für Gott und Religion halb im Scherze und halb im Ernste aufziehen; — wenn man dies alles bedenkt, so ist es kein Wunder, wenn man sich geneigt fühlt, denen, welchen die sittliche Bildung ihrer Zöglinge am Herzen liegt, den Rath zu ertheilen, diese so selten, als möglich ist, an den Gesellschaften vom gewöhnlichen Schlage Theil nehmen zu lassen. Und was sollen denn auch Kinder und junge unerfahrne Menschen in Zusammenkünften von lauter erwachsenen Personen? Etwa mit ihren Kenntnissen und mit ihrer modischen Lebensart Staat machen und sich durch das bewundernde Lob der Schmeichler, die vielleicht blos ihren Eltern eine Freude oder ein Compliment machen wollen, zu eiteln, lächerlichen Thoren verbilden zu lassen? Es ist eine seltsame und zugleich sehr schädliche Schwachheit unsers Zeitalters, daß man aus Kindern so gern vor der Zeit reife, erwachsene Menschen machen möchte. Daher so viele Verkehrtheiten der modischen Erziehung. Mit Mühe pfropft man den Knaben und Mädchen Kenntnisse und Fertigkeiten ein, die ihrem Alter gar nicht angemessen sind. Man sucht sie, wie Affen und Papagaien, zu allem, was die Mode fordert, sey es übrigens so klug oder

so

so albern als es wolle, abzurichten: und dann führt man sie in Gesellschaften, um sie da eine ihnen durchaus unnatürliche Rolle spielen zu lassen, und sieht es mit innigem Vergnügen, wenn ihnen mit der scheinbaren Achtung begegnet wird, die nur erwachsenen, ausgebildeten und angesehenen Personen gebührt. Ist es möglich, daß eine so äußerst widernatürliche Behandlung nicht eine völlige Verschrobenheit des moralischen Charakters zur Folge haben sollte? Dies bemerkt jeder verständige Beobachter; nur nicht die durch Affenliebe und Modevorurtheile geblendeten Eltern. Wie mancher kurzsichtige Vater, wie manche unverständige Mutter haben ihre herzliche Freude daran, wenn ihr unmündiger Sohn mit der selbstgefälligsten Miene, in dem entscheidendsten Tone, oder mit einem altklugen Wesen, (das mit seinem unreifen Ansehen und mit seinem sich nur allzu sehr verrathenden Mangel an Erfahrung auf die poßirlichste Weise kontrastirt), oder wohl gar mit einer Unbescheidenheit, die den Unwillen und die Verachtung jedes Vernünftigen erregt, über alles, was ihm nur vorkommt, aburtheilt! oder wenn die kleine Tochter Schmeicheleien, wo nicht sogar Zweideutigkeiten, wie eine geübte Coquette anzunehmen und zu beantworten

weiß;

weiß; wenn sie es an Nasenweisheit und Spottsucht selbst denen zuvorthut, die in diesen schönen Künsten schon eine vieljährige Praxis haben, und wenn diese den weiblichen Charakter so sehr entstellende Unverschämtheit von Schmeichlern oder Thoren wohl gar als ein seltener Grad von Lebensart, als unvergleichlicher Wiz oder als Zeichen eines außerordentlichen Genie's gepriesen wird! — Doch genug! Bei so verblendeten und ungeachtet aller ihrer eingebildeten Kultur und Verfeinerung doch so moralisch-rohen Eltern möchte wohl jede Warnung verloren seyn. Vernünftige Väter und Erzieher aber werden sich leicht überzeugen, daß, wenn es gleich nicht möglich und vielleicht auch nicht einmal gut ist, die jungen Leute von dem Umgange mit eiteln Modethoren gänzlich zu entfernen, man wenigstens alle Mühe anwenden müsse, durch Lehren, Ermahnen, Warnen und jedes andere Verwahrungsmittel, ihnen diesen Umgang so unschädlich als möglich zu machen.

Einer der häßlichsten Fehler, gegen die man junge Leute auf jede nur erdenkliche Weise verwahren muß, ist der unvernünftige Stolz auf den vornehmen Stand und auf das Vermögen ihrer Eltern. Die meisten Kinder sind an sich nicht sehr geneigt zu dieser Thorheit. Ihr gewöhn-

wöhnlicher Leichtsinn, der sie nicht viel darüber nachdenken läßt, wie viel sie vor Andern voraus haben, ihre Unbekanntschaft mit den mancherlei Verhältnissen des menschlichen Lebens und mit den Vortheilen, welche Stand und Reichthum in der Welt gewähren können, verbunden mit einer diesem Alter natürlichen Gutmüthigkeit, welche der Stimme der gesunden Vernunft, daß jeder Mensch Achtung und Wohlwollen verdiene, so leicht Eingang verschafft; das sind die Ursachen, warum Kinder, so lange sie noch unverdorben sind, keinen sonderlichen Hang zum Stolze auf Reichthum und Stand und zur übermüthigen Verachtung geringer und armer Personen zu haben pflegen. Aber, leider, fehlt es selten an Menschen, welche diese natürlich gute Denkungsart geflissentlich verderben, indem sie die Kinder aus reichen und vornehmen Familien, theils aus Unverstand, theils aus dem eigennützigen Verlangen, sich bei Kindern und Eltern angenehm zu machen, von den außerordentlich großen Vorzügen zu überreden suchen, die ihnen ihr Stand und ihr Vermögen vor den Meisten ihrer Mitmenschen geben. Das Schlimmste ist, daß selbst viele Väter und Mütter unvernünftig genug sind, diese Art des Stolzes bei ihren Kindern

zu erwecken. Nicht genug, daß diese täglich sehen und hören, wie ihre Eltern selbst ihren vornehmsten Werth in hohen Rang oder in Reichthum setzen, und dieser äußern Vorzüge wegen die größten Ansprüche auf die Verehrung Anderer machen; wie sie sich in ihrer eingebildeten Größe brüsten und kein höheres Ziel ihrer Wünsche zu kennen scheinen, als durch eine glänzende und prachtvolle Lebensart die Augen des Publikums auf sich zu ziehen; wie sie geringern und weniger vermögenden Personen, besonders ihren Untergebenen, mit der schnödesten Verachtung begegnen, und nur denen Ehre erweisen, die ihnen an Stand und Vermögen gleich oder überlegen sind: die Thorheit solcher unvernünftigen Eltern geht gewöhnlich so weit, daß sie nicht früh genug ihren Kindern das Vorurtheil einprägen zu können glauben, bloß der Umgang mit Leuten ihres Standes, sie mögen übrigens so viele oder so wenige innern Vorzüge besitzen als sie wollen, sey ihrer würdig; daß sie sie recht ernstlich warnen, sich ja nicht mit geringern Personen gemein zu machen und sich dadurch zu entehren; daß sie ihnen wohl gar harte Verweise geben oder sie durch Spöttereien zu beschämen suchen, wenn sie so etwas an ihnen zu bemerken glauben.

Ist

Ist es denn zu bewundern, wenn junge Leute, die das Unglück haben, von früher Kindheit an so verbildet zu werden, in dem unseligen Wahne aufwachsen, ihr Geld oder ihr Stand überhebe sie der Pflicht, sich persönliche Verdienste zu erwerben und sich durch Kenntnisse, Geschicklichkeit und gemeinnützige Thätigkeit Ansehen zu verschaffen; dies könne denen überlassen bleiben, die das Glück weniger begünstigt habe; sie selbst bedürfen dieser Mittel, zu Achtung und Ehre zu gelangen, ganz und gar nicht u. s. w. — Auch abgesehen von den sittlich nachtheiligen Folgen, welche eine so unverantwortlich widersinnige Behandlung der Kinder haben muß, sollten alle Eltern, auch schon bloß aus Sorge für das zeitliche Wohl der heranwachsenden Generation, zumal in unsern Tagen, sich vor dem eben gerügten Erziehungsfehler mit verdoppeltem Ernste zu hüten suchen. Wenn Jünglinge von Stand und Vermögen, in der kindischen Einbildung, daß ihre Geburt oder das Geld ihrer Eltern jedes andere Verdienst bei ihnen ersetze, versäumen, sich diejenigen wahren Vorzüge zu erwerben, welche ein Recht auf Achtung und Ehre geben; so ist sehr zu befürchten, daß sie früher oder später die bittere Erfahrung machen werden,

daß ein großer Theil des Publikums über diese Dinge ganz anders, als sie denke. Sie werden zu ihrer Beschämung lernen, daß sie sich nur selbst lächerlich machen, so oft sie sich herausnehmen, bei aller ihrer persönlichen Verdienstlosigkeit, auf Männer von Talenten, von Wissenschaft und ächter Bildung, darum wie von einer Höhe mit Stolz herabzublicken, weil selbige dem Glücke weniger, als sie selbst, zu danken haben. Und wem werden sie dann die Schuld davon beizumessen haben, daß sie erst so spät mit ihrem eigenen großen Schaden klug werden? Wem anders, als denen, die ihnen von ihren zartesten Jahren an so ungereimte und schädliche Vorurtheile einpflanzten? Höret und bedenket dieses, ihr Eltern aus den höhern Ständen! Behandelt, unterrichtet und bildet eure Kinder so, daß ihr nicht besorgen dürft, dereinst so kränkende Vorwürfe von ihnen zu hören. Lehrt, gewöhnt sie von ihrem frühesten Lebensalter an, in jedem, auch dem Geringsten ihrer Nebenmenschen, die Menschheit zu achten und den Werth eines jeden nach seinem innern persönlichen Gehalte, nicht nach äußern Verhältnissen, zu bestimmen. Gewiß sind euch Beispiele genug bekannt von Menschen, die durch einen empörenden Geburts- oder Geldstolz

stolz *) sich nicht etwa bloß lächerlich und verächtlich, sondern zulezt gar unglücklich machten. Diese stellt euren Kindern zur Warnung vor. Und dann macht sie auch mit Exempeln solcher Personen bekannt, welche in ihrem niedrigen Stande sich durch seltene Tugenden und Verdienste die Achtung und Liebe aller Verständigen erwarben, oder gar bis zu den höchsten Stufen der Ehre und des Ansehens emporstiegen. Lehrt sie fühlen (und sie müßten nur halbe Menschen seyn, wenn es Mühe kosten sollte, dieses Gefühl in ihnen zu wecken, wie weit der Mann, der es nicht dem Glücke, sondern sich selbst zu danken hat, daß man seinen Nahmen mit Ehrfurcht nennt, über dem vornehmen und reichen Dümmling oder Wüstling in der Höhe steht! —

*) Daß der Geldstolz eine geringere Thorheit sey, als der Ahnen- und Rangstolz, davon kann ich mich nimmermehr überzeugen. Mir scheint er sogar die menschliche Natur noch mehr zu erniedrigen. Manche Schriftsteller sind der entgegengesezten Meinung. Incidit in Scyllam &c.

Ich gehe weiter! Entdeckt der Erzieher, daß das Verlangen nach Achtung und Beifall bei dem Zögling in eine leidenschaftliche Ehrsucht auszuarten anfängt; so darf er nicht unthätig bleiben. Denn wenn sich der junge Mensch gewöhnt, alles, auch das, was an sich gut und löblich ist, bloß in der Absicht zu thun, um Ehre dadurch zu erwerben; so ist sehr zu besorgen, daß, falls er diese seine Absicht nicht so wie er wünscht erreichen sollte, sein beifallswürdiger Eifer erkalten, oder gar dem Bestreben, sich durch jedes auch noch so zweideutige Mittel auszuzeichnen, Plaz machen werde. Hier ist es nun von der größten Wichtigkeit, dem Zöglinge ohne Unterlaß die Wahrheit gegenwärtig zu erhalten, daß das höchste und würdigste Ziel des Ehrtriebes der eigene Beifall sey, ein Glück, auf das man, wofern man nur nie aufhöre, recht und gut zu handeln, ganz sicher rechnen dürfe; da hingegen die Ehre bei Menschen sehr ungewiß und dem Zufalle unterworfen bleibe. Auch der beste Mensch (dies

muß

muß man ihm oft wiederholen) kann unrichtig beurtheilt und verkannt, es können ihm bei seinen edelsten Handlungen niedrige Absichten angedichtet werden: und wenn er, auch ohne daß er selbst im Mindesten Schuld daran ist, nicht alles leistet, waß man sich von ihm versprach; so darf er sich nicht wundern, wenn er, statt des verdienten Beifalles und Dankes, nur Tadel und Undank erndet: denn das ist einmal der Welt Lauf. — Durch solche Vorstellungen muß man in lebhaften, nach Ehre dürstenden Gemüthern nicht sowohl diesen Trieb zu schwächen, als vielmehr demselben in dem beseligenden Gefühle der Selbstachtung sein erhabenstes Ziel anzuweisen, zugleich aber auch den Jüngling von der bessern Art auf den möglichen Fall vorzubereiten suchen, daß ihm anstatt des gehofften Beifalles nur Kälte und Geringschätzung zu Theil werde. Denn träfe ihn dieses Schicksal unvorbereitet; so dürfte dies schwerlich ohne Nachtheil für seinen sittlichen Zustand abgehen.

Ein weiser Erzieher wird, wie überhaupt, so insbesondere auch in Hinsicht auf das Ehrgefühl,

gefühl, das Individuelle und Eigenthümliche in dem Charakter seiner Zöglinge kennen zu lernen, und einen jeden gegen die Gattung des Stolzes, des Eigendünkels, der Eitelkeit und gegen andere Fehler, wozu er einen besondern Hang verräth, zu verwahren suchen. Er wird zu dem Ende auf die Reden der jungen Leute und auf ihr ganzes Betragen vornemlich in Gesellschaften stets aufmerksam seyn; er wird sie vorzüglich im Umgange mit ihres Gleichen genau beobachten: und findet er dann z. B. daß ein junger Mensch besonders zum Prahlen und Großsprechen geneigt ist; so wird er nicht nur bei jeder Veranlassung ihn auf diesen Fehler aufmerksam machen und ihm das Thörigte und Lächerliche desselben vor Augen stellen, sondern er wird ihn auch durch Beispiele solcher Menschen, die eben dem Fehler ergeben gewesen und sich dadurch nur Spott, Haß und mancherlei Verdrüßlichkeiten zugezogen haben, recht augenscheinlich belehren, wie wenig man seinen Zweck erreiche, wenn man durch Ruhmredigkeit, durch Prahlerei und Großthun sich in Achtung und Ansehen zu setzen sucht. Er

wird ihn zu dieser Absicht wohl gar auf Personen von seiner Bekanntschaft verweisen, die zum redenden Beweise dienen, wie wenig man geliebt und geehrt werde, und wie leicht man sich zum Gegenstande des Gelächters und des allgemeinen Widerwillens mache, wenn man aus kindischer Eigenliebe nur immer von sich selbst spricht, was hingegen Andere sagen oder thun, mit Kälte und Geringschätzung aufnimmt; wenn man mit Vorzügen prahlt, die man nicht besitzt oder die den Nahmen wahrer Vorzüge nicht verdienen; wenn man sich mit seinem Reichthum brüstet und sich in seine schönen oder wenigstens modischen Kleider verliebt zeigt; oder wenn man sich mit seinen vornehmen Verwandten, Bekannten und Freunden groß macht u. s. w. Er wird ihm aber auch im Gegentheil an den Beispielen solcher Menschen, die sowohl durch ihre Reden, als durch ihr ganzes Betragen zu erkennen geben, daß sie von eigenliebiger Eingenommenheit für sich selbst und von allen ungebührlichen Anmaßungen weit

entfernt sind, zeigen, wie liebenswürdig die Bescheidenheit sey, wie sehr sie uns sowohl Hohen als Niedrigen empfehle, wie geneigt man sich fühle, den Talenten, Geschicklichkeiten und Tugenden eines Menschen desto eher volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, je weniger er übertriebene Ansprüche zu machen gewohnt ist. Weise Väter und Erzieher werden nichts versäumen, um ihre Kinder und Zöglinge das Ungereimte und Thörigte in dem Betragen mancher ehrsüchtigen und eiteln Personen, die sie selbst kennen, recht früh bemerken zu lassen. Dahin gehört z. B. jenes kostbare und affektirte Wesen, wodurch sich Manche, vornehmlich junge Leute, das Ansehen einer besondern Wichtigkeit oder einer vorzüglichen Feinheit des Witzes, der Gefühle und der Gesinnungen zu geben suchen; blinde Eingenommenheit für das Neue, und der bei der jüngern Welt immer gemeiner werdende Dünkel, welcher auf alles Alte in Meinungen, Sitten und Gebräuchen mit der ungebührlichsten Verachtung herabblickt;

desgleichen jene widerliche Art der Eitelkeit, welche durch gewisse mit Fleiß angenommene Sonderbarkeiten und durch ein sogenanntes gezniemäßiges Wesen sich auszuzeichnen sucht. Ein geschickter und einsichtsvoller Erzieher wird jede Veranlassung benutzen, um die ihm anvertrauten jungen Leute recht anschaulich zu überzeugen, wie wenig diejenige Art von Gecken Ansprüche auf wahre Achtung machen dürfe, welche bei aller Leere des Kopfes und bei dem entschiedensten Mangel an wahren persönlichen Vorzügen bloß durch eine gewisse gedankenlose Fertigkeit im Komplimentenmachen und in den Formeln der Höflichkeit, mit dreistem oder gar unverschämtem Eigendünkel verbunden, sich nur bei Unverständigen das Lob einer feinen, charmanten Lebensart erworben haben. — Es ist für das ganze Leben unsäglich viel gewonnen, wenn der Sinn für die tausenderlei Thorheiten dieser Art früh bei einem jungen Menschen geweckt und geübt wird. Nicht leicht wird der, dessen Vernunft schon in dem zarten Alter so

weit aufgeklärt und zum Selbstdenken gewöhnt, und dessen Ehrgefühl früh bis zu dem Grade ausgebildet wurde, daß er schon als Knabe und als Jüngling das Widersinnige, Lächerliche und Schädliche bemerken lernte, wozu ein schief gerichteter Ehrtrieb verleitet, — nicht leicht, sage ich, wird ein so gebildeter Mensch sich durch verkehrte Beispiele und Modethorheiten weit und auf lange Zeit von dem Wege der Vernunft und der wahren Ehre abführen lassen.

Man sage nicht, durch das hier vorgeschlagene Bildungsmittel gewöhne man die jungen Leute zu einem lieblosen Aufmerken auf fremde Fehler. Heißt denn das den Nebenmenschen lieblos beurtheilen, wenn man seine auffallenden Thorheiten, sich selbst und Andern zur Warnung, bei dem rechten Nahmen nennt? Sollte die Menschenliebe wirklich von uns fordern, gegen die Vorurtheile und Untugenden der Menschen blind zu seyn und unsere Kinder und Zöglinge blind dagegen zu machen? Wie können wir diese mit dem gehörigen Ernste vor den

Herr-

herrschenden Fehlern des Zeitalters warnen, wie ihr Herz schon früh mit Verachtung und Haß gegen selbige erfüllen, wenn wir die Schonung so weit treiben, daß wir alles, sey es auch so ungereimt, thörigt und verderblich als es wolle, an Andern entschuldigen? Nie werden wir sie zu Menschen von festem Charakter bilden, wenn wir selbst eine so verächtliche Gleichgültigkeit gegen das Böse verrathen. Nichtverachtung des Lasters und sittlich-schädlicher Thorheiten ist nicht viel besser, als Verachtung der Tugend: und das Sittlich-böse als schändlich vorzustellen, ohne darum dem, der damit behaftet ist, die ihm, als Menschen gebührende Achtung zu schmälern, das ist es, was die Erziehung zu einem ihrer Hauptgeschäfte zu machen hat.

Glücklich ist der Jüngling, welcher durch die Grundsätze der Sittlichkeit und der wahren Ehre verwahrt, an der Hand eines weisen und treuen Führers in die Welt tritt, wo er, sich selbst überlassen, so vielen Gefahren der Tugend entgegen gehen würde. Unentbehrlich zu seiner Ausbildung, zumal in einem etwas reifern Alter, bleibt

ihm immer die Gesellschaft der Menschen. Er muß mit Personen von verschiedenen Ständen, Alter, Denkungsarten und Sitten umgehen, wenn er vor Einseitigkeit bewahrt werden, wenn er Gelegenheit und Antrieb erhalten soll, nicht nur etwa diese oder jene seiner Anlagen und Fähigkeiten gehörig zu entwickeln, sondern sich alle die Vorzüge zu erwerben, wodurch man sich den Beifall verständiger und guter Menschen verschafft, und selbst dem größern unverständigern Haufen eine Art von Achtung abnöthigt. Aber je gewöhnlicher es ist, daß junge Leute, wenn sie von Natur oder durch Kunst und Kultur gewisse Eigenschaften besitzen, wodurch man in der Welt gefällt, durch den Beifall, welchen sie sich durch ihr empfehlendes Aeußeres erwerben, auf den irrigen Gedanken gerathen, als bestehe hierin der ganze Werth eines Mannes von Welt; desto mehr müssen weise Eltern und Erzieher darauf bedacht seyn, ihnen die richtigen Begriffe von der wahren Rangordnung der dem Menschen Ehre bringenden Vorzüge stets gegen-

wär-

wärtig zu erhalten. Wird dieses versäumt; so ist sehr zu fürchten, daß der Jüngling, welcher durch gewisse in die Augen fallende Talente und Eigenschaften für sich einnimmt, von Eigenliebe und Eitelkeit geblendet sich einbilde, er müsse nur von dieser Seite immer mehr zu glänzen suchen: wovon denn das die Folge ist, daß die reelleren Vorzüge, welche die große kurzsichtige Menge nicht so leicht zu entdecken und zu bewundern pflegt, ganz oder doch zum Theil vernachläßigt werden. Wer gar keinen andern Maaßstab seines Werths kennt, sagt der verewigte Garve, *) oder zu Rathe zieht, als das Wohlgefallen, welches die Welt an seinem Umgange findet, der wird, wenn er nicht unter ausgezeichnet vortrefflichen Menschen lebt, von dem Streben nach den höchsten Endzwecken seiner Natur eher

*) In seinen Versuchen über verschied. Gegenst. aus d. Moral, d. Literatur u. d. gesellsch. Leben. 3 Theil. S. 353.

eher abgezogen, als zu demselben ermuntert. Er lernt sich selbst wegen geringerer, von Natur und Glück ihm bloß geschenkter Vorzüge, übermäßig schätzen, und die edlern, welche er sich selbst erwerben sollte, — wahre Einsichten und Tugenden, als für den Weltmann zwecklos und unbedeutend, vernachläßigen.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Verzeichnis der bedeutendsten Druckfehler.

Seite III Zeile 2 in der Vorrede lese man Ehrliebe statt Ehrtriebe.

Seite 10 Zeile 3 steht das Wort genauer unrichtig zweimal.

— 24 — 21 lese man nach an: einem.
— 32 — 4 — — — Vernuftwürde.
— 35 — 1 — — — Furcht statt Ehrfurcht.
— 56 — ult. — — — wird st. werden.
— 96 — 17 — — — erheben st. erhebt.
— 99 — 12 — — — vor st. von.
— 102 — 5 — — — werde und ausgestrichen.
— 119 — 23 — — — weit st. weil.
— 124 — 20 — — — ästhetischen st. ästetischen.
— 133 — 8 — — — berührten st. berühmten.
— 136 — ult. — — — welchem st. welchen.
— 137 — 6 — — — gewohnt st. gewoht.
— 155 — 18 — — — Hauptursachen statt Hauptsachen.
— 172 — 3 von unten, lese man Bezeichnung statt Beziehung.
— 193 — 9 lese man andere st. andern.
— 200 — 11 gleichsam auszustreichen.
— 252 — 4 lese man benehmen st. benennen.
— 382 — 17 zu auszustreichen.

2.4. –

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Snell, Christian Wilhelm,

Versuch über den Ehrtrieb mit besonderer Rücksicht auf das Geschäft der Menschenerziehung

Frankfurt am Mayn 1800

Bamberg, Staatsbibliothek -- Ph.o.872-a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11761205-9
VD18 1226623X-001